HEFT 3 MÄRZ 1992 5,70 DM C 4143 E

Konkret

Günter Amendt/ Otto Köhler über Wörners Offiziere:

Gefühle der Macht

Macht der Gefühle

in konkret März 1984

Verlags-Mitteilungen

an Konkret

Unheimlich betroffen: heimlich unbetroffen von Hermann L. Gremliza

Nachrichten

NachrichtenEin Bericht von Christiane Ensslin

Die letzten beißt die Kälte von Jan-Phillipp Sendker

Neues von der Friedensbewegung: Petra Kelly und Gert Bastian wollen aus der Krefelder Initiative austreten, weil sie zu anti-amerikanisch sei. Auf deutsch: Nachdem die Friedensbewegung die Stationierung neuer US-amerikanischer Atomraketen nicht verhindern konnte, wendet man sich wieder mehr dem Kampf gegen die sowjetische Rüstung zu. Während die EG-Beamtin und der Bundeswehr-Genend a.D. ihre älteren Erfahrungen reaktivieren, steht, hockt oder liegt Tag und Nacht ein Dutzend junger Leute vor einem Atomraketen-Depot - verlassen von einer politischen und literarischen Prominenz, die sich längst besser geheizten Themen zugewandt hat

La Bastille von Günther Anders

Was hat Schleyer der RAF erzählt? von Jürgen Saupe

Nach den Toten von Mogadischu und Stammheim war Hanns Martin Schleyer (Foto) das nächste Opfer im Deutschen Herbst von 1977. Von der Rote Armee Fraktion (RAF) entführt, ist er vor seinem Tod wochenlang verhört worden. KONKRET-Autor Jürgen Saupe dokumentiert Auszüge der Protokolle und was Politiker, Bundeskriminalamt, Generalbundesanwalt und Bayerns Staatsschutz damit anstellen

Juntos Venceremos von Sabine Rosenbladt

»Vereint werden wir siegen« - so nennt sich die erste bundesdeutsche Arbeitsbrigade, die zum Zeichen ihrer Solidarität mit der sandinistischen Revolution acht Wochen lang in Nicaragua bei der Kaffeernte half. Der Einsatz sollte zugleich ein Protest gegen die Interventionsdrohung der USA sein. KONKRET-Reporterin Sabine Rosenbladt war eine der 140 »Internacionalistas«

Linkische Linke von Karl-Heinz Hansen

Wer nein zur Aufrüstung hier sagt, muß ja zur Volksbewaffnung in Nicaragua sagen

Leichenfunde auf Grenada?

Erinnern Sie sich an die ersten Meldungen nach dem Überfall auf Grenada, die US-Marines hätten Massengräber entdeckt? Es ist bis heute unbekannt, wer diese Lüge in die Welt gesetzt hat. Warum sie geboren und von amerikanischen Journalisten für wahr gehalten werden konnte, erklären diese Bilder. Sie stammen aus einem jener Staaten Lateinamerikas, mit deren Regierung die USA einverstanden sind: Peru.

Freie Männer und freies Kapital von Wolfgang Schneider

Der US-Wirtschaftsexperte George Gilder, dessen Lehren Ronald Reagan im Fernsehen gelobt hat, räumt mit der Träumereien seiner Kollegen von einer sozialen Marktwirtschaft auf

Der Minister und sein General von Günter Amendt

Über Ursachen und Folgen der Affäre Kießling

»Dann sah ich alles« von Peggy Parnass

Hört auf diesen Mann von Werner Heine
»Stoppt Strauß« war lange genug der politische Breitensport der Republik. Werner Heine zeigt, wie richtig der CSU-Chef seine Welt sieht

Konkret-ExtraBundesreichswehrmacht von Otto Köhler
Eine ziemlich kriminelle Vereinigung durch drei EpochenDer »Traditionserlaß« ist leider keine Anweisung, durch die den Offizieren der Bundeswehr jegliche Beziehung auf die deutsche soldatische Tradition erlassen worden wäre. Im Gegenteil. Und so formiert sich in den Stäben der Bundeswehr der gleiche Ungeist, der schon die Reichswehr von Weimar und Hitlers Wehrmacht beherrschte. Das wiederum ist kein Zufall: Die personelle und ideologische Kontinuität wurde nie gebrochen

Der häßliche DeutscheNazionaler Kurs von Otto Köhler
Das Beste, was H. Kohl von sich zu sagen weiß: Er war 1945 erst 15 Jahre alt. Toll, was?

Barbarisierung des Geistes, Vergeistigung der Barbarei von Wolfgang Pohrt

Deutschland, deine Trainer von Diedrich Diederichsen
Warum Jupp Derwall nicht zurücktreten darf

Nr. 907502 Teresita Bualan von Horst Tomayer
Im August letzten Jahres flog im südhessischen Münster der Kleinbus eines braven deutschen Gewerbetreibenden in die Luft. Die Bombe hatte die »Rote Zora« gelegt. Jetzt hat Horst Tomayer den Fahrzeughalter besucht - als heiratswilliger Kunde

Breakdance von Wolfgang Pohrt
Laut Bravo« und »Spiegel« der »Über-Hammer« der Saison. Werden die heimischen Liedermacher zertrümmert? Keine Bange. Warum es bei einer Saison bleiben wird, erläutert Wolfgang Pohrt

Nullpunkt, Neubeginn von Wolfgang Pohrt
Anti-Amerikanismus

Verabredung mit einem Toten von Alexander Kluge
»Es war Spätsommer 1971. Wir saßen herum in Venedig. R.W. Fassbinder rechnete mit einem Notfall, den er ausmalte. Eine Truppe von weißen Männern zerstört unseren Stamm. Jetzt wäre es falsch, sagte R.W. Fassbinder, die Prärie zu verteidigen. Das ging ja historisch schief. Wenn wir aber mit genügend Geduld und Rachegeist zur Ostküste vorstoßen, werden wir unseren zerstörten Stamm an jedem der weißen Männer, die Schuld an dem Komplott tragen, rächen können.« Von Hans Richter, Murnau, Fassbinder, der Filmgeschichte, weiteren Verstorbenen, einem Zimmermann und diversen Lügen schreibt der Regisseur Alexander Kluge

KinoDrei neue deutsche Chancen von Hartmut Schulze

Plattentips von Olaf D. Marx

Notizen

Die Russen siegen, aber sie weinen nicht von Erich Kuby

Fotografien zur Vervollständigung deutscher Familienalben von Gabriele Goettle

Die Reise nach Jerusalem als Pilgerfahrt nach Deutschland von Eike Geisel

Über Israel-Reiseführer und die Kunst, in der Fremde daheim zu sein

BücherFalsche Fuffziger von Georg Fülberth

Manfred Rommel: Abschied vom Schlaraffenland. Gedanken über Politik und Kultur/Deutsche Verlags-Anstalt 1981, 267 S., 32 MarkWalter Wallmann: Der Preis des Fortschritts. Beiträge zur politischen Kultur/Deutsche Verlags-Anstalt 1983, 288 S., 32 MarkRichard von Weizsäcker: Die deutsche Geschichte geht weiter/Wolf Jobst Siedler Verlag 1983, 288 S., 36 Mark

BücherDas Kursbuch ist ein Enkelbuch von Wolfgang Pohrt

Nr. 74: Zumutung an die Grünen / Rotbuch Verlag 1983, 9 Mark

BücherSterben vor dem Tod von Matthias Altenburg

Ludwig Fels: Betonmärchen, Luchterhand Verlag 1983 / (SL 489), 112 S., 9.80 Mark

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 03/84, S. 3

Verlags-Mitteilungen

1. Auf ein Neues. Jetzt fangen wir erst richtig an.

2. Die Linke ist zerstritten. Das Urteil ist gängig und fast wahr. Richtig ist, daß die Linke verzankt ist. Es herrschen die Verhältnisse einer Beziehungskiste. Nach der versöhnenden Einladung zum Griechen haut er ihr eine runter, und Bastian zieht aus der Fraktion.

3. Die Lehre aus dem Debakel Friedensbewegung ist nicht: Unterstützt massenhaft das Minimum vom Minimalkonsens - »Für das Gute, gegen das Böse«. Die Politik des kleinsten Nenners hat eine qualifizierte Minderheit, die begriffen hatte und kämpfen wollte, in einer Mehrheit aufgelöst, die »Frieden« säuselnd Kohl zum Kanzler wählte.

4. Wahrheit und Klarheit entstehen nicht durch Freundlichkeit und Ausgewogenheit. Verlangt ist Radikalität. »Rücksichtslosigkeit - erste Bedingung aller Kritik«, schrieb Karl Marx am 18. Juli 1877 an Friedrich Engels zur Begründung, warum er an einer geplanten Zeitschrift nicht mitarbeiten könne.

5. In KONKRET soll gestritten, nicht gekungelt werden. Keinem ist damit gedient, daß kontroverse Standpunkte von einer geschickten Redaktion plattgemischt werden. Deshalb wird die Leitung des Kulturteils von KONKRET für jeweils drei oder vier Monate einem Autoren/einer Autorin übertragen. Er oder sie kann in diesem Zeitraum seine/ihre Position unverkürzt und unzensiert präsentieren. Rücksichtslos.

4. Der erste Autoren-Redakteur ist Wolfgang Pohrt (38), dessen Essay-Bände »Ausverkauf« und »Endstation« (1980 und 1982 bei Rotbuch) und dessen Polemiken in KONKRET, der »TAZ« und im »Spiegel« die linke deutsche Gemütlichkeit gestört haben. Robert Jungk fühlte sich durch Pohrts »Amoklauf« sofort »assoziativ an das sinnlose Attentat auf John Lennon« erinnert, Johano Strasser diagnostizierte einen »geradezu neurotischen Vernichtungswillen«, auch Wagenbachs »Freibeuter« sah »den Wunsch nach Vernichtung« am Werk. Das Westberliner Jargon-Blatt des Eberhard Knödler-Bunte, das ohne Ironie »Ästhetik und Kommunikation« heißt und den argen Verlust beklagt, den sich die »deutsche Kultur« durch die Ausgrenzung der jüdischen Kultur zugefügt hat, kam in Rage wie nie: »Daß Eike Geisel und Wolfgang Pohrt tödlich schießen können, weiß man schon längst. Daß sie aber ihre Wörter wie Waffen benutzen, um ihre Gegner, ob links oder rechts, zu eliminieren oder auszurotten, finde ich verheerend... seine sprachlich kaum mehr verhüllten Vernichtungswünsche... Erbe des Faschismus ... «

Pohrt, der das Erbe des Faschismus nicht in denkerischer und sprachlicher Radikalität, sondern in den verschwiemelten Formen denk- und sprachfauler Gemütlichkeit - ob links oder rechts - bewahrt sieht, antwortete (und dies ist sein Programm): »In der Tat: Der deutsche Faschismus soll vernichtet werden, und die knödelnden 'Krauts', die angesichts der von Deutschen begangenen Massenmorde an Juden, Russen, Polen den Verlust eines Stückes deutscher Kultur betrauern - sie sollen und werden keine Chance mehr haben.«

7. Für den Kulturteil dieser und der drei folgenden KONKRET-Ausgaben ist Wolfgang Pohrt verantwortlich.

Konkret 03/84, S. 5

an Konkret

Tod auf Raten

KONKRET 2/84: »Die Vergessenen« - Jürgen Saupe über die politischen Gefangenen in der Bundesrepublik

Mit denen in Stammheim sitzt nicht nur unser (nämlich derer, die '68 noch politisch pubertiert haben) schlechtes Gewissen ein, es sitzen auch unsere noch unzensierten politischen Träume ein, von denen wir uns beim Parteieneintritt, ob rosa, ob rot, in den Siebzigern aus freien Stücken an der Garderobe getrennt haben. Wir haben wohl sehr lange mit dem Bauch zur Wand gestanden und Lenins Träume nach Vorwärts vergessen, Blochs Hoffnung in die Lade Utopia verdrängt und die Schere in unserem Kopf kräftig klappern lassen. So funktioniert das Vergessen prächtig.

WOLFGANG ALBRECHT

OULU/FINNLAND

Die Todesstrafe ist zwar abgeschafft in unserem Lande, aber der kalkulierte Tod auf Raten tritt an deren Stelle. Man nennt es die »Vernichtungshaft«.

KARL KIRCHNER

WÜRZBURG

Die Vorstellung, die Gefangenen vor der »Rache« des »Rechtsstaats« zu schützen, haben wir nicht, und sie ist auch in dreierlei Hinsicht irreführend:

Erstens entsteht so das Bild von den Gefangenen als wehrlosen Opfern. Das stimmt nicht. Es gibt Widerstand im Knast. Wir wollen, daß es mehr wird.

Zweitens unterstellt das Wort »Rache« dem Staat blindes, fast unmotiviertes Vorgehen. Auch das ist falsch. Die Maßnahmen der Bundesanwaltschaft sind nicht blinder Terror, sondern werden taktisch und differenziert eingesetzt.

Drittens ist der Begriff »Rechtsstaat« im Zusammenhang mit dem, was in den Knästen läuft (und überhaupt) völlig daneben.

INITIATIVE GRUSSAKTION

HAMBURG

Amnestie, so schrieb der konservative Staatsrechtler Carl Schmitt im Oktober 1949 in der Zeitschrift »Christ und Welt«, sei eine der Urformen des Rechts:

»Bei einer Amnestie im echten und großen Sinne des Wortes handelt es sich nämlich uni die Beendigung des Bürgerkrieges. Es ist nicht leicht, einen Bürgerkrieg zu beenden und heute scheint es fast unmöglich... Zum Bürgerkrieg gehört es, daß jede Partei die andere als Verbrecher, Mörder, Saboteur und Gangster behandelt. Im Bürgerkrieg sitzt der jeweilige Sieger auf seinem Recht wie auf iner Beute. Er nimmt Rache im Namen des Rechts.«

Das ist einer der Gründe, weshalb eine Beendigung der Auseinandersetzung zwischen Staat und RAF auf der jetzigen Ebene nicht möglich ist: Keine der beiden Seiten kann siegen, die RAF sowieso nicht, da sie mehr denn je isoliert innerhalb der Bevölkerung agiert, der Staat aber auch nicht, da seine unnachsichtigen Verfolgungsmethoden gegen seinen Willen immer neue Generationen von Terroristen heranzüchten. Durch die Verfolgung wird das Verfolgte reproduziert. So ist es kein Wunder, daß schon die sogenannte zweite Terroristengeneration sich aus den Reihen der Gefangenenhilfsorganisation rekrutierte, faktisch also erst durch die staatliche Verfolgung der ersten Generation erzeugt wurde.

Es gehört zu den ehrenwerten Zügen der Weimarer Republik, daß sie zumindest die den bürgerlichen Schichten angehörenden politischen Gegner nicht zu Kriminellen stempelt, sondern ihnen Festungshaft gewährte und immer wieder Amnestien stattfanden; - an der Tatsache, daß Ernst von Salomon und Max Hölz begnadigt wurden, ist jene Republik nicht zugrunde gegangen. Um zu verhindern, daß immer wieder Leute erschossen, wegen »gemeinschaftlich begangenen Mordes« zur Höchststrafe verurteilt, zum Verhungern gezwungen werden: Darum und aus allen anderen Gründen ist eine Amnestie notwendig. Sich hierfür einzusetzen, ist auch heute richtig.

TIL SCHULZ

FRANKFURT

Wieder und wieder habe ich Ihre Begründung gelesen, warum sich gerade die westdeutsche Linke für die »Vergessenen« einsetzen soll. Solidarität mit dem Menschen und gegen die Unmenschlichkeit hätte ich verstanden, aber daß kein Linker sich von der RAF distanzieren darf, weil ihr Fehler der Fehler alter Linken war, bereitet mir Alpträume. Steht doch da, wenn der Protest richtig war, dann auch die Gewalt, war die Gewalt falsch, dann auch der Protest. Kaum jemand hat der Linken soviel Schaden zugefügt, wie die RAF mit sinnloser Gewalt. Die blinde Solidarität mit allem, was sich Genosse schimpft, ist schlimmer als jede Zersplitterung, das ist das Todesurteil für die Genossenschaft.

JÜRGEN ROMEIKE

HAMBURG

Gnadengesuch

KONKRET 1/84: » Wir laufen frei rum, und Schult sitzt« - Peggy Parnass über einen totkranken Gefangenen

Liebe Peggy, laß Dich ganz fest umarmen und nimm einen langen Kuß von mir als Dank entgegen für Deinen so mitfühlenden und wunderbaren Artikel. , Ich spüre die Liebe, die aus Deinen Sätzen klingt, die Solidarität, und ich bin glücklich darüber. Nun liegt das Gnadengesuch mit über 4000 Unterschriften im bayerischen Justizministerium bei Herrn Dr. Nietsche auf dem Tisch, und ich warte auf den Bescheid. Und es sind nicht nur die Unterschriften von Heinrich Albertz bis Gerhard Zwerenz (die tatsächlich beide unterschrieben haben), es sind so viele, die man sonst nicht auf den Listen findet, viele Gefangene aus Kaisheim, Tegel, Münster, Hohen-Asperg, Straubing und wie diese Kästen alle heißen, es sind nicht nur die Grünen im Bundestag, die geschlossen zugestimmt haben, es sind auch SPD-Politiker darunter, wie der Minister a.D. Peter von Oertzen und der MdB Schöfberger, es sind auch viele Ärzte und Anwälte, Konstantin Wecker und Bettina Wegener, Christl Buschmann und Margarethe von Trotta, Marianne Koch und Dorothee Sölle, es sind Italiener, Österreicher, Schweizer, Franzosen, Niederländer, Dänen und Schweden und sogar jemand aus der DDR, es sind Abgeordnete des Europa-Parlaments darunter, und zwar ein paar holländische Sozialisten, es sind Hausfrauen und Mütter darunter, Schüler und Studenten, Arbeiter und Künstler. Ich war ehrlich überrascht und bin mal gespannt, ob die bayerische Justiz es dennoch wagen wird, mich nicht rauszulassen, obwohl ich es ihnen ohne weiteres zutrauen würde.

DEIN PETER SCHULT

BERLIN

Big Business

KONKRET 2/84: »Muskelprotze« - Wolf Donner über neue Männerbilder aus den USA

Allen Chauvis sei immer wieder gesagt: Was ein Mann einer Frau an sexueller Lust zu bieten hat, ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Während dabei die Lust der Frau erst beginnt, versiegt die des Mannes schon. Mit dieser kläglichen Pointe seiner »Potenz« sollte daher kein Mann protzen. Wer's dennoch tut, wirkt lächerlich, verdient höchstens Spott und Hohn (wie in diesem KONKRET-Beitrag), aber kein Erbarmen! Nicht gelobt, sondern Verflucht sei, was - und wer sich - hart macht!

HANS WITTEK

LEUTKIRCH

Zwei Sätze aus der Februar-KONKRET: »Was ... zur Diffamierung und Diskriminierung Homosexueller zu sagen ist, hat R. Augstein im »Spiegel« gesagt. Ich gehe... davon aus, daß Lesern von KONKRET solch humanistische Nachhilfe erspart werden kann« (Hermann L. Gremliza).

»... die unverhüllte Geilheit der Filme, wenn auch heterosexuell kaschiert, schwul und peinlich« (Wolf Donner). Daß in ein und derselben Ausgabe von KONKRET sich der eine mit einem billigen Verweis auf den »Spiegel« um die Brisanz der Schwulen-Frage mogelt, während der andere über Seiten hinweg mit seinen Verklemmungen und Vorurteilen öffentlich und vergeblich kämpfen darf, zeigt, daß nicht einmal den Redakteuren von KONKRET Nachhilfe erspart werden kann.

PETER LINDEN

MÜNCHEN

Ich stimme mit dem Autor des Artikels überein, daß die Ursachen des neuen Männersexkultes nicht in der emanzipatorischen Besinnung des Mannes auf die Schönheit seines Körpers oder gar in einer neuen sexuellen Befreiungswelle zu finden sind. Hier steckt wohl wieder mal das perfekte Big-Business dahinter. Doch zusätzlich hat es der Autor auf perfekte Weise verstanden, die Charakteristiken der Schwulen auf das traditionelle, dumm perverse Minimum zu reduzieren: Geil auf Unterhosenreklame und Callboy-Annoncen, bei jedem Halbnackten in Extase geratend, lechzend im Kino sitzend und auf Kalender mit schönen Nackedeis wichsend.

HOLGER LAUFENBERG

KREISVORSTAND DIE GRÜNEN NORDFRIESLAND

Konstruktive Solidarität

KONKRET 2/84: »Der Kommissar antwortet« - Diskussion über den KONKRET-Kulturteil

1. Ich habe nicht, wie Schulze behauptet, auf der Frankfurter Buchmesse einen Anzeigenboykott gegen KONKRET organisiert oder organisieren wollen. Denn just dort habe ich ja unser für jedermann nachlesbares Inserat für die neue Zupfgeigenhansel-LP »Kein schöner Land« in KONKRET gebucht.

2. Fritz Rau war nicht in Unkenntnis vom Wortlaut des Aufrufs, denn er hat ihn an 5. Stelle höchsthandschriftlich unterschrieben.

3. Mir ging es immer um eine inhaltliche Auseinandersetzung mit Stil und Inhalt der KONKRET-Kritik an linken Künstlern, nicht um Kündigung eines Redakteurs. »Solidarische Kritik« ist keine leichtfertige Sprechblase, sondern etwas sehr Anstrengendes, weil Gründliches.

4. Ich bin weder »Chef des Musikant-Labels«, sondern leite nur Produktion und PR, noch gehört dieses Label der EMI Electrola, sondern wird nur dort vertrieben. Auch die Verquickung von EMI mit einem englischen Electronic-Konzern ist nicht EMI-spezifisch, sondern allenfalls »kapitalismusspezifisch«. So gehören Polydor, Phonogramm, Metronome und andere Plattenfirmen dem holländischen Electronic-Konzern Phillips; Teldec der Telefunken etc. Weder Degenhardt noch kaum ein anderer dürften dann noch gegen die NATO singen, weil alle dort erzeugten elektronischen Aggregate zivile aber auch militärische Verwendung finden. (Aber auch Spaghettiessen wäre dann unmoralisch, weil der Hauptabnehmer der Spaghettiindustrie die Armee ist.)

DIETHER DEHM

Die Antwort von Hartmut Schulze zu Diether Dehms Streitschrift zum KONKRET-Kulturteil sowie die im neuesten Heft abgedruckten Leserbriefe bestätigen eigentlich Dehms KONKRET-Kritik nachträglich auf das schärfste. Denn keiner geht auch nur annähernd *inhaltlich* auf das ein, war Diether Dehm sehr provokativ aber ebenso klug (wenngleich z.T. sehr gewagt) auf den 15 Seiten seiner Broschüre herausgearbeitet hat. Stattdessen: Insiderstories, Anekdötchen, Klatsch und Halbwahrheiten; vor allem aber auf die Person Dehm zielende Angriffe. Das ist das Niveau von Raddatz und Konsorten, die z.B. den Marxismus schon deswegen ablehnen, weil Marx nicht mit Geld umgehen konnte oder seine Frau mit seiner Haushälterin betrogen haben soll.

ROBERT WEISSENBERGER

FRANKFURT

Manager-Marxist Dehm empiehlt uns, die nach Profit stinkenden Friedensfürze aus dem Arsch der Kulturindustrie kritisch zu inhalieren. Das dumme Liberalen-Schlagwort von der konstruktiven Kritik hat er dabei im marktorientierten Hinterköpfchen. Er übersieht absichtlich, daß bei den »bots« mit ihrer 3-Akkorden-Mentalität konstruktive Kritik genauso absurd wäre wie bei Peter Alexander. Es täte der Hifi-Linken gut, sich etwas mehr mit John Cage, P. Boulez und anderen zu beschäftigen, denn schließlich erscheint uns im Bereich der Literatur eine kritische Auseinandersetzung mit Kafka, Arno Schmidt und Burroughs ja auch allemal gehaltvoller als kritisch konstruktive Diskurse zur Sozialpädagogen-Lyrik einer Kristiane Allert-W. Dehms Konstruktivitätsslogan zieht dem Kulturkritiker das destruktive Fell über die Ohren, um das offen fordern zu können – und ungewollt freizulegen -, was Kulturkritik schon immer auch war: kritische Werbetextverarbeitung.

BERND ZIRFAS

EBERNHAHN

Konkret 03/84, S. 8

Hermann L. Gremliza

Unheimlich betroffen: heimlich unbetroffen

Die Lage ist total, permanent, völlig, absolut unheimlich. Das macht echt, ehrlich, glaubwürdig betroffen. Sonst noch was?

Irgendwie nicht. Der »subjektive Faktor im Objektiven« hat sich herausgefressen. Gesellschaft und Geschichte deklinieren sich: ich, meiner, mir, mich; wir unser, uns, uns. Wir sind gut, die Welt ist böse. Und keiner leidet so tief und echt wie wir - das kann der Neger nicht. Wer ist schon so mörderisch bedroht, so tödlich vergiftet wie ich und mein Milchschaf? Wer ahnt die Schmerzen, die wir bei der Tagesschau durchmachen? Die Nicaraguaner haben's gut, die müssen nicht zusehen. Neudeutsch sein heißt, eine Sache um meiner selbst willen tun, beziehungsweise hauptsächlich: lassen. Nichts ist wichtig, wenn es nicht uns wichtig ist. Das ist mir wichtig.

Die Tiefe des Leids, unter dem die Kinder des zweit- oder drittreichsten Landes der Erde stöhnen, äußert sich in einem hysterischen Tremolo der Superlative, das - ein echtes Made in Germany - weltweit ohne Konkurrenz ist. Hier wird kein Arbeitsplatz beseitigt oder abgeschafft, hier wird er »vernichtet«. Und der Demonstrant, den ein Polizist mit dem Schlagstock verletzt hat, nimmt es als »Opfer des Polizeistaats« mit jedem Salvadorianer auf.

Auf dem alten Theater wurde den Akteuren ein Hinweis gegeben, wann und wie sie sich zu verstellen hatten: »Kunigunde (betroffen): So spracht Ihr nie ... « In dem neueren Schauspiel, dessen Laufzeit alle Rekorde zu brechen droht, wird die Regieanweisung gleich mitgesprochen: »Kuni von der Darmstädter Bio-Ini: Ich bin unheimlich betroffen, daß Du sowas sagen kannst ... « Echt: unecht.

Aber das kommt davon, wenn der Mensch im Mittelpunkt der (herrschenden und alternativen) Politik steht, wenn der Wille, den Bürger der Bundesrepublik glücklich zu machen, koste es, was es wolle, Anfang und Ende des Denkens markiert. Wo die Todesschwadron fehlt, bleibt die Aufgabe der Existenzvernichtung am. Oberschulrat hängen.

Ist ja schon gut: Auch ich schreibe kämpferisch gegen das Berufsverbot, gegen die Aufrüstung der Polizei, gegen Überwachung, gegen Isolationshaft, gegen Gift in der Nahrung und in Medikamenten. Auch ich kümmere mich hingebungsvoll um die bundesdeutschen Gefahren, sogar mit einiger Konsequenz und ohne jeden Frühling die politische Farbe zu wechseln. Aber ich will dies nicht in einem Milieu tun, das über den Sensationen der Päderastie-Debatte (Mensch im Mittelpunkt) die Sechs vom Westberliner Augustaplatz vergißt.

Der Ort sagt euch nichts? Eben! Dort verbrannten sechs eingesperrte Menschen, die so sehr im Mittelpunkt *unserer* Politik standen und stehen, daß niemand ihre Namen kennt. Es waren ja auch ausländische, so schwer zu merken und auszusprechen. Stellt euch mal vor, es wären sechs deutsche Hausbesetzer oder Wehrdienstverweigerer gewesen: jede dritte Gesamtschule wäre von der Schülervertretung nach ihnen umbenannt worden. Aber wer in Szene-Blättern wie der »TAZ« schon Monate vor dem Mord launige Diskussionsbeiträge für einen »Ausländerstop« und Klagen über die Vertreibung deutscher Gemüseläden durch türkische Video-Shops erscheinen ließ, kann sich halt nur der älteren Meinung von Vati anschließen, daß man die Judenfrage wirklich nicht durch Vergasen hätte lösen sollen. Als der davon hörte, war er ganz hilflos - das alles heilende Zauberwort »unheimlich betroffen« gab's noch nicht.

Es geht also wieder mal gegen die Bürgerkinder, die Alternativen, die »neuen sozialen Bewegungen« (deren Repräsentanten aber schon sooo einen Bart haben)? Zu früh gefreut, Genossen und Kollegen, die ihr jetzt so angestrengt um die 35 Stunden-Woche und gegen »die Vernichtung« von Arbeitsplätzen kämpft. Woran denkt *ihr* denn? Daran, daß die Zahl der Arbeitslosen nur durch eine Verkürzung der Arbeitszeit und die Behinderung neuer Technologie in Grenzen gehalten werden kann? Denkt ihr nur daran, was eure guten deutschen »Arbeitnehmer« brauchen?

Und denkt ihr nicht mal ein bißchen (und nicht nur lautlos) darüber nach, wo und wie das bundesdeutsche Kapital, das doch nach Meinung des DGB Wachstum braucht, sich holen wird, was ihm hier abgetrotzt wird? Jahrhundertelang wurden die Gesellschaften Europas und Nordamerikas auf dem Rücken anderer Völker aufgebaut. Da das Kapital bis heute unter den sozialen Leistungen, die sich die Arbeiterbewegung erkämpft hat, offenbar nicht gelitten hat - die Reichen sind reicher denn je -, scheint wohl die Gewährung kürzerer Arbeitszeit am andern Ende als Verlängerung der Arbeitszeit oder, wo dies nicht mehr möglich war, als Verkürzung des Lohns angekommen zu sein.

Wäre es nicht an der Zeit, diese Ausbeutung zu beenden und Wiedergutmachung zu leisten? Etwa mit der Einführung einer 50 Stunden-Woche, wovon 15 Stunden unentgeltlich für kostenlose Belieferung Afrikas, Lateinamerikas und Asiens mit Nahrungsmitteln und Industrieprodukten gearbeitet würde - unter Einsatz aller technisch möglichen Hilfsmittel vom Computer bis zum Roboter? Mag Lambsdorff stöhnen und Breit ächzen: Es gibt keine Überproduktion und keine Obstschwemme, sondern keine Bewässerungsrohre und viele Millionen Hungertote.

Das ist natürlich erstens naiv, und zweitens steht es schon bei Lenin, weshalb es in der DDR und anderen osteuropäischen Staaten Sonderschichten zugunsten Cubas, Nicaraguas, Angolas gibt. Unter den Bedingungen einer kapitalistischen Ordnung und ihres »Weltmarkts« wäre so etwas nicht möglich. Muß aber deshalb der proletarische Internationalismus, der Gedanke an die ausgebeuteten Schwarzen, Braunen und Gelben so komplett aufgegeben werden, daß Raum für Chauvinismus und Rassismus (feinere Denker nennen es »Eurozentrismus«) entsteht?

In eurem Egozentrismus, Genossen und Kollegen, eifert ihr den Nabelbeschauern der Alternativen und/oder Grünen durchaus nach. Ihr plärrt wie diese über einen technischen Fortschritt, der es, wäre er von seinem kapitalistischen Verwertungszwang befreit, zum ersten Mal ermöglichte, die ganze Menschheit zu ernähren, zu kleiden, zu bilden. Und die Parolen, mit denen ihr den Kampf um die 35 Stunden-Woche führt, zu der es gewiß jetzt und hier keine vernünftige Alternative gibt, diese Parolen, in denen dem Kapital vorgerechnet wird, daß und warum es dabei keinen Schaden nehme, sind von der gleichen bewußtseinsbildenden Kraft wie das Verlangen der Grünen, die Friedensbewegung müsse Vertrauen in einen Kriegsminister haben können.

Die Lage ist mies. Das macht ärgerlich.

Konkret 03/84, S. 10

Nachrichten

Phantasien

Bei den Musterungen zur Bundeswehr werden jährlich 60.000 Mann untauglich geschrieben. Peter-Kurt Würzbach von der CDU, Reserveoberstleutnant der Bundeswehr und parlamentarischer Staatssekretär im Verteidigungsministerium klagt darüber: »Es kann nicht sein, daß ein Viertel eines Jahrgangs zum Dienst in der Bundeswehr untauglich ist. «Viele von diesen jungen Leuten seien »knackig, spritzig und gesund«. Weiß der MAD jetzt, mit wem er den Kießling verwechselt hat?

Contras in Bonn

Herbert Meyer, Geschäftsführer der Hamburger »team reisen«, hatte die Reise der bundesdeutschen Arbeitsbrigade »Juntos Venceremos« nach Nicaragua (siehe Seite 20) organisiert; es gelang ihm jedoch nicht, die Gruppe am Bonner Kaiserplatz unversehrt in die Reisebusse zu schaffen. Denn diese wurde von der Bonner Polizei plötzlich als »unerlaubte Kundgebung« behandelt und über Megaphon aufgefordert, ihre »Transparente« zu entfernen. Meyer in seinem Beschwerdeschreiben über den darauffolgenden Polizeieinsatz: »Ca. 50 Beamte stürmten die Gruppe, rissen die Transparente herunter, stießen Personen teilweise auf den Boden, ließen Tätlichkeiten aufkommen und setzten Gasstrahlgeräte ein, die - wie mir mitgeteilt wurde - 'chemische Keulen' heißen. Dabei wurden einige Personen recht schwer verletzt ... «. Antwort des Polizeipräsidenten: »Wegen des gleichen Sachverhalts« sei bei der Staatsanwaltschaft Bonn bereits ein Ermittlungsverfahren gegen mehrere Personen wegen Verdacht des Landfriedenbruchs, Verstoß gegen das Versammlungsgesetz, versuchter Gefangenenbefreiung und Widerstands gegen Vollstreckungsbeamte anhängig.

Speichel-Leckung

Unter dem »Geschäftszeichen VtK 11 5 - 346 832-1/29 (bei Antwort bitte angeben)« schreibt der Filmreferent beim Bundesminister des Innern der Filmregisseurin Elfi Mikesch:

Zu Ihrem Spielfilmvorhaben bestehen noch folgende Fragen:

Bei den unausgearbeiteten Szenen des ganzen Buches wäre es wichtig zu wissen, wie Andeutungen von der Art 'G. ist Romantiker geblieben' filmisch umgesetzt werden sollen. Bei den ausgearbeiteten Szenen ist es von Bedeutung, ob und wie tatsächlich Vorgänge wie z. B. 'Er speichelt ihren ganzen Schuh ein' dargestellt werden sollen und wie Sie die Wirkung dieser und anderer Teile auf den Zuschauer einschätzen...

Mit freundlichen Grüßen

Im Auftrag

Dr. Schwegmann

Der Film, dessen Buch vom Auswahlausschuß des Ministeriums als hervorragende Leistung ausgezeichnet worden war, behandelt das »Frauenbild bei de Sade und Sacher-Masoch«. Da kommt es dem Minister Zimmermann auf jedes Detail an.

Deutsche Geschichte

Der »Stern«-Chefredakteur Peter Scholl-Latour schrieb anläßlich der Kohl-Reise nach Israel: »Die Unterschiede der menschlichen Rassen, der Erbanlagen werden im Namen einer wohlgemeinten, aber weltfremden Gleichheitslehre negiert.« Aufgebrachte »Stern«-Redakteure unter Anführung von Scholl-Latours Stellvertreter Dieter Gütt strichen dem Chef diese Erkenntnis aus dem Leitartikel heraus, und Scholl-Latour fand

seinen Satz plötzlich auch nicht mehr so ganz »glücklich«. Eine gelungene Gegenwartsbewältigung - bis die nazistische »Deutsche Nationalzeitung« in ihr Archiv griff. Dort lag erstens ein Foto, das den »Stern«-Obersten Scholl-Latour zusammen mit Hitlers »Stuka«-Obersten Hans-Ulrich Rudel zeigte, und zweitens das Buch »Blutschutz und Erbgesundheitsgesetz«, verfaßt vom SS-Brigadeführer Dr. Arthur Gütt, Vater des Obigen, den nun leider ein »innerfamiliäres Bewältigungs-Trauma« plage. Aber gegen die braune Sippenhaftung hilft ihm das nicht. Was für ein

Glück, daß wir das alles vergessen können, denn Helmut Kohl war 1945 erst 15 Jahre alt.

Inferno-Versicherung

Der Bielefelder Wirtschaftswissenschaftler Joachim Eisbach wollte sich und seinen Hausrat gegen den Schaden versichern, den ein durch Computerfehler ausgelöster Atomkrieg verursachen könnte. Er erhielt drei ernstgemeinte Antworten:

· Allianz- »Bei dem von Ihnen zugrundegelegten Fall handelt es sich um von unbemannten Flügkörpern verursachte Sachschäden. Hierfür gibt es keine Versicherungsmöglichkeit. Für Schäden, die durch Kernenergie verursacht werden, haftet der Versicherer generell nicht. In der Lebensversicherung besteht voller Versicherungsschutz.«

· Thuringia: »Bitte haben Sie Verständnis, daß wir uns als Versicherer mit dem Gedanken, derartige Risiken zu versichern, nicht anfreunden können.«

· Agrippina: »Fraglich ist bei dieser Gelegenheit, ob bei einem derartigen Zwischenfall ein Versicherer überhaupt noch in der Lage ist, seine Leistungen zu erfüllen, und der Versicherungsnehmer, sie in Empfang zu nehmen.«

Klassenrecht

Friedrich Christian Schröder, Strafrechtsprofessor an der Universität Regensburg, plädierte in der»FAZ« für Sonderstrafen gegen Ausländer in der BRD: »Denn diese Täter haben infolge der Gewöhnung an ihr heimatliches Strafenniveau regelmäßig auch eine geringere Strafempfindlichkeit«. Regensburger Studenten haben eine Erklärung gegen Schröder ausgearbeitet, die u.a. von Wolfgang Abendroth, Martin Hirsch, Helmut Ridder unterzeichnet wurde. Kontaktadresse: Renate Pilz, Weinweg 51, 84 Regensburg.

Zitate

»Grüne Hessen gehn voran: Nachtflugverbot für Pershing II«

Schlagzeile aus »Arbeiterkampf«, Organ des KB

»Nur ein toter Präsident ist ein guter Indianer, sagte John Wayne und schoß auf Ronald Reagan«

Jochen Langer, Kölner Straßendichter

Witze, die wir nicht mehr hören wollen:

Zwei Grüne unter sich: »Manches war ja gar nicht so schlecht, unterm Hitler - nur die Autobahnen, die hätt er echt nicht bauen sollen. «

Konkret 03/84, S. 11

Christiane Ensslin

Nachrichten
Ein Bericht

11.9. (Sonntag) etwa 11 Uhr Einreise am Grenzübergang Chiasso. Wir werden ohne Kontrolle der Personalausweise über die Grenze gewinkt.

27.9. etwa 12 Uhr Überfahrt mit der Autofähre nach Sizilien, von San Giovanni nach Messina. Weiterfahrt über Augusta nach Siracusa. Dort übernachten wir im Grand Hotel (ein Mafiahotel!). Nichts bemerkt.

28.9. (Mittwoch) Weiterfahrt über Noto nach Porto Palo. Weiterfahrt nach Ragusa-Marina. Ankuqft im Hotel Miramare etwa 18 Uhr.

20 Uhr. Überfall von ca. 12 Bullen im Hotelzimmer. Fast alle bewaffnet. Wir werden an die Wand gestellt, mit dem Gesicht zur Wand. Unsere Sachen werden auf das wüsteste durcheinandergeschmissen. Wir haben keine Gelegenheit, den Grund zu erfragen. Ich werde im Bad von einer Beamtin abgetastet, nackt. Malte von den Bullen im Zimmer ebenso. Wir müssen uns anziehen. Fahrt nach Ragusa zur Questura, dem Polizeipräsidium. In der Questura keinerlei Erklärungen für unsere Verhaftung. Ständig fällt das Wort »terroristi«. Die Beamtin aus dem Hotelzimmer ist mit dabei. Ein »Dottore« führt die Befragung durch. Der Dolmetscher spricht schlechter deutsch als wir italienisch, so wird italienisch geradebrecht. Wir weigern uns, das Protokoll ohne Dolmetscher zu unterschreiben. Wir übernachten in dem Zimmer, wo die Befragung stattfand. Vier bewaffnete Bullen vor der Tür. Es ist 1 Uhr 30. Für mich wird eine Campingliege reingeschafft. Malte schläft auf den Stühlen.

29.9. 9 Uhr. Der Dottore kommt. Läßt auf unsere Rechnung Kaffee bringen.

10.30 Uhr. Der Dolmetscher kommt. Professor bei der Ente Provinciale per il Turismo in Ragusa. Spricht gut deutsch. Versteht aber den ganzen Vorgang überhaupt nicht. Die Entscheidung vom Innenministerium trifft gegen 11 Uhr ein. Wir werden ausgewiesen. Grund: Wir haben das permisso di soggiorno (Aufenthaltserlaubnis) nicht eingeholt. Unsere Einwände werden kaum zur Kenntnis genommen. Sie seien nur die Ausführenden dieser Entscheidung. Während der ganzen Zeit in der Questura, sowohl gestern als auch heute, ist ein ständiges Kommen und Gehen von zahlreichen Zivilpersonen und Bullen. Wir sind niemals allein. Die Bullen sichtbar bewaffnet.

16.30 Uhr. Wir werden mit fünf uniformierten Bullen nach Messina gefahren. Malte in unserem Wagen, den ein Bulle fast zu Schrott fährt. Ich diesmal im Bullenwagen. Blaulicht und Sirene werden den Bullen ab Catania über Funk verboten. Wir müssen Benzin und Autobahngebühren bezahlen. Ungeheuer aggressive Stimmung. Die Typen schreien an laufenden Band. Sie verstehen kein Wort Deutsch. Wir werden in San Giovanni erwartet. Unser Auto wird von einem Bullen auf den Autozug gefahren. Wir warten bei der Bahnhofspolizei auf den Zug nach Rom Hauptbahnhof. 23.40 Uhr. Abfahrt. Liegewagen-Abteil im fast leeren Waggon. Zwei Bullen pennen, zwei bewachen uns jeweils.

30.9. 8 Uhr. Roma-Termini. Bahnhofspolizei. Wir werden in eine Zelle gesteckt. Die Bullen haben sich im Zug Zivilkleidung angezogen, ihre Uniform plus Knaller in Reisetaschen verstaut. Die Zellentür wird nicht verschlossen, sie sind ständig auf Sichtweite zu uns. Wir sollen fragen, wenn wir aufs Klo wollen. Malte holt mit Bullen Kaffee. Ständige Auseinandersetzungen und Provozierungen. Mittagessen, die Bullen warten sichtbar vor dem Restaurant. Große Aggressivität. Zurück in die Zelle.

20 Uhr. Ein Farbiger wird in der Nebenzelle (nur durch Gitter getrennt) zusammengeschlagen. Ein fürchterlicher Medico spritzt ihn ab, sie werfen ihn wahrscheinlich ins Klo -~-- konnten das nicht mehr überprüfen. 22.20 Uhr. Abfahrt nach Bolzano (Bozen). Überfüllter Zug. Normales Abteil. Die Bullen schmeißen die Reisenden aus dem reservierten Abteil raus und uns rein. Die Bullen schlafen alle ein!

1.10. 7.30 Uhr. Ankunft in Bolzano. Werden wieder erwartet. Bahnhofspolizei. Ein Ziviler (Allessandro Gicozze oder Cighoce?). Fahrt zum Brenner. Auf der Bahnpolizeistation Übergabe der Pässe, der Wagenpapiere. Weiterfahrt zur Grenze, Malte und ich in unserem Wagen. Sie übergeben uns den österreichischen Zollbeamten. Die winken uns hastig über die Grenze. An der deutschen Grenze werden wir wieder durchgewinkt.

Eine Anmerkung

Von dem Tag an, da ihre Schwester vom BRD-Staatsschutz gesucht wurde, ist auch Christiane Ensslin observiert, festgenommen, belauscht und schikaniert worden. Ihr Freund Malte Vorbeck mußte durch alle Instanzen bis vor das

Bundesarbeitsgericht prozessieren, um seinen Arbeitsplatz bei den Kölner Gas-, Elektrizitäts-, Wasserwerken wiederzubekommen. Weil er der Freund der Schwester einer sogenannten Terroristin war, galt er als Sicherheitsrisiko. Die Urlaubsreise von Christiane Ensslin und Malte Vorbeck nach Ragusa auf Sizilien, wo die beiden schon mehrfach Ferien verbrachten, ist in einem Telefongespräch aus Köln mit den Eltern Ensslin in Stuttgart erwähnt worden. Niemand in Italien wußte von der geplanten Fahrt. Ob BKA-Präsident Boge oder Generalbundesanwalt Rebmann wissen, wer wen in Rom zur Verhaftung der beiden Urlauber brachte? Übrigens: Eine Aufenthaltserlaubnis braucht kein Bundesdeutscher in Italien, wenn er nicht länger als drei Monate im Lande bleiben will. Das ist geltendes EG-Recht. Kein Bundestagsabgeordneter hat sich bisher um den Fall gekümmert. Nur das Fernsehen in Holland dreht einen Film über den Skandal.

Konkret 03/84, S. 12

Jan-Phillipp Sendker

Die letzten beißt die Kälte

Neues von der Friedensbewegung: Petra Kelly und Gert Bastian wollen aus der Krefelder Initiative austreten, weil sie zu anti-amerikanisch sei. Auf deutsch: Nachdem die Friedensbewegung die Stationierung neuer US-amerikanischer Atomraketen nicht verhindern konnte, wendet man sich wieder mehr dem Kampf gegen die sowjetische Rüstung zu. Während die EG-Beamtin und der Bundeswehr-Genend a.D. ihre älteren Erfahrungen reaktivieren, steht, hockt oder liegt Tag und Nacht ein Dutzend junger Leute vor einem Atomraketen-Depot - verlassen von einer politischen und literarischen Prominenz, die sich längst besser geheizten Themen zugewandt hat

*S*tumm stehen zwei Demonstranten an der Absperrung einem halben Dutzend deutscher Polizisten und vier mit Maschinengewehren bewaffneten und durch kugelsichere Westen geschützte GIs gegenüber. Es ist kalt und regnerisch. Am Ende der Zufahrt tauchen mehrere amerikanische Militärtransporter auf, dröhnend nähern sie sich und passieren ungehindert die Einfahrt. Ihre Ladung: Atomraketen vom Typ Pershing II. Anderthalb Millionen hatten im Herbst dagegen demonstriert. Ende Januar folgten einem bundesweiten Aufruf zu einer »Wochenend-Dauerblockade« gerade 150 Leute - Und bereits am späten Sonntagnachmittag waren die zwölf vom harten Kern, die hier seit Anfang Dezember leben, blockieren und Mahnwachen halten, wieder allein. Mutlangen ist ein Symbol für die Rüstungspolitiker wie für die Friedensbewegung. Hier fand im Sommer '83 das große internationale Friedenscamp statt; hier blockierten im September Prominente und Namenlose für drei Tage die Zufahrt zum Militärdepot; hier warteten Demonstranten und Journalisten aus aller Welt auf die ersten Pershing-II-Teile, die dann bei Nacht und Nebel, geschützt von deutschen und amerikanischen Polizeieinheiten, ins Depot geschafft wurden.

Kristina, Anna, Ralf, Peter und die anderen, die Tag und Nacht dabeistehen und hilflos zuschauen, wohnen wenige hundert Meter entfernt in einer alten Vogelscheune. In den beiden notdürftig hergerichteten Räumen wird gegessen, gekocht und geschlafen, die Toilette ist durch einen Vorhang abgetrennt. Das Büro befindet sich im ersten Stock, aus einem Cassettenrecorder klingt Georg Danzer: » ... i hab die Menschen gern, i steh auf meine Freund' und es is Frieden. Ka Hunger und ka Haß, ka Habgier und ka Neid und es is Frieden... gebt's uns endlich Frieden ... «

Hier wird nach dem Frühstück der Tagesablauf besprochen, die Büro-, Küchen- und Blockadedienste eingeteilt, Aufrufe und Leserbriefe geschrieben, die Pressearbeit organisiert. Das Telefon ist Tag und Nacht besetzt. In Drohanrufen werden sie ins »Arbeitslager«, oder gleich »in die Gaskammer« gewünscht; routinemäßig erkundigen sich Journalisten nach »Äktschen«, ob es sich lohnt, »vorbeizuschaun« ' Das Interesse der Presse, und auch da ist Mutlangen mehr Symptom als Symbol, ist geringer geworden. Und die Härte der Polizei wuchs in dem Maße, wie das öffentliche Interesse abnahm. Blockierer werden nicht mehr von der Straße getragen, sondern an den Haaren gepackt und in Gräben oder. in NATO-Draht geschleudert. 50 Holzkreuze, als Mahnung an 50 Kriege seit 1945 am Zaun des Raketenlagers eingepflockt, hat die Polizei beschlagnahmt, »da sie als Schlagwaffe dienen können«. Ebenso Stühle, Thermoskannen und Regenschirme.

Wer nicht gerade mit Bürodienst, abwaschen, oder organisatorischen Dingen beschäftigt ist, steht draußen vor der Absperrung. Die meisten wollten eigentlich nur für ein paar Stunden oder Tage bleiben, und sind hier hängengeblieben.

So Lisa, 23, aus Backnang, einer kleinen Stadt 50 Kilometer entfernt: »Ich war nie besonders engagiert, höchstens mal auf einer großen Demo. Ich wollte eigentlich nur für ein paar Stunden herkommen, so Ende November, und seitdem bin ich hier.« Ihr Geschäft, einen Second-Hand-Laden, löst sie gerade auf, da sie mit drei anderen zusammen ganz nach Mutlangen zieht: Ach hab hier unheimlich viele liebe Leute kennengelernt, ein Haus haben wir schon gefunden.« Sie will bleiben, »bis die Pershing wieder weg sind.«

Christiane aus Bochum hat ein Semester Biologie studiert, »aber das war echt nicht das, was ich gesucht hab.« Anfang Dezember kam sie für ein langes Wochenende - und blieb. »Hier hab ich wenigstens das Gefühl, was Sinnvolles zu machen.« Der Vorwurf eines Freundes, daß sie hier soviel macht, daß sie sich gar nicht mehr fragt: macht es auch Sinn?, ficht sie nicht an. Sie schweigt und wickelt Wolle. Erst als er wütend fragt, ob denn »diese Art von Widerstand etwas nützt«, und hinzufügt, daß »Widerstand auch etwas mit Effizienz zu tun hat«, reagiert sie: »Mir bringt's was. Außerdem: Schlag doch was Besseres vor.« Im Mai fährt sie in die USA, um am Friedensmarsch von der West- zur Ostküste teilzunehmen.

Die Frage nach dem Sinn der Aktionen hier, die sich jeder Besucher bei dem Anblick der trostlosen Szenerie vor dem Pershing-II-Depot stellt, wird in der Gruppe kaum noch besprochen. Es wird vom persönlichen Sinn gesprochen, von den »lieben Leuten«, von der »ganz anderen Lebensform«. Für den 19jährigen Rüdiger, der als Gärtner in einem Erholungsheim für Alt-Pietisten in Schwäbisch Gmünd arbeitete, »ist all das hier zu einem kleinen Zuhause geworden. Bin ich mal einen Tag nicht hier, werd ich traurig.« Mittlerweile ist er arbeitslos; sein Engagement mißfiel den Pietisten.

Anne, 33, Mutter von vier Kindern, kommt »so oft es geht, aber immer nur für ein paar Stunden, wegen der Kinder«. Sie hat im letzten Jahr viel in der örtlichen Friedensinitiative mitgearbeitet, aber »da ist die Stimmung jetzt auf dem Nullpunkt.

Es wird gequatscht, aber keiner tut mehr was. Die Leute sind unglaublich frustriert«.

Ähnliches berichtet Peter, 22, aus Frankfurt: »Früher sind zu unserem wöchentlichen Treffen immer so 25 Leute und mehr gekommen, heute wenn's gut läuft, noch zehn.« Seit Stunden steht er, die blaue Pudelmütze tief ins Gesicht gezogen, im Regen; den ihm angebotenen Regenschirm hat er abgelehnt. »Natürlich ist es frustrierend, daß wir hier nur so wenig sind, aber besser als niemand.« Zuweilen kommen noch Gruppen von Friedensinitiativen aus der Umgebung hinzu. So wie Anfang Dezember, als plötzlich ein paar ältere Frauen vor der Tür standen, wasserfest gekleidet, unter dem Arm Isomatten. Sie kamen aus Waiblingen von der Blockade-Gruppe Clara Zetkin, und wollten bei einer Totalblockade mitmachen; oder die Mitglieder der Stuttgarter Allianz Betriebs-Friedensinitiative, die jetzt jeden Freitagabend kommen und die Nacht über bleiben. Auch bei einigen Einheimischen langt der Mut, sich bisweilen für eine halbe Stunde dazuzustellen. Die Begeisterung, mit der die Blockierer von solchen Momenten erzählen, läßt ahnen, wie wichtig diese Unterstützung für sie ist.

Doch die Mehrheit der Mutlanger hat sich mit den neuen Raketen abgefunden. Was den Lauf der Dinge noch stört, sind die Demonstranten. »Alle Mutlanger sen nadürlich für die Null-Lösung, da kenne mir nix, da sen mir ganz radikal«, sagt der Mutlanger Bürgermeister Hartmann, »aber jetz sen die Denger amol da, jetz kriege mir se au nemme weg. « Weg müssen jetzt die Demonstranten. Unterschriftensammlungen fordern: »Mutlangen - Demonstrantenfreie Zone«, in einer Kneipe haben sie Lokalverbot. So geht's zum Türken, der sich über die neuen Gäste freut. Hier gibt es eine Pizza noch für drei Mark, und nach dem Essen einen türkischen Schnaps auf Kosten des Hauses. Aus der Musikbox dröhnt Geier Sturzflug: » ... dann ist alles längst zu spät, dann ist, wenn schon nichts mehr geht. Besuchen Sie Europa, solange es noch steht.« Ein Leserbrief in der Lokalpresse: »Wir in Mutlangen respektieren die demokratische Entscheidung des Deutschen Bundestages zum Doppelbeschluß der NATO! Wir in Mutlangen wollen keine Dauer-Demonstranten. Wir wollen keine Showmaster, Schauspieler, Sensationsdarsteller oder sonstigen Friedensfreunde, die Unruhe in unser Dorf bringen. Mutlangen soll wieder das werden, was es einst einmal war: eine bevorzugte Wohngemeinde«, schreibt Herr Radke. Er ist Immobilienmakler.

Was bleibt, hat Bertolt Brecht 1952 in seiner Rede für den Frieden gesagt: »Laßt uns das tausendmal Gesagte immer wieder sagen, damit es nicht einmal zu wenig gesagt wurde! Laßt uns die Warnungen erneuern, und wenn sie schon wie Asche in unserem Mund sind!«

Konkret 03/84, S. 15

Günther Anders

La Bastille

Gretel: »Was ist los heute? Warum heißt denn dieser Tag 'Bastille-Tag'?«

Vati: »Aus einem ganz einfachen Grunde: Im Zuchthaus, das 'Bastille‘ hieß, waren viele Pariser ganz zu Unrecht eingelocht worden. Das versetzte die Bevölkerung in Empörung. Am 14. Juli 1789 strömten deshalb Tausende auf den Platz vor diesem Bollwerk, warfen sich, dort angekommen, wütend auf das schmutzige Pflaster und verschränkten die Arme. Jeder von ihnen hatte eine rote Nelke oder einen Stengel Vergißmeinnicht mitgebracht. Schließlich ließen sie sich von den Polizisten, denen sie rasch noch gerade ein Blümchen aufdrängten, forttragen.«

Gretel: »Ach! Und damit hatten sie Erfolg?«

Vati: »Und was für einen! Die Bullen waren eben keine Bullen. Und hatten wahnsinnige Angst vor Blumen.«

Gretel: »Ach! «

Vati: »Und es graute ihnen davor, Leute forttragen zu müssen, statt sie, wie sie es gewohnt waren, nur umzubringen. Manche rannten sogar aus Angst davon!«

Gretel: »Ach! «

Vati: »Und deshalb feiern eben die Franzosen noch heute. Nach 194 Jahren. Deshalb tanzen sie sogar auch heute noch.«

Gretel: »Vati, werden auch wir noch in 194 Jahren tanzen?«

Konkret 03/84, S. 16

Jürgen Saupe

Was hat Schleyer der RAF erzählt?

Nach den Toten von Mogadischu und Stammheim war Hanns Martin Schleyer (Foto) das nächste Opfer im Deutschen Herbst von 1977. Von der Rote Armee Fraktion (RAF) entführt, ist er vor seinem Tod wochenlang verhört worden. KONKRET-Autor Jürgen Saupe dokumentiert Auszüge der Protokolle und was Politiker, Bundeskriminalamt, Generalbundesanwalt und Bayerns Staatsschutz damit anstellen

Die RAF versandte Post. Exakt drei Monate, nachdem am Abend des 5. September 1977 das »RAF-Kommando Siegfried Hausner« in Köln vier Begleiter von Hanns-Martin Schleyer erschossen und den BDI/BDA-Boß verschleppt hatte, wurden in Stuttgart, Bonn und München Briefe abgeschickt: An das Hamburger Nachrichtenmagazin »Der Spiegel«, an den Kölner Korrespondenten J.B. Bouwer von der niederländischen Zeitung »De Telegraaf« und an Hanns-Eberhard Schleyer, den Sohn von Hanns-Martin Schleyer.

Der Inhalt der drei Briefe war identisch. Er bestand jeweils aus fünf mit Maschine beschriebenen DIN-A-5-Bogen. Sie waren fotomechanisch verkleinert, so daß sich die Maschinen-Type nicht feststellen ließ. Fingerabdrücke: keine. Nur einer der Absender hatte geschlampt und die Briefmarke abgeleckt. Von ihm ist seitdem bekannt, daß er die Blutgruppe B hat.

Eines der fünf Blätter in den Briefen war eine Art Anschreiben:

»es ist für uns keine frage der moral, wenn wir bestimmten wünschen nachkommen die der gefangene h.m. schleyer für den fall seiner exekution geäußert hatte. vielmehr gehen wir davon aus, daß der exekutierte unter seinesgleichen persönliche feinde besaß, die uns jetzt interessieren.

mit größter aufmerksamkeit werden wir deshalb verfolgen, was SIE aus den beigefügten aussagen h.m. schleyers machen, und dann entscheiden, ob wir IHNEN weitere handkopien und -abschriften zustellen.

identifikation: kassette

kommando siegfried hausner raf«

Die übrigen vier Bögen enthielten - offenbar stark gekürzte - Abschriften der Vernehmungsprotokolle Schleyers durch die RAF.

»aufzeichnung o.k. schleyers, 10.9.77

schleyer: ... will ich direkt antworten: man braucht märtyrer, und jetzt bin ich an der reihe...

frage: kohl und strauß tanzen da wirklich nach der pfeife von schmidt?

schleyer: ... falls SIE mich ein paar tage überleben sollten, wird IHNEN spätestens dann diese dramaturgie offensichtlich werden...

hinweis: da haben SIE ja tolle politische freunde, aber SIE würdens ja mit ihnen nicht anders machen ... «

»aufzeichnung o.k. schleyers, 11.9.77

frage: warum sagen SIE uns das jetzt erst? das hätten wir doch zum beispiel IHREM sohn -

schleyer: und SIE meinen, schmidt kapiert das, wenn wir bei kohl auf herold anspielen?

schleyer: ich hoffe es... trotzdem mache ich mir sorgen um meine familie...

hinweis: ... aber gut: wenn wir auch nichts mit IHNEN gemein haben, das eine können wir IHNEN versichern: selbst dem raffiniertesten meierbullen wird es nicht gelingen, einen von der raf auszutricksen, damit er womöglich aus IHRER familie ne heldenfamilie wie die kennedys macht.«

*

»aufzeichnung o.k. schleyers, o.d.

hinweis: ... hier ist auch die bestätigung, daß die ersten drei kassetten angekommen sind. IHR gewährsmann hat unsere bedingunen wunschgemäß akzeptiert, so daß uns jetzt die initiative überlassen bleibt. damit ist nun fast alles geregelt... an der deutschen weinstr.

schleyer: danke... wenn SIE davon gebrauch machen, kann ich nur bitten, die erklärung zu meinen beweggründen nicht zu unterschlagen -

hinweis: SIE haben eindeutige sicherheitsgarantien, was solls also... allerdings....

schleyer: ... das risiko muß ich eingehen... hatte er sonst noch bedenken?

hinweis: bedenken und empfehlungen. bedenken vor allem zur... adresse. er meint wie wir, daß die csu in... herumwühlt, und wenn die bänder strauß in die hände fallen, ginge weder IHRE noch unsere rechnung halbwegs auf...

schleyer: es soll ja nur eine vorläufige aufbewahrung sein, bis das material komplett ist...

frage: übrigens wollte er in diesem zusammenhang wissen, ob vielleicht nicht doch IHR sohn eine der adressen kennt, ist das so?

schleyer: nein, nur.... SIE und ich... aber SIE sprachen auch von empfehlungen -

hinweis: richtig. ich habe mir einiges aufgeschrieben -

schleyer: warten SIE, ich notiere mir das auch, SIE wissen ja, mein konzentrationsvermögen...

hinweis: ja. ja. machen SIE nur also:

1. die sache mit meier und herold, die anschuldigungen gegen schmidt, maihofer usw. - nee, das is in ordnung...

2. zum dickwanst: bei dem sagenannten selbstmord von dem ries sollen SIE genauer aussagen, welche rolle dabei das straußweib und die tandlers gespielt haben -

schleyer: mm. ja.

hinweis: weiter zu strauß: SIE möchten möglichst im einzelnen aufführen, wohin die lockheed schmiergelder geflossen sind - wer dazu im besitz von belegen ist, also einschließlich IHRER eigenen - außerdem: warum heubl seine lockheed-kenntnisse zuerst an wehner verkaufen wollte, dann aber kohl vorgezogen hat - ebenfalls möglichst genau: wann Überall und wie kohl diese informationen gegen strauß ausgespielt hat -

schleyer: das ist jetzt auf der vierten kassette drauf.

hinweis: aha - da ist aber noch mehr:

was biedenkopf von der ganzen geschichte weiß -

schleyer: schwierig, mir ist nur bekannt, daß er etwas weiß...

hinweis: dann geben SIE eben IHRE informanten an - so:

3. die geschichte mit den schmiergeldern, pardon, natürlich spendengeldern der wirtschaftsverbände für die einzelnen parteien ist klar - ach nee: SIE sollen eine programmatische begründung geben, warum die wirtschaftverbände dregger als bundeskanzlerkandidaten favorisieren...

schleyer: alles?

hinweis: ja. nur noch ne kleinigkeit: in IHREM lebenslauf fehlt IHRE ss-nummer. wissen SIE die nicht mehr? werden SIE doch noch wissen...

schleyer: ... gut, ich versuche dann, bis ... fertig zu werden -

hinweis: SIE müssen, wir haben nämlich ne gute nachricht von unseren genossen bekommen... außerdem sind wir wohl kaum hier, um großartige rachearchive anzulegen ... «

Die Empfänger der Briefe waren brave Bürger, verzichteten auf eine Veröffentlichung der Dokumente und informierten stattdessen umgehend die Polizei.

Der Polizei-Apparat begann zu rotieren. Beispielsweise wollte eine Dame von der Zielfahndung des Bundeskriminalamtes (BKA) aus der Abteilung TE, war für Terrorismus steht, telefonisch vom »Spiegel« wissen, an wieviel Verkaufsstellen das Blatt u.a. in Nord-Italien vertrieben werde. Das Augstein-Blatt lieferte per Telex zu: »ca. 230 in Südtirol, ca. 200 in Mailand und Umgebung, ca. 20 in Udine und Umgebung, ca. 10 im Aosta-Tal.« Die Informationen waren Grundlage für ein BKA-Telex an die italienische Polizei in Rom. Darin heißt es: »Inhalt des Schreibens und die Art der erstrebten Öffentlichkeitswirkung lassen es als höchstwahrscheinlich erscheinen, daß das Schreiben tatsächlich von den Entführern , Hanns-Martin Schleyers stammt und diese die geforderte Reaktion in der nächsten Ausgabe des 'Spiegel' am 12.12.1977 erwarten. Die vorliegenden Hinweise und Ermittlungen lassen einen Aufenthalt der Täter in Italien, insbesondere im oberitalienischen Bereich möglich erscheinen. Es wird deshalb gebeten, am Erscheinungstage der nächsten Nummer die meistfrequentierten Verkaufsstellen des »Spiegels«, insbesondere in den Bahnhöfen und Flughäfen (evtl. Mailand) mit dem Ziel der Festnahme der Täter zu überwachen.« Noch während das BKA darauf lauerte, ob die Italiener wohl Erfolg haben würden, analysierte die Abteilung TE-30 die beim »Spiegel« eingegangenen Texte. Das Ergebnis: »Diktion und Terminologie entsprechen RAF-Stil«, »Authentizität der Mitteilung ist sehr wahrscheinlich«, »Übermittelte Textauszüge sprechen für Wahrheitsgehalt« und »Textinhalte sind möglicherweise von hoher politischer Brisanz«. Unterzeichnet: Berzau.

Zu dieser Erkenntnis muß auch die damalige Bundesregierung gekommen sein. Denn Bundesinnenminister Werner Maihofer hat in Solidarität der Demokraten dem damaligen Oppositionsführer und heutigen Bundeskanzler Helmut Kohl die Post an den »Spiegel« zur Kenntnis gebracht. Nur war der Text, den Kohl in die Hand bekam, nicht ganz vollständig. Es fehlte in der sonst wortgetreuen Abschrift die Zahl »227014«, die am unteren Ende von jedem der fünf Blätter stand. Zu der Zeit, als Kohl von Maihofer informiert wurde, war dem BKA noch nicht klar, was die Zahl zu bedeuten hatte. Das erfuhr das BKA erst Anfang Januar 1978 auf Anfrage beim Document-Center der US-Mission in Berlin: Es war die SS-Nummer von Schleyer. Daß sie auf den Kohl von Maihofer vorgelegten Abschriften fehlte, spielt noch eine Rolle. Daß die Entführer die Zahl wußten, die sich das BKA erst besorgen mußte, ist ein weiteres Indiz für die Echtheit der »Post«.

Die »politische Brisanz« der Schleyer-Aussagen aber steckt nicht in dieser Nummer, sondern in den Hinweisen auf Ries und Lockheed. Und hier vor allem darin, daß von Belegen die Rede ist und Schleyer offenbar, um sein Leben zu retten, ausgepackt hat und Tonbänder mit seinen Aussagen bei einer »Vertrauensperson« deponieren ließ.

Bei den Eingeweihten unter den Bonner und Münchner Politikern schrillten die Alarmglocken. Fritz Ries, von der RAF »Dickwanst« tituliert, war Hauptaktionär der Pegulan-Werke in Frankenthal, bevor er am 20. Juli 1977 im Frankenthaler »Hotel zum Kurfürsten« im Badezimmer tot aufgefunden wurde. Er soll sich selbst erschossen haben. Beteiligt an seiner Firma war Marianne Strauß, die Frau seines Duz-Freundes Franz Josef. Kohl, einst Ministerpräsident in Rheinland-Pfalz, erfreute sich des besonderen Wohlwollens von Ries. Heubl, ein CSU-interner Widersacher von Franz Josef Strauß, ist heute trotzdem Präsident des Bayerischen Landtages. Biedenkopf ist einer der Schwiegersöhne von Ries. Und der Nachlaßverwalter des toten Fabrikanten Ries ist das CSU-Vorstandsmitglied Dr. Reinhold Kreile. Dieser Münchner Rechtsanwalt sitzt im Aufsichtsrat von Pegulan, ist zugleich aber auch für Flick tätig. Eine Firma, die freilich erst viel später öffentlich zu einem Synonym für dubiose Parteienfinanzierung wurde.

Die Solidarität der Demokraten funktionierte weiter. Kein Hinweis auf die Schleyer-Protokolle drang nach außen. Was der RAF-Schleyer-Vertrauensmann, der sich dafür interessierte, ob der Schleyer-Sohn die Fundstelle für die Lockheed-Dokumente kenne, mit den Kassetten gemacht hat, liegt im Dunkeln. Öffentlich bekannt wurde nur, daß Hanns-Eberhard Schleyer, der Sohn des am 19. Oktober 1977 tot gefundenen Hanns-Martin Schleyer und bis dahin ein junger Rechtsanwalt, im März 1978 überraschend Bevollmächtigter der Landesregierung von Rheinland-Pfalz in Bonn im Range eines Staatssekretärs wurde.

Beim Bundeskriminalamt schien schon Gras über die Schleyer-Protokolle gewachsen zu sein als, im Oktober 1978 beim obersten Terroristen-Jäger des BKA, Abteilungspräsident Gerhard Boeden, ein anonymer Brief einging. Er war etwas dicker als die Briefe vom Dezember 1977, denn er enthielt neben einen! Anschreiben einmal erneut die fünf Blatt, die schon in den ersten Briefen steckten, und dann zwei weitere, umfangreiche Protokoll-Auszüge von Schleyer-Vernehmungen durch die RAF. Diese sechs Blatt mit auf den 8. und 9. Oktober 1977 datierten Vernehmungen haben - so das BKA in einer Untersuchung vom 13. Oktober 1978 - einen »übereinstimmenden Schriftcharakter« mit der Sendung von 1977, sind aber zusätzlich noch durch das RAF-Symbol geschmückt, den fünfeckigen Stern mit der Kalaschnikow und dem Schriftzug RAF. Schleyers SS-Nummer fehlt. Überschrieben sind die neuen Protokolle mit »kontrollnachschrift (auszug)«, und wieder heißt es »identifikation: kassette«. Der KONKRET vorliegende Text berichtet (Protokoll vom 8. Oktober 1977) von vertraulichen Gesprächen zwischen Oppositionschef Kohl und der damals mit der SPD in einer Koalition sitzenden FDP, deren Ziel die Bildung einer CDU/ FDP-Koalition war. Dabei wieder der Hinweis auf Ries und Strauß-. » ... das ließe sich fortsetzen bis zum tragischen tod meines freundes fritz ries, über den wir alle lieber schweigen, der aber die vertrauenswürdigkeit von franz josef strauß sehr beeinträchtigt hat ... « Am Tag darauf schließlich hat nach den Protokollauszügen Schleyer darüber geplaudert, wer in den Führungszirkeln des DGB angeblich für die Industrie und den Verfassungsschutz spioniert.

Interessanter jedoch ist der Begleitbrief mit dem maschinengetippten Briefkopf »Konrad-Adenauer-Haus« - das ist die Bonner CDU-Zentrale - und der Datumszeile »September 1978«. Darin heißt es:

»Schon um die Jahreswende hatte ich die fragwürdige Mission, einige 'Schleyer-Papiere', 'Bekanntmachungen der RAF zu prüfen. Mit dem Oppositionsführer wurde übereingekommen, diese Blätter schnellstens dem BKA zu überlassen. Ob dies geschehen ist, dafür kann ich mich nach den 'ungestörten' Terroristen-Rekognozierungen in diesen Tagen nicht verbürgen.«

Vom BKA gingen die neuen Papiere »absprachegemäß« an den Generalbundesanwalt. Begleitet von Bundesanwalt Löchner machte sich Kurt Rebmann auf den Weg, um am 7. Dezember 1978 den CDU-Vorsitzenden und heutigen Bundeskanzler Kohl persönlich zu diesen neuen Dokumenten zu befragen. Einen Tag später berichtete Rebmann darüber dem damaligen Bundesjustizminister Vogel zunächst mündlich und faßte das Ergebnis der Kohl-Befragung am 19. Dezember 1978 schriftlich zusammen:

»Herr Dr. Kohl erklärte, die Blätter 'aufzeichnung o.k. schleyers, o.d.' mit der aufgedruckten Nr. 227014 seien ihm bekannt. Sie seien 'h m - allerdings ohne die aufgedruckte Nummer - vor etwa einem Jahr von dem damaligen Bundesminister des Innern Prof. Dr. Maihofer zur Einsichtnahme vorgelegt worden. Nach Durchsicht der Blätter sei er schon damals zu der Überzeugung gekommen, daß der Inhalt nicht auf Angaben von Dr. Hanns-Martin Schleyer beruhen könne, sondern daß es sich um ein 'Desorientierungs-Machwerk' handele. Abgesehen davon, daß Aussagen darin über ihn, Dr. Kohl, falsch und auch die Ansichten Dr. Schleyers unrichtig wiedergegeben seien, sei auffällig, daß eine Reihe von Informationen, so u.a. über den Fabrikanten Fritz Ries und die Ehefrau von Franz Josef Strauß ('straußweib'), schon vor der letzten Bundestagswahl 1976 veröffentlicht worden sei. Insbesondere ein vor der Bundestagswahl 1976 erschienenes Buch von Engelmann, aber auch der 'Spiegel' und andere Publikationsorgane, hätten Informationen dieser Art verbreitet. In den Blättern stehe nichts, was nicht schon vor ihrem Auftauchen öffentlich bekannt gewesen sei; Insider-Wissen sei darin nicht enthalten.

Zu den mit dem RAF-Stern gekennzeichneten Blättern erklärte Dr. Kohl, daß er sie noch nicht gesehen habe. Auch diese Blätter seien seiner Meinung nach Desinformation. Man müsse wohl damit rechnen, daß sie vor der nächsten Bundestagswahl wieder auftauchen werden.

Die in dem anonymen Schreiben von September 1978 enthaltenen Behauptungen entbehrten jeder Grundlage. Weder habe er um die Jahreswende 1977/1978 irgend

jemanden beauftragt, einige 'Schleyer-Papiere' oder 'Bekanntmachungen der RAF zu prüfen, noch habe er Anweisung gegeben, die Papiere dem Bundeskriminalamt zu überlassen. Bei Kenntnisnahme von den ihm von Prof. Dr. Maihofer vorgelegten Papieren sei er damals davon ausgegangen, daß diese dem Bundeskriminalamt bekannt seien.

Er glaube nicht daran, daß das anonyme Schreiben von September 1978 von einem seiner Mitarbeiter geschrieben worden sei. Falls es für die Ermittlungen nützlich erscheine, sei er damit einverstanden, daß von den Schreibmaschinen im Konrad-Adenauer-Haus Schriftproben genommen würden.«

Damit glaubten Rebmann und sein Amt wohl erst einmal genug getan zu haben. Kohls Meinung tat ihre Wirkung. Erst über ein Jahr später, im Februar 1980, schickt Rebmanns Behörde den Vorgang an das BKA und läßt Staatssekretär Hanns-Eberhard Schleyer drei Fragen zu den Dokumenten stellen:

· Bestehen Übereinstimmungen mit dem Stil seines verstorbenen Vaters?

· Sind die wiedergegebenen Ansichten die seines Vaters gewesen?

· Beruht der Inhalt der »Protokolle« auf Informationen, die nur von seinem Vater herrühren können?

Offiziell nicht gefragt wird Schleyer Junior danach, ob er Kassetten seines Vaters in Besitz hat oder ob er von einem »Kontaktmann« seines Vaters angegangen wurde. Niemand fragt ihn offiziell auch danach, ob er »Lockheed-Dokumente« vielleicht geerbt habe.

Der Herr Staatssekretär antwortet - am 13. März offiziell gefragt - mit Brief vom 21. März 1980: » Es bestehen nach meiner Auffassung keine Übereinstimmungen mit dem Stil meines verstorbenen Vaters. ... Auch die angeblichen Ansichten meines Vaters kann ich so nicht bestätigen... Nach meiner Ansicht handelt es sich bei dem sonstigen Inhalt der 'Protokolle' um Informationen, die nicht von meinem Vater stammen. «

Unter dem Datum 11. April 1980 wird in Karlsruhe der Vorgang zu den Akten gelegt. Die Sache scheint begraben.

Da erscheint in KONKRET (Heft 6/1982) unter der Überschrift »Was Schleyer der RAF verraten hat« ein Bruchstück aus den Briefen vom Dezember 1977. Sie waren zitiert nach einem Typoskript des früheren bayerischen Staatsschutzchefs und Ex-BND-Agenten Dr. Hans Langemann. Das hatte 1983 die Konsequenz, daß die Verteidigung im Prozeß gegen das ehemalige RAF-Mitglied Peter-Jürgen Boock in Stuttgart den Antrag stellte, Langemann als Zeugen zu hören. Das machte Sinn, denn der Generalbundesanwalt hat Boock unter anderem auch wegen des Mordes an Schleyer angeklagt und will das mit einem Tonband belegen, das in einem RAF-Depot gefunden worden sein und ein Gespräch von Schleyer auch mit Boock enthalten soll.

Plötzlich saß Rebmann zwischen Baum und Borke. Einmal wollte er Boock wegen des Schleyer-Mords verurteilen lassen, zum anderen gilt die Wertung von Kohl: »Desorientierungsmachwerk« inzwischen soviel wie eine Regierungsrichtlinie. Und zum dritten durfte man doch den angeblich kranken Langemann nicht öffentlich zu Wort kommen lassen, weil dessen Kenntnisse so mancher Aktionen am Rande und außerhalb der Legalität nach in Bonn und München herrschender Meinung nun wirklich nichts für die Öffentlichkeit sind.

Der Generalbundesanwalt entschloß sich zu einer Doppelstrategie. Zunächst erklärte die Behörde in einem Brief an das Oberlandesgericht Stuttgart, 2. Strafsenat, vom 31. Januar 1984 kurzerhand: »Es handelt sich bei den maschinenschriftlichen 'Aufzeichnungen‘ vom '10.9.77', '11. 9.77' und '8.10.77' um Fälschungen.« Zweitens beantragt sie,

Langemann einfach nicht als Zeugen zu vernehmen:» Die Bundesanwaltschaft hält daher ihre Bitte aufrecht, den Beweisantrag ... Dr. Langemann als Zeugen zu vernehmen, gemäß § 244 Abs. 2,3 StPO abzulehnen.« Denn Hans Langemann, unter CSU-Chef Franz Josef Strauß Staatsschutz-Chef in Bayern, würde wohl dem Gericht erklären müssen, woher er die Unterlagen hat, die er in seinem Roman »Katzenschlosser« zitiert und die das BKA am 17. März 1982 in seinem Hause fand. Selbst wenn - was sehr wahrscheinlich ist - Hans Langemann keine oder nur eine sehr eingeschränkte Aussagegenehmigung erhalten sollte, ein Faktum läßt sich nicht wegdiskutieren: Langemanns Schleyer-Protokolle sind mit denen identisch, die der damalige Bundesinnenminister Maihofer dem Helmut Kohl zugänglich machte - die Protokoll-Abschriften ohne Schleyers SS-Nummer. Und um jeden Zweifel über die Herkunft seiner Kopien auszuschließen, hat Hans Langemann als guter Beamter handschriftlich auf den Dokumenten festgehalten, woher sie stammen: »von Kohl«.

Konkret 03/84, S. 21

Sabine Rosenbladt

Juntos Venceremos

»Vereint werden wir siegen« - so nennt sich die erste bundesdeutsche Arbeitsbrigade, die zum Zeichen ihrer Solidarität mit der sandinistischen Revolution acht Wochen lang in Nicaragua bei der Kaffeernte half. Der Einsatz sollte zugleich ein Protest gegen die Interventionsdrohung der USA sein. KONKRET-Reporterin Sabine Rosenbladt war eine der 140 »Internacionalistas«

Die »Cubana«-Maschine landet in Madrid. Am Kiosk gibt es den »Spiegel«. Seit dem 20. Dezember habe ich keine bundesdeutsche Presse mehr gelesen. Was bewegte die Nation, während wir in Nicaragua Kaffee pflückten? Das Liebesleben eines Bundeswehr-Generals. Sowas nennt man Kulturschock.

Weiter hinten erfahre ich, was wir in den Bergen an der honduranischen Grenze eigentlich getrieben haben: Trost haben wir gesucht, wir, die »Chancenlosen der Industriegesellschaft«, etwas dümmlich - kein Wunder, bestand die Brigade doch »in der Mehrzahl aus arbeitslosen deutschen Arbeitern« und nur »wenigen Studenten« - haben wir uns vom »Waffenkult« und »heroischen Nationalismus« der Nicaraguaner einlullen lassen. Und dabei hat die akademische »Spiegel«-Reporterin doch mitgekriegt, daß alles so schlimmschlimm ist in Nicaragua: Ratten und Flöhe die Menge, die Oberschüler werden in die Kaffeeplantagen gescheucht zur Knochenarbeit, müssen zum Appell antreten, die Sandinisten-Hymne singen und haben rein gar keine Karrierechancen, denn »Miliz, Militär oder Kaffeepflücken - dazwischen liegt für Nicaraguas Jugend die Wahl ... «

Das Mitleid mit den »chicos plasticos«, den gequälten Bürgersöhnchen und -töchtern Nicaraguas, ist verständlich. Aus der Perspektive einer bundesdeutschen Intellektuellen, die es gerade zwei Tage auf der Kaffee-Finca aushält, sich dann leidend nach Managua ins Hotel Intercontinental flüchtet, an der Zeitungslektüre durch mangelnde Sprachkenntnisse gehindert und daher auf Gespräche mit den besseren Kreisen der Hauptstadt angewiesen ist, nimmt sich die sandinistische Revolution irgendwie unschick aus. Im Interconti übersieht man leicht, daß »Nicaraguas Jugend« erst seit vier Jahren die Chance hat, das Erwachsenenalter lebend zu erreichen. Die »nationalheroischen« Sandinisten haben trotz miserabler Wirtschaftslage ein kostenloses Gesundheitsversorgungssystem aufgebaut und subventionieren mit Millionen von Córdobas* die Grundnahrungsmittel, damit jeder Nicaraguaner sich sattessen kann.

Zur Zeit liegt das Durchschnittsalter in Nicaragua bei siebzehn Jahren. Die Hälfte der drei Millionen Einwohner im Sandino-Land ist unter sechzehn. Und weil diese Kinder den Wunsch haben, älter werden zu dürfen, nehmen Zwölf-, Dreizehn-, Vierzehnjährige die Waffe in die Hand und werden Soldaten: Sie wollen unter anderem damit verhindern, daß es ihnen so geht wie den Grenadiern, denen die Amis als ersten administrativen Akt nach der Invasion die Lebensmittelsubventionen strichen, damit sie schön wieder hungern, nicht auf dumme Gedanken kommen und den US-Touristen im Holiday Inn von Grand Anse Beach das Leben schwermachen.

»Nicaraguas Jugend« will auch lesen und schreiben lernen. Rund 900.000 Nicaraguaner, auch Erwachsene, gehen zur Schule, unter anderem deshalb, weil es da jetzt zum erstenmal Schulen in ausreichender Menge gibt. Aber man mag das für einen überflüssigen Luxus halten, lautet doch ihre Berufsperspektive »Miliz, Militär oder Kaffeepflücken«!

In der Tat: Kaffee ist das wichtigste, was Nicaragua uns und den anderen westlichen Industrienationen bieten kann für die Maschinen, die Technologie und alles andere, was wir ihnen gegen teures Geld verkaufen. Und sie müssen viel, viel Kaffee pflücken, um allein die Zinsen bezahlen zu können für die Dreiviertelmilliarde Dollar Auslandsschulden, die Somoza ihnen hinterlassen hat, und um trotz des westlichen Wirtschaftsboykotts nicht bankrott zu gehen. Und es ist bitter wenig, was sie kriegen für ihren Kaffee: Im Jahr 1983 waren es 157 Millionen Dollar für 1,44 Millionen Quintales (1 Quintal sind 46 kg) Rohkaffee. Das ist ein Drittel, ihres gesamten Exporterlöses.

Ich hätte gedacht, daß ein paar simple Fakten über Nicaragua hierzulande im Prinzip bekannt seien. Daß ich mich damit gar nicht aufhalten müßte und mich beschränken könnte: auf einen Bericht über die Aktion Arbeitsbrigade, über diese Truppe bundesdeutscher linker Szene bei ihrer Begegnung mit dem real existierenden antiimperialistischen Kampf, über die frustrierten Anarchos und die leuchtenden Augen der Autonomen beim Anblick der ersten »Akka« (»AK 47«, automatische Kalaschnikow, meistbenutztes Gewehr des Sandinistischen Volksheers und der Miliz).

Mit gebührender Dramatik hätte ich erzählt, daß wir schon nach zwei Tagen über und über schlammverschmiert waren und an unseren Stiefeln der Lehm kiloweise klebte. Wie wir bei naßkaltem Nieselregen auf den matschigen Steilhängen herumrutschten und mit klammen Fingern die verflucht festsitzenden Kaffeebeeren von den Sträuchern rupften, vorsichtig selbstverständlich, weil die Stiele dranbleiben müssen. Und dann die nächtlichen Plagen: Flöhe, Ratten, harte Kartoffelkisten als Lager, ruhestörender Lärm durch frühmorgendliches Anlassen der Maismahlmaschine...

Aber die bundesdeutsche Öffentlichkeit ist bereits umfassend über die Tatsache informiert, daß eine Ratte meine Unterhose angenagt hat und Annette aus Göttingen durch ein ihr auf den Kopf gefallenes Rattenpaar aufgeweckt wurde. Die wichtigsten Nachrichten für den morgendlichen Kaffeeklatsch am WG-Frühstückstisch sind also bereits verbreitet.

In Nicaragua, diesem »freundlichen Land mit den totalitären Schönheitsfehlern (so der Avon-Berater vom »Stern«), ist, wenn ich das in Erinnerung rufen darf, Krieg. Drei Tage vor unserer Ankunft, an einem Sonntagmorgen um elf Uhr, sahen zum Beispiel die Bauern von der landwirtschaftlichen Kooperative »Augusto C. Sandino« am Rio Coco in der Nâhe der honduranischen Grenze, daß sich in den Hügeln rund um ihr Dorf mehr als 200 Contras zum Überfall sammelten. Die Campesinos hatten fünf Akkas und ein MG, und natürlich weder Telefon noch Funk, um das Ejercito Popular Sandinista (Sandinistisches Volksheer) zu Hilfe zu rufen. Also evakuierten sie die Alten und die Kinder und begaben sich in ihre Schützengräben.

Das ungleiche Gefecht dauerte anderthalb Stunden. Als die Contras abzogen, waren die Kooperative »Augusto C. Sandino« dem Erdboden gleichgemacht und 14 ihrer Bewohner tot, alle Verteidiger (darunter vier Frauen) und zwei kleine Mädchen, die sich unter einem Bett versteckt hatten und dort von einer Maschinengewehrsalve zerlöchert wurden. Das Söldnerkommando war ausgerüstet mit Granatwerfern, Schnellfeuergewehren und MGs, als »Souvenir« hinterließen sie etliche Munitionskisten mit dem Aufdruck »l00 Cartridges NATO 7.62 MM, linked«. Die Hinterbliebenen luden die Kisten auf, fuhren nach Managua und begehrten Einlaß in die amerikanische Botschaft, um dort die US-Patronenhülsen und die Schuhe der Ermordeten abzugeben. US-Botschafter Anthony Quainton war nicht zu sprechen.

Die Sandinisten-Zeitung »Barricada« berichtete am 2. Januar: In fünf Gefechten bei San Fernando und Santa Clara wurden in den vergangenen Tagen 40 Contras getötet.« Seit Anfang Dezember sollen rund 3.000 Contras in die nördlichen Grenzregionen eingesickert sein, es wird täglich gekämpft. Eine »Front« gibt es nicht, die Angriffe reichen bis kurz vor Esteli, 100 Kilometer landeinwärts.

»Barricada« vom 4. Januar: »Attacke auf Ciudad Antigua zurückgeschlagen. Kämpfe bei Ciudad Sandino, Jalapa, Cerro, Chachagua und Murra.«

»Barricada« vom 5. Januar: »Angriff auf den Hafen von Potosi mit zwei Schnellbooten und zwei Flugzeugen von Honduras aus.« Die Bevölkerung von Potosi wird evakuiert. Später läßt US-Botschafter Quainton im nicaraguanischen Fernsehen durchblicken, daß die Aktion in Potosi wie auch der Angriff auf den Hafen von Corinto am 10. Oktober 1983 (bei dem ein Zehntel der importierten nicaraguanischen Erdölvorräte in Flammen aufging) von CIA-Personal selbst ausgeführt worden sei, weil man den Contras die logistischen Fähigkeiten zu solchen Attacken nicht zugetraut habe.

»Barricada« vom 18. Januar: In den ersten 17 Tagen des Jahres hat es 40 Luftraumverletzungen von Honduras aus gegeben. Comandante Humberto Ortega, nicaraguanischer Verteidigungsminister, gibt die Existenz eines CIA-Invasionsplans namens »Plan Sierra« bekannt, der das direkte Eingreifen der honduranischen Armee und der in Honduras stationierten US-Truppen vorsieht, nachdem die Contras die nördliche Grenzstadt Jalapa eingenommen und zum »befreiten Gebiet« erklärt haben sollen. Die US-Regierung kündigt für 1984 das Manöver »Ahuas Tara 111« an, das sechste US-Manöver seit einem Jahr in Honduras. Diesmal ein Seemanöver mit Landeübungen an der Pazifikküste. Manöver »Big Pine 11« (mit 5.000 - 10.000 US-Marines und 6.000 honduranischen Soldaten, seit August 1983) soll bis März 1984 verlängert werden.

Das ist ein unvollständiger Überblick über die militärische Situation, in der wir - 142 Bundesdeutsche, 16 Holländer, außerdem Nordamerikaner, Schweden, Franzosen, Luxemburger, insgesamt rund 500 »Internacionalistas« - zum Jahreswechsel 83/84 den Nicaraguanern bei der Kaffeernte helfen wollten. »Sechs Generationen eurer Väter haben unsere Vorfahren ausgebeutet«, sagt Ernesto Cardenal, Dichter und Kulturminister, zu unserer Begrüßung, »und jetzt kommt ihr, die Söhne und Töchter, um uns einen Teil davon zurückzugeben und für uns zu arbeiten. Das ist schön.«

Die Söhne und Töchter dieser Väter waren es bisher gewohnt, die Probleme der Dritten Welt eher kaffeetrinkend als kaffeepflückend zu bewältigen. Die ersten Schüsse, die fallen, halten wir für Feuerwerkskörper. Sie fallen auf dem Weg von Esteli in die Berge zur UPE »Oro verde«**. Ein Armeeposten will vom Fahrer unseres Lasters eine Erklärung, warum der eine Ladung von 70 Westlern in der Abenddämmerung hier herumkutschiert. Der Fahrer hat keine Lust zu langen Erläuterungen, legt den ersten Gang ein - da knallt es dreimal kurz, Warnschüsse vor die Reifen. Hier wird nicht lange gefackelt, jedes Zögern könnte das letzte sein. Der Fahrer nimmt den Gang wieder raus und erklärt dem Posten, wer wir sind und was wir hier wollen.

Wir dagegen, mutig und heldenhaft (die Brigade hat sich nach stundenlangen, zermürbenden Debatten in Bonn schließlich den vollmundigen Namen »Juntos venceremos« - gemeinsam werden wir siegen - zugelegt), kichern verständnisvoll: Hat man uns doch in Managua vorgewarnt, daß die Nicaraguaner zu Weihnachten ein lustiges Knallkörper-Spektakel inszenieren, und morgen ist doch Weihnachten! Erst Carlos, Exilchilene aus Hamburg, klärt uns über die wahre Natur dieser Knallkörper auf. Der Rest der Fahrt wird in etwas betretenem Schweigen zugebracht.

Umso erregter wird dann am nächsten Tag in »Oro verde« diskutiert: Die Bauern dieses Staatsbetriebes haben »vigilancias«, bewaffnete Nachtwachen, organisiert und teilen uns mit, daß wir nächtliche Klogänge anmelden müssen und uns allein nicht vom Hofgelände entfernen dürfen. Etliche Frankfurter Spontis sind über die Knebelung ihrer Toilettenfreiheit ziemlich entrüstet. Und auch Norbert, Tischler aus Hamburg, fühlt sich »da aber in meiner Freiheit echt eingeschränkt!« Am zweiten Weihnachtsfeiertag wird er allein im Freien aufgesammelt und mit bewaffneter

nicaraguanischer Begleitung zurück zur UPE eskortiert: Er hatte sich von einem Gruppenspaziergang unter Bewachung einfach abgesetzt und auf eine Bergwiese gelegt.

Von nahem sieht dieser Krieg eben doch ein bißchen anders aus, als man es aus Film und Fernsehen kennt. Man sieht keine Feinde, aber hinter jeder Straßenbiegung können sie sitzen. in den Kleinbauern-Kooperativen rundherum geht kein Bauer mehr ohne Gewehr aufs Feld. »Sie können kommen, die Contras, oder auch nicht«, sagt Frente-Mann Sbenigno Blandón von der Kooperative »Theodosio Pravi«.

Mit diesem »oder auch nicht« leben die 30.000 Einwohner der nicaraguanischen Region 1 (Esteli, Madriz, Nueva Segovia) seit dem »triunfo«, dem Erfolg der Revolution vor vier Jahren. 220 Campesinos sind im Jahr 1983 umgebracht worden, außerdem 36 kubanische Lehrer und Ärzte . In Esteli müssen 4.000 Familien, also mehr als 20.000 Menschen, die aus den unmittelbaren Grenzgebieten geflohen sind, in Notunterkünften untergebracht werden. »Im letzten Jahr haben wir allein schon im landwirtschaftlichen Bereich ungefähr 500 Millionen Córdobas verloren, und zwar durch Ernten, die wir nicht einbringen konnten, durch die Zerstörung der Infrastruktur«, sagt der Landwirtschaftsminister Comandante Jaime Wheelock.

Es ist nicht so, daß die ständige Lebensgefahr für die Campesinos von Region 1 etwas Neues wäre: Vor dem »triunfo« jagte Somozas Guardia Nacional zehn Jahre lang FSLN-Guerilleros*** in diesen Bergen. Sympathisanten wurden mißhandelt, gefoltert, erschossen (insgesamt starben im Befreiungskrieg mehr als 50.000 Menschen).

Ein Mann auf der UPE »La Laguna«, wo wir 35 Hamburger arbeiteten, heißt »EI loco«, der Verrückte: Während er die ger stampften Lehmböden im Speisehaus fegt, brabbelt er ständig vor sich hin, wir verstehen nur Wortfetzen wie »matar« (töten), »sangre« (Blut) und »al kilometro einco« (am Kilometer fünf). Er fürchtet sich vor den Soldaten, die in La Laguna stationiert sind, um ein großes Munitionslager (und uns) zu bewachen, er traut ihnen nicht in ihren olivgrünen Uniformen. Es heißt, er habe schreckliche Sachen durch die Guardia erlebt.

Oscar, der Fahrer des Jeeps, der den Bremer Sozialsenator Henning Scherf in La Laguna abholt, sieht wie 40 aus, obwohl er erst 25 ist. Er hat von 1973 bis 79 in Esteli für die Frente als Kurier gearbeitet; die Guardia hat einen Bruder und eine Schwester von ihm auf bestialische Weise umgebracht: »Ihr haben sie bei lebendigem Leib das Herz herausgeschnitten, ihn kastriert, bevor sie ihn erschossen.« Er selber sei nach dem Sieg der Revolution schwer krank gewesen, »Psychose«, sagt er. Die Frente habe ihn ein Jahr zur Erholung auf die »Isla de Juventud« nach Kuba geschickt. Er haßt den Krieg: »Zehn Jahre, zehn Jahre jetzt schon, das ist zuviel.«

Und es sind ja nicht nur zehn, sie kämpfen ja seit mehr als 50 Jahren gegen die »yanquis«, die Campesinos von Nueva Segovia. 1909 wird Nicaragua, seit Mitte des 19. Jahrhunderts Eigentum von US-Companies und Tycoons wie Cornelius Vanderbilt, der seine Millionen zu Zeiten des Goldrausches mit Schiffspassagen durch den Rio San Juan und den Nicaragua-See nach Kalifornien machte, von der US-Kriegsmarine besetzt. Präsident wird der Hauptbuchhalter der US-Firma Rosario and Light Mines Company, Adolfo Diaz.

Einige Aufstände gegen diesen Marionettenstabschef werden von den herbeigerufenen US-Marines niedergeschlagen. 1914 »verkauft« Diaz der amerikanischen Regierung für lumpige drei Millionen Dollar sämtliche Land- und Besitzrechte an der Trasse des geplanten Nicaragua-Kanals zwischen Atlantik und Pazifik (dessen Bau damit selbstverständlich nur verhindert werden sollte, um dem Panama-Kanal keine Konkurrenz zu machen). Und diese lächerliche Summe wird noch nicht einmal ausbezahlt, sondern gegen »Schulden« Nicaraguas verrechnet. Das bringt der nicaraguanischen Regierung in ganz Lateinamerika den Ruf von »Vendepatrias«, Vaterlandsverkäufern, ein.

Dieser Schimpfname ärgert einen jungen nicaraguanischen Campesino, der in Mexico mit Gelegenheitsarbeiten Geld verdient, so sehr, daß er 1926 beschließt, gegen die Okkupationstruppen zu kämpfen. Er nimmt seine Ersparnisse, kauft Gewehre und Munition, rüstet damit eine kleine Truppe aus und zieht an der Seite der Liberalen, die gerade den Hauptbuchhalter stürzen wollen, in den Krieg. Der Mann heißt Augusto Cesar Sandino. Er ist der erste Befreiungskämpfer der Geschichte, der die US-Army im Guerrilla-Krieg besiegt.

Denn als die Liberalen sich mit Diaz und seinen US-Drahtziehern arrangieren wollen, spielt Sandino nicht mit: Als einziger General der liberalen Truppen unterschreibt er die Waffenstillstandserklärung

nicht. Mit seiner inzwischen auf ein paar tausend Mann angewachsenen Armee zieht er sich auf den Berg »EI Pisto« in die Segovianer Berge zurück, um den Kampf gegen die Marines auf eigene Faust zu führen.

Die Amerikaner bekämpfen das »verrückte kleine Heer« mit den modernsten Waffen, aber sie haben gegen die von Sandino entwickelte Guerrilla-Taktik keine Chance. Von seinem Hauptquartier in San Rafael del Norte aus befehligt er einen Buschkrieg, bei dem die Bevölkerung ihn trotz der US-Bombardements auf ihre Dörfer unterstützt. Das »Verteidigungsheer der Nationalen Souveränität« baut in Nueva Segovia Schulen, die Campesinos schließen sich in Kooperativen zusammen.

Im Januar 1933 verlassen die letzten US-Marineeinheiten im Hafen von Corinto das Land: Sandinos Bauernarmee hat den sechsjährigen ungleichen Krieg gewonnen - um ihn am Verhandlungstisch in Managua durch einen schmutzigen Trick wieder zu verlieren. Auf Betreiben der Amerikaner wird Anastasio Somoza, der Vater »des« Somoza, Chef der »Guardia Nacional«. Mit Billigung seiner US-Hintermänner nehmen am 21. Februar 1934 Nationalgardisten Sandino, der seine Soldaten entwaffnet und nach Hause geschickt hat, in Managua gefangen und erschießen ihn und zwei seiner Generäle. Drei Jahre später gehört Nicaragua dem Somoza-Clan und wird für mehr als 40 Jahre wieder »Bananenrepublik« im (US)-Privatbesitz.

In La Laguna sind wir im Herzen von Sandinos Bergen. San Rafael del Norte ist vielleicht zehn Kilometer weit weg, bei klarem Wetter kann man die 50 Kilometer entfernten Bergketten an der honduranischen Grenze sehen. In Honduras sitzen 10.000 bis 15.000 Contras, 6.000 Mann der honduranischen Armee und 5.000 bis 10.000 US-Marines und warten auf das Kommando zum Losschlagen. Die Soldaten, die neben uns eine Bretterhütte bewohnen, haben fast alle schon an dieser Grenze gekämpft. Es gibt keinen, der nicht in den letzten zehn Jahren wenigstens ein Familienmitglied durch den Krieg verloren hat.

»Wir haben hier in der Region I im letzten Jahr Lebensmittel im Wert von 21 Millionen US-Dollar geerntet«, sagt der Regierungsbeauftragte Manuel Morales, »der CIA hat den Contras drei Millionen mehr, nämlich 24 Millionen US-Dollar, gegeben, um uns umzubringen.«

Daß es sich beim Waffentragen nicht um ein besonders prickelndes Gesellschaftsspiel handelt, merken auch die härteren Streetfighter in der Hamburger Gruppe relativ rasch. Beim ersten Nachtalarm fahren wir wie die aufgescheuchten Hühner aus unseren Schlafsäcken, stolpern durcheinander, finden unsere Stiefel nicht, starren in die stockfinstere Bergnacht und rätseln, ob wir ins Steinhaus rennen, in der Holzhütte bleiben, uns in die Büsche schlagen oder uns totstellen sollen.

Zum Glück kommen die Contras in dieser Nacht nicht. Die Soldaten schlafen in ihrer Uniform, manche sogar in Stiefeln. Am nächsten Tag machen sie sich ein bißchen über uns lustig: Das seien »siebenhundert Contras« gewesen, nein, »ein Löwe, ein Löwe! «

Die Heldensagen von gemeinsam durchgestandenen Demo-Kämpfen - schließlich kennt man sich in unseren Kreisen von Brokdorf, Gorleben, Bremerhafen, Springer-Blockade - ließen in der Folgezeit merklich nach. An ihre Stelle traten, in den Plaudereien der langen Morgenstunden von Kaffeebusch zu Kaffeebusch, eher erkenntnistheoretische, philosophische und allgemein literarische Themen; ganz zu schweigen von sich immer wieder aufdrängenden Reminiszensen an gewisse, besonders raffinierte Kochrezepte.

Einigen von uns dämmerte auch, warum Comandante Jaime Wheelock in Managua höflich aber bestimmt das Angebot »von Tausenden von Männern und Frauen aus allen Kontinenten, aber hauptsächlich aus den USA« abgelehnt hatte, »mit der Waffe in der Hand gegen die nordamerikanische Intervention zu kämpfen«. Ich vermute, Comandante Jaime Wheelock hat so seine Erfahrungen. Abgesehen davon haben mindestens 300.000 Nicaraguaner eine Milizausbildung; und die Mitte 1983 von der Regierung ausgegebene Parole »Todas las armas al pueblo«, alle Waffen dem Volk, ist ganz praktisch gemeint und wird auch so gehandhabt.

Lehrte uns dies eine gewisse Bescheidenheit? Nicht direkt. Am Tor der Finca flatterte majestätisch unsere riesige schwarzrote Fahne**** mit der Aufschrift »Brigada Juntos venceremos«. Neben ihr nahm sich der ausgeblichene, ungefähr zehn mal zwanzig Zentimeter große Wimpel des Ejercito irgendwie doch recht dilettantisch aus. »Sagt mal, eigentlich ist das doch ziemlich anmaßend von uns, hier die ganze Eßraumwand mit unseren Umweltschutzpostern vollzuhängen«, fiel Inge irgendwann einmal auf, als sie sich über gewisse Verhaltensweisen der Gruppe mächtig geärgert hatte: »Wir würden uns zu Hause doch auch bedanken, wenn Gäste kämen und als erstes ihre Bilder an unsere Wände hängen würden!«

Die Kunst der Selbsterkenntnis ist eine edle, aber rare. Natürlich haben wir sehr viel und sehr heftig diskutiert. Allabendliche »VVs«, die Vollversammlungen, im Eßraum gehörten bald zum Tagesablauf und wurden von unseren nicaraguanischen Kollegen mit großem Interesse beobachtet; wahrscheinlich hielten sie dieses ritualisierte Gruppengeschrei für die typisch bundesdeutsche Art, seinen Feierabend zu genießen.

Als Dauerbrenner erwies sich zum Beispiel das Thema »Arbeitsmoral«. Schon in der Bundesrepublik hatte es Debatten darüber gegeben, ob für die Nicaraguaner der »ökonomische« oder der »symbolische« Nutzeffekt unserer Aktion von größerer Bedeutung sein werde. Nach Kennenlernen der Arbeit auf einer Kaffeeplantage neigten einige »Brigadistas« dazu, diese Frage für sich persönlich zu entscheiden: Symbolisch.

Hatten wir nicht schließlich alle mehr als 2.000 Mark dafür ausgegeben, nur um hierherzufahren? War dies allein nicht schon eine gewichtige politische Demonstration? Und hatten »die Nicas« (klingt wie »Nigger« und ist doch gar nicht so gemeint) selber nicht schon durchblicken lassen, daß sie sich von unseren Leistungen als Kaffeepflücker nicht allzuviel versprachen? Mitte der zweiten Arbeitswoche schrumpfte das Trüpplein derer, die, bei Nebel und Nieselregen, morgens um sieben, in Bergstiefeln und Regenpaletots sich die Pflückkörbe vor den Bauch schnürten, doch merklich zusammen.

Der Fairneß halber muß ich berichten, daß diese Tendenz umschlug, als das Prinzip »Abenteuerurlaub auf dem Bauernhof« seinen Höhepunkt erreichte: Dörte, GALierin aus Hamburg und angeblich wegen einer schweren Beinverletzung durch Sturz arbeitsunfähig, machte uns mit ihren munteren Geländeritten auf den mageren Finca-Pferden so wütend, daß unsere Arbeitsmoral wieder rapide anstieg.

»Und ich habe diese Leute beim Vorbereitungstreffen in Hamburg so bewundert, als sie sagten, was sie alles politisch machen und was für Ideale sie haben, und hab gemeint, ich könnte da eigentlich gar nicht mitfahren als einer, der diese Vergangenheit als Aktivist nicht aufzuweisen hat; jetzt bin ich eigentlich ziemlich enttäuscht«, meint Tilman, 20jähriger Abiturient, nach vierwöchigem vergleichenden Anschauungsunterricht in revolutionärer Theorie und Praxis.

»Aber können wir uns nicht auch mal darüber unterhalten, was eigentlich gut ist an uns als Brigade?« meinte Lucas aus Hannoversch-Münden eines Abends, »Wir mäkeln hier ja permanent nur an uns rum.«

»Also wichtig ist auf jeden Fall, hier mal am eigenen Leib zu erfahren, wie die Leute in der Dritten Welt leben: Alles unheimlich arm, schäbig, harte Arbeit für wenig Geld«, findet Kai-Uwe, 22, »und daß einem der Zusammenhang eben viel drastischer klar wird, als wenn man es nur liest - denen geht es so schlecht, weil es uns so gut geht. Wir kaufen den Kaffee für zehn Mark das Pfund, und der ist deshalb so billig, weil hier die Frauen und Kinder für das Pflücken nur 30, 40 Córdobas pro Tag kriegen können.«

»Von hier aus betrachtet, nimmt sich unser 'heißer Herbst' noch kläglicher aus als er eh schon war«, findet Ines, Politik- und Geschichtsstudentin, »die ganzen Demos, Fahnen, Parolen, und erreicht haben wir überhaupt nichts, Null. Hier wird eben weniger gestritten und mehr gekämpft. Ich glaube, wir müssen militanter werden.«

Der eine hat »hier die Amerikaner richtig hassen gelernt«, der andere erkannt, »daß eine Revolution mühsame, langwierige Kleinarbeit ist: Das geht nicht so, daß mal eben die Massen aufstehen und dann ist alles gut«, der dritte gesteht sich ein, »daß wir als westdeutsche Linke doch eigentlich ein komischer Schnörkel der Weltgeschichte sind, haben nie selber was zustande gebracht, aber wissen theoretisch immer alles besser. «

Es entgeht uns nicht, während wir fluchend und frierend im Nieselregen glitschige Kaffeebeeren abpflücken, daß unsere nicaraguanischen Mitarbeiter, die Frauen und Kinder, eben keine warmen Parkas und Stiefel haben, sondern dünne Kleidchen und zum Teil noch nicht mal Schuhe. Ofelia, die UPE-Köchin, steht um drei Uhr morgens auf und arbeitet im beißenden Qualm der offenen Herdfeuer bis abends um sieben. Auf der Kleinbauern-Kooperative »Theodosio Pravi« nebenan fehlt praktisch alles: Das Land, das die Frente den Bauern übereignet hat, hatte ein Großgrundbesitzer vorher brachliegen lassen. Aber es gibt keinen Traktor, keinen Pflug, keine Wasserpumpe, keinen Transportlaster, die Campesinos roden den steinigen Felsboden mit Ochsengespannen und vorsintflutlichen Ackergeräten.

Wir sehen auch, wie man mit »Entwicklungshilfe« ausbeutet: Auf der UPE La Laguna stehen zwanzig nagelneue, aber funktionsuntüchtige Spritzgeräte herum, verschiedene Modelle aus mindestens sieben Ländern - Ausschußware, die zu Hause nicht abzusetzen ist. Auf Nicaraguas Straßen rollen (und stehen) 700 verschiedene Fahrzeugmodelle herum. Allein die Beschaffung von Ersatzteilen ist ein fast unlösbares Organisationsproblem. Aber westliche Journalisten kommen an und suchen nach »totalitären Schönheitsfehlern«, anstatt zum Beispiel zu recherchieren, wohin denn die von der SPD-FDP-Koalition spendierten Entwicklungshilfe-Millionen versickert sind, die unter der ausdrücklichen Bedingung »nur an private Unternehmen« bewilligt worden waren und zu 80 Prozent in Miami/Florida gelandet sind.

Stattdessen macht die »FAZ« sich Sorgen um uns: Uns könne ja in Nicaragua etwas zustoßen, und für diese »gesundheitlichen Schäden« müßten dann »entweder die westdeutschen Steuerzahler oder die Solidargemeinschaft der Krankenversicherten aufkommen«. Natürlich, was mußten wir auch im Schußfeld der Contras herumstehen, die doch nun wirklich nur Nicaraguaner und nicht uns umbringen wollen? »Das ist unzumutbar«, so die »FAZ«. Ihr Vorschlag: »Was immer die Bundesregierung dem Revolutionsregime an Wohltaten zugedacht haben sollte, sollte in jedem Fall so lange als Rücklage hierbehalten werden, bis der letzte der 'Arbeitsbrigadisten' heil und gesund wieder auf deutschem Boden steht. «

Während ich dies schreibe, meldet die »Tagesschau«: »Das linksgerichtete Regime Nicaraguas hat die für 1985 angekündigten Wahlen auf unbestimmte Zeit verschoben. Begründet wurde dieser Schritt mit zwei angeblichen Luftangriffen von Honduras aus, bei denen zehn Menschen umgekommen sein sollen. « Inder Presse heißt es einen Tag später, die Wahlen fänden doch statt. Sie werden ein Drahtseilakt werden, den die Frente wagen muß, um die Contadora-Staaten, Washington und die öffentliche Meinung der westlichen Welt zufriedenzustellen, die sich schon wochenlang darüber erregt, daß die Sandinisten die Wehrpflicht - wo gibt es denn sowas! - ohne Verweigerungsrecht einzuführen wagten.

Wie lange geht das noch gut?

Und was können wir für Nicaragua tun? Ho Chi Minh antwortete auf die entsprechende Frage eines US-Journalisten: »Befreien Sie Ihr eigenes Land. Das ist das beste, was Sie für uns tun können.«

* 1 Córdoba = 0, 10 DM

** UPE - Union de Producción Estatal, Staatsbetrieb (sowas wie LPG auf Spanisch); Oro verde = grünes Gold (Kaffee)

*** FSLN = Frente Sandinista de Liberación National

***** FSLN-Farben. Rot steht für Freiheit, schwarz für Tod: »Patria libre o morir« - freies Vaterland oder sterben.

Spenden für Nicaragua an: Info-Büro Nicaragua, 56 Wuppertal, Katernberger Schulweg 123, Tel. 0202/760527. Konto 97 67 38, Stadtsparkasse Wuppertal, BLZ 330 500 00 1

Konkret 03/84, S. 27

Karl-Heinz Hansen

Linkische Linke

Wer nein zur Aufrüstung hier sagt, muß ja zur Volksbewaffnung in Nicaragua sagen

Am deutschen Wesen soll Nicaragua genesen. Im unerschütterlichen Glauben, sie wüßten, was dem mittelamerikanischen Staat frommt, sind sich manche linkischen Brigadisten mit den zynischen Briganten von Bonn sehr einig.

Was die Politiker von CDU/CSU, FDP und SPD wollen, haben sie bei der Zentralamerika-Debatte des Bundestages am 27. Januar noch einmal klargemacht: die Liquidation der sandinistischen Revolution. Gestritten wird nur um die Art der Hinrichtung: Garotte, Fallbeil oder Erschießungskommando.

Bonns Sozialdemokraten plädieren für die geräuschlose Methode, mit der ihre CIAbert-Stiftung schon in Portugal so außerordentlich erfolgreich war. Der einschlägige Wischnewski stellte fest, daß dem »Demokratisierungsprozeß« in Nicaragua von außen immer neue Hefe beigemengt werden müsse.

Den Liberalen reicht das nicht. Ihr Sprecher, der Abgeordnete Schäfer, verlangte: »Wir sollten und könnten unseren Einfluß auf die gemäßigten, uns nahestehenden Parteien durch die drei Internationalen - sowohl die sozialistische als auch die liberale und die christdemokratische - mehr geltend machen.« Schäfer sagte auch, warum Bonn die Initiative ergreifen muß: »Das Ziel der Revolution Nicaraguas konnte nur erreicht werden, weil die amerikanische Regierung Carter Herrn Somoza fallenließ.« Das wäre dem Minister Genscher nie passiert.

Die bundesdeutschen »Contras« von CDU und CSU favorisieren den kürzesten Prozeß. »Wir können nicht«, sagt Minister Warnke, »die Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland in die Hände der Vereinigten Staaten von Amerika legen und gleichzeitig legitime amerikanische Sicherheitsinteressen... mit Häme und Diffamierung behandeln.« Denn Bonner Entwicklungshilfe - und für die ist Warnke zuständig - hat der »Sicherheit atlantischer Versorgungswege« zu dienen.

Was hat die bundesdeutsche Linke dagegen aufzubieten? Wie nimmt sie, sozialisiert in der revolutionären Unwirklichkeit ihrer Dörfer und Städte, die Realität eines Versuchs von Revolution wahr? Die unsichere Geste internationaler Solidarität, der Kaffee-Ernteeinsatz einer bundesdeutschen Brigade, gibt noch keine zureichende Antwort auf eindeutige Fragen.

Zu viele wollten nur aus dem Elend heimischer Niederlagen ins Elend (etymologisch = Ausland) entwischen, um dort dem kriegerischen Imperialismus zu trotzen, dessen neue Atomraketen sie daheim nicht stoppen konnten. Wie zuvor nicht die Wiederbewaffnung, die Notstandsgesetze, die Berufsverbote, die »Antiterror«-Gesetze, den Überwachungsstaat und die sich stabilisierende Regierung des Oggersheimer Grinsgrams.

Doch persönliche Mühsal in fernem, revolutionärem Land kann die Versäumnisse begrifflicher Analyse und die ungetanen Taten im eigenen nicht kompensieren. Wer hierzulande mit den Modevokabeln »Blockgleichheit« und »Blockübergreifung« den Aposteln der »Ausgewogenheit« aufgesessen ist und - vielfach ungewollt - den Widerstand gegen die neuen US-Raketen sabotiert hat, muß sich schwertun, die Bedingungen des bewaffneten Kampfes in Nicaragua gegen den gleichen Gegner zu begreifen oder gar Bereitschaft und Fähigkeit zu entwickeln, sich darauf einzulassen und schließlich eindeutig Partei zu nehmen.

Wenn etwa die regierenden Sandinisten, von den USA mit einem Wirtschaftskrieg überzogen und mit militärischer Intervention bedroht, den Streik verbieten, dann kann das nicht in der Sprache der DGB-Jugendschule (»administrativ«, »repressiv«) begriffen werden. Wer hier im letzten Herbst für einen Generalstreik zur Verhinderung der Raketenstationierung votierte, müßte den Sandinisten zu Einführung einer Arbeitspflicht raten.

Auf der Höhe begrifflicher Chaotik sind jene deutschen Linken angelangt, die ein Recht auf Wehrdienstverweigerung, dessen Einschränkung sie zu Hause nicht verhindern konnten, dafür von den Sandinisten verlangen. Ihnen fehlt die dialektische Einsicht, daß dem »Heilbronner Appell« zu Wehrkraftzersetzung bei der in imperialistischem Bruderdienst stehenden Bundeswehr in Managua die Forderung nach Einführung der Wehrpflicht für Frauen entspräche. Weil der Kampf gegen Aufrüstung hier und Volksbewaffnung dort zwei Seiten einer Medaille sind.

Nein, die Flucht aus einem Belagerungszustand in den anderen, die Verlegung einer Landkommune aus dem Schwarzwald auf eine Finca bei Matagalpa als neue Heimat für heimatlose Linke, ist nicht gefragt. Verlangt wird einheitliche Politik statt individueller Therapie, beharrliche Veränderungsarbeit statt publizistischer Triumphe. Gefordert ist, den abstrakten Internationalismus der Gesten durch überlegte Aktionen zu füllen, unsere blockierte Gesellschaft, diesen betonierten Staat, zu verändern.

»Die Besitztümer der reichen Nationen sind verpestet von Aasgeruch. Der Fortschritt, von dem ihre Staatsmänner mit tränenerstickter Stimme sprechen, wird mehr und mehr zu einem Fortschritt in der Eliminierung von Menschenleben. Amerika, dieses Land, das so viele wahre Demokraten beherbergt, steht heute vor den Völkern, die nach Freiheit und Unabhängigkeit streben, als Weiterführer der Tradition von Guernica, Lidice und Maydanek... Die Arbeiter in den

westlichen Ländern mit ihren riesigen Gewerkschaftsorganisationen, schweigen! Während sie damit beschäftigt sind, die Normen der Bürgerlichkeit zu übernehmen, vergessen sie, daß die proletarischen Arbeiter Afrikas und Lateinamerikas weiterhin in den unwürdigsten Zuständen leben... Sie schweigen, und sind doch die einzigen, die mit einer gemeinsamen Kundgebung das Gemetzel verhindern könnten« (Peter Weiß).

Konkret 03/84, S. 28

Leichenfunde auf Grenada?

Erinnern Sie sich an die ersten Meldungen nach dem Überfall auf Grenada, die US-Marines hätten Massengräber entdeckt? Es ist bis heute unbekannt, wer diese Lüge in die Welt gesetzt hat. Warum sie geboren und von amerikanischen Journalisten für wahr gehalten werden konnte, erklären diese Bilder. Sie stammen aus einem jener Staaten Lateinamerikas, mit deren Regierung die USA einverstanden sind: Peru.

Am Abend des 13. November feierte eine indianische Familie in dem peruanischen Dorf Soccos ein Yaycupacu, eine Verlobungsfeier. Plötzlich erschien eine Gruppe Sinchis, Polizisten der Guardia Civil. Am Tag zuvor hatten die Polizisten den Indios ein Rind gestohlen und es geschlachtet. Nun luden sie sich bei den Bestohlenen zum Feiern ein.

Als die unfreiwilligen Gastgeber es wagten, über den Viehdiebstahl zu sprechen, war die Feier zu Ende. Mit vorgehaltenem Gewehr trieben die Polizisten die Gäste aus dem Haus. Männer, Frauen und Kinder. Zunächst gings zum Hauptquartier der Polizei auf dem Dorfplatz. Dort wurden den Männern und Frauen Handfesseln angelegt. Dann wurden sie vors Dorf getrieben. Für einige Zeit wurden Männer und Frauen getrennt. Was in dieser Zeit mit den Frauen geschah, ist unbekannt. Schließlich trieb die Polizei wieder alle zusammen, zweiunddreißig Menschen.

Sechs Tage später, am 19. November, erschien ein Untersuchungsrichter am Ort der Tat. Es dauerte fünf Stunden, bis alle zweiunddreißig Leichen ausgegraben waren. Alle waren zuerst erschossen und dann zugeschüttet worden.

Die erste Leiche, die gefunden wurde, war die einer jungen Frau mit ihrem sechs Monate alten Kind, das sie auf dem Rücken getragen hatte. Die Ärzte begannen mit der Autopsie, Verwandte der Toten trugen die Leichen in Tüchern ins Dorf. Eine der letzten Toten, die gefunden wurden, war eine schwangere Frau im achten Monat. Die Kugel, die die Mutter tötete, hatte auch den Foetus getroffen. Es wäre ein Mädchen geworden. Requiescat in pace americana.

Konkret 03/84, S. 30

Wolfgang Schneider

Freie Männer und freies Kapital

Der US-Wirtschaftsexperte George Gilder, dessen Lehren Ronald Reagan im Fernsehen gelobt hat, räumt mit der Träumereien seiner Kollegen von einer sozialen Marktwirtschaft auf

Die Geschäfte des Kapitalismus sind nun in verschiedenen Ländern (ihre Zahl wächst) ohne Rohheit nicht mehr zu machen. Manche glauben noch, es ginge doch; aber ein Blick in ihre Kontobücher wird sie früher oder später vom Gegenteil überzeugen. Das ist nur eine Zeitfrage.

Bertolt Brecht

Wolfgang Roth ist Wirtschaftsexperte der SPD. Dementsprechend glaubt er, *es ginge doch:* Sein Konzept einer die kapitalistische Wirtschaft aus der Krise führenden Wirtschaftspolitik trägt das *Humane* bereits im Titel*. *Ohne Rohheit* möchte Roth *vernünftige Gespräche* mit *aufgeschlossenen Vertretern der Wirtschaft* führen; überzeugt von der *Kompromiß- und Konsensfähigkeit in einer Klassengesellschaft* glaubt er an die *Regelung der klassenpolitischen Auseinandersetzungen durch Kompromisse; wenn alle Beteiligten kooperationsbereit sind* und *in einen fruchtbaren Dialog eintreten,* müßte eigentlich - denn 2 + 2 = 5 - gemäß dem *gesamtwirtschaftlichen Interesse aller* die *Idee der Solidarität* siegen, was schließlich den im *Interesse aller* liegenden *Konsens statt klassenpolitische Rückzugsgefechte in alte Schützengräben* zur Folge hätte. Der wirtschaftliche Aufschwung ergäbe sich dann - mit Hilfe *vernünftiger Geldpolitik, vernünftiger Einkommenspolitik, vernünftiger Lohnabschlüsse* - gleichsam von selbst. Die *Konzeption zum (!) Interessenausgleich* durchzusetzen, *eben das ist die sozialdemokratische Aufgabe der Zukunft - wie* die letzten 70 Jahre zeigten.

George Gilder ist berufsmäßiger Apologet derjenigen Klasse, gegen die eine derart verzweifelte »Konzeption« durchgesetzt werden müßte, aber er hat weder Zeit, Lust noch Anlaß, sich mit den unsittlichen Anträgen hilf- und harmloser Sozialdemokraten zu befassen. Gilder hat Ernsthaftes im Sinn: Programmdirektor eines internationalen Forschungsinstituts für Wirtschaftspolitik in den USA, Mitarbeiter des »Wall Street Journal« und prominentester, von Ronald Reagan gelobter Vertreter jener einflußreichen Fraktion konservativer Ökonomen, die sich »Angebotstheoretiker« nennen *(Jedes Angebot erzeugt seine eigene Nachfrage),* ist er unzufrieden mit seinen Kollegen vom Fach, denen angesichts stetig sinkender Profitraten, wachsender Arbeitslosenzahlen und nackten Hungers idealistische Phrasen und metaphysischer Dunst auszugehen scheinen. Unentwegt mit eigenen und fremden Kontobüchern beschäftigt, weiß er, daß es *ohne Rohheit* nun länger nicht mehr geht und daß die beste Chance - von wegen: *klassenpolitische Rückzugsgefechte - im* Angriff liegt: *Wenn eine Höhe genommen werden soll, muß einer der erste sein, der den feindlichen Bunker angreift.*

Die etablierten Ökonomen, gleich ob Neokeynsianer oder Monetaristen, *übertreiben, so* meint er, *die wissenschaftliche Genauigkeit und tragen ihre Ideen vor, ohne das unerhörte Wagnis des Kapitalismus herauszustellen und seine moralische Rechtfertigung zu unterstützen.* Diesen Mangel zu beheben, hat Gilder sich daran gemacht, *dem Kapitalismus eine Theologie zu schaffen,* ein *eigenes Fundament aus Moral und Religion - frei* vom *Wust der Gelehrsamkeit und der Pedanterie ungezählter Begriffsbestimmungen,* getragen von der Überzeugung, *daß das System nur lebensfähig und erfolgreich sein kann, wenn es der heroischen Schaffenskraft der Unternehmer Raum gibt.*

Ergebnis seiner Bemühungen ist ein klassenkämpferisches Pamphlet, das mittlerweile zur Bibel des amerikanischen Kapitals und Kleinbürgertums geworden ist - drei Monate stand es an der Spitze amerikanischer Bestsellerlisten. Aus Gilders »Reichtum und Armut« las die »FAZ« die *moralische Rechtfertigung des Kapitalismus schlechthin* heraus. Das programmatisch betitelte Wirtschaftsblatt »Capital« empfahl: *Vieles aus der spannenden Analyse Gilders trifft im Prinzip auch für deutsche Verhältnisse zu. Für bundesdeutsche Politiker sollte sie zur Pflichtlektüre werden.* In der Tat: Gilders Manifest ist eine Offenbarung, die solche Werbung verdient: Wie hier die ideologische Phrase unmittelbar dem ausformulierten Klasseninteresse gesellt wird, Arroganz mit Dummheit, Brutalität mit Kitsch sich paaren und blanken Zynismus gebären, ist frappierend und liest sich über weite Strecken wie eine zum eigenen Zweck gewendete marxistische Beschreibung von Staat und Gesellschaft. Gilder spricht mit einer für bundesrepublikanische Verhältnisse unvorstellbaren Offenheit aus, was Lambsdorff verschweigt, Roth ignoriert und Kohl eh nicht begreift - was aber jeder zur Kenntnis nehmen sollte, dem Grundlage, Ziel und Ausmaß der momentanen wirtschafts- und sozialpolitischen »Wende« immer noch undeutlich sind.

Gilders Pamphlet fußt auf zwei »Theorien« - je eine für »Reichtum« und eine für »Armut«. Die *Theorie des Reichtums* ist ganz einfach: *Die Leistungen des Kapitalismus entstammen der Angebotsseite der Wirtschaft (..), dem metaphysischen Kapital menschlicher Freiheit und Schöpfungskraft,* der *sichtbaren, zupackenden Hand des Managers und Unternehmers.* Man hat's direkt vor Augen - wie da die Metaphysik sichtbar zupackt und die Hand des freien Unternehmers kraftvoll Kapital schöpft... *Die demokratische Masse kann weder produktiv noch kreativ tätig sein; sie ist nur fähig zu reagieren und zu ratifizieren. Der materielle Fortschritt macht die Reichen noch reicher und vergrößert ihre Zahl. Er hebt die wenigen*

außergewöhnlichen Menschen, die fähig sind, Wohlstand zu schaffen, über die Volksmenge hinaus, die ihn verbraucht. Ohne davon satt zu werden, wie Gilder achselzuckend zugesteht: *Wir müssen uns damit abfinden, daß wir trotz des Überflusses, den uns die kapitalistische Wirtschaft beschert, immer in einer Welt voller armer Menschen leben werden.*

Die *Theorie der Armut* -bei derart »gefüllter« Welt jedem ideell gestimmten Gemüt mehr als eine Pflichterfüllung - ist selbstverständlich ebenfalls ganz einfach, verdient aber allein schon deshalb eine ausführlichere Darstellung, weil Gilder sie *aus der Beschäftigung mit den Armen selbst* entwickelt haben will. Die sind zwar - das haben seine Feldstudien ergeben - nicht faul *(Nicht aus Faulheit entscheiden sich die Armen für die Freizeit, sondern weil sie dafür bezahlt werden),* aber disziplinlos und verdorben: *Das Leben der armen Leute unterliegt allzu oft dem gleichen hastigen Rhythmus von Anspannung und Entspannung, der die sexuellen Abenteuer junger lediger Männer kennzeichnet.* Schuld daran sind die in den 60er und 70er Jahren beschlossenen staatlichen Sozialprogramme, deren Ausmaße erkennen lassen, wie weit »der Staat« sich mittlerweile vom aus Ur-Väter-Tagen überlieferten Wissen entfernt hat, *daß Armut weniger eine Einkommensfrage als vielmehr eine Sache der geistigen Einstellung ist und daß die Unterstützung durch die öffentliche Hand die meisten Menschen, die davon abhängig werden, zu Krüppeln macht.* Sucht und Unzucht allerorten - das ist die *»moralische Gefahr« des Wohlfahrtsstaates - und* im einzelnen: *Die Arbeitslosenunterstützung fördert die Arbeitslosigkeit. Das Kindergeld macht immer abhängiger vom Staat und zerrüttet die Familie. Die Kranken- und Invalidenversicherung begünstigt, daß sich kleine Wehwehchen zu zeitweiliger Arbeitsunfähigkeit und die Arbeitsunfähigkeit zu Frühinvalidität auswächst* etc. etc. Daher - und das gebietet nun schon jedwedes tief empfundene Gefühl sozialer Verantwortung, wo nicht schlichteste Menschenliebe - sollten *alle Programme (..) eingeschränkt werden - am besten Kürzung der Auszahlungen.* Versteht sich.

Verständlich auch, daß an dieser Stelle die Streitereien zwischen den ansonsten so verfeindeten Gruppierungen der (neo)konservativen Ökonomen enden (und immer schon endeten). Angesichts ihrer Schlußfolgerungen und praktischen Konsequenzen erweisen sich die hitzig ausgetragenen Debatten zwischen Monetaristen und Angebotstheoretikern als Scheingefechte (bzw. als Ausdruck der Interessenkollisionen verschiedener Kapitalfraktionen). Das Pack verträgt sich: Ob Ausweitung der Geldmenge zwecks »dynamischer Neuproduktion« (Gilder), ob restriktive Geldpolitik zwecks Eindämmung von Inflation und Staatsverschuldung (Friedmann) - unterschiedslos werden die Lasten der Wirtschaftskrise, die Kosten des je favorisierten Verfahrens den Unterprivilegierten und Ausgebeuteten aufgebürdet. Die Begründungen sozialer Demontagen sind beliebig und erreichen häufig einen Punkt, an dem die verschwiegene Ahnung ihrer Irrelevanz in eine Idiotie der Inhalte sich übersetzt, die zwar zum Hohngelächter reizt, dennoch gemeingefährlich bleibt.

Besorgt um das Wohl des nunmehr von staatlicher Bevormundung befreiten, unversicherten Arbeitslosen sieht Gilder zwei Wege, dessen Lage zu bessern. Der erste ist ein Umweg, für Mittellose unpassierbar: *Um das Einkommen der Armen zu steigern, muß man zunächst die Investitionstätigkeit ankurbeln, um damit den Wohlstand der Reichen (..) zu erhöhen. Die Armen bekommen bessere Arbeit, werden befördert und steigern ihr Einkommen prozentual mehr als die Reichen.* Überhaupt *fahren (die Armen) besser in einer dynamischen Wirtschaft, die viele unvorhergesehene Kapitalgewinne verspricht - schließlich erleiden sie weniger Kapitalverluste.* Wer den Kapitalismus »moralisch rechtfertigen« will, darf halt vor keiner Blödheit zurückschrecken! Gilders geradezu physischer Ekel vor jenem Teil der Bevölkerung, den er *Die Armen* nennt *(Sie lassen sich vom Hauswirt aus der Wohnung herausklagen und ziehen in die nächste, um sie ebenfalls zu ruinieren.),* macht es ihm unmöglich, ihre soziale Situation an Hand von Daten und Fakten zu konkretisieren. Er weigert sich strikt, *die Größen Bruttosozialprodukt, Kapitalansammlung, Beschäftigung und andere modische Zahlen als lebendige Faktoren des Wirtschaftslebens aufzufassen.* Seiner Meinung nach *gewinnen diese Angaben ihre Bedeutung erst durch den Geist und die Tätigkeit des Unternehmers - womit* er allemal recht hat: Die »Bedeutung« der folgenden »modischen Zahlen« ergibt sich wesentlich aus ihr: 34,4 Millionen Amerikaner (= 15 Prozent der Bevölkerung) leben im Sommer 1983 unterhalb einer statistischen Armutsgrenze, die einer vierköpfigen Familie ein Jahreseinkommen von 9.862 Dollar zugesteht. Die »vielen unvorhergesehenen Kapitalgewinne« haben nicht verhindern können, daß die Zahl dieser Armen allein in den letzten vier Jahren um 40 Prozent (= 9,9 Millionen) gestiegen ist. Was Wunder also, daß Gilder denn doch dazu neigt, den direkten Weg zu Reichtum und Anstand zu propagieren - der ist nämlich dreispurig: *Not macht erfinderisch und gibt den Anstoß zum sozialen Aufstieg; die Wohlfahrt verschleiert den Ernst des Lebens und unterminiert jene Entschlossenheit, die frühere Generationen armer Leute die Armut mit Hilfe der Dreieinigkeit Arbeit, Familie und Glauben überwinden ließ.*

Nun möchte Gilder weder mißverstanden werden, noch - das entsprechende Quantum »Not« einmal vorausgesetzt - die Handhabung seiner heiligen Triole der Willkür etwelcher »armen Leute« überlassen sehen. Er hat sich daher eine *Testfrage für echte Arbeit* überlegt, die sich auch *die absichtlich verarmten Angehörigen der Mittelschicht,* die *im Namen der Selbstverwirklichung ehrliche Arbeit umgehen (wollen),* hinter die Ohren zu schreiben haben: *Ist die Arbeit schwierig und unangenehm genug, um die Bezahlung zu rechtfertigen?* Verständlich, daß an dieser Stelle prompt das Militär auftritt - der latente Faschismus des Gilderschen Programms wird, zum wiederholten Male, deutlich:

Eine ausgesprochen harte Arbeit ist es, andere zu sinnvoller Arbeit anzuleiten. Manager, die unter dem Druck des Wettbewerbs stehen, bringen das fertig, die Ausbilder des Marinecorps, der amerikanischen Elitetruppe, können es ebenfalls. Sind die schon mal zugegen, können sie auch anpacken - es gibt genug zu tun. *Die Manna* staatlicher Unterstützungsprogramme *regnete auf alle herab - Kommunistenorganisationen, militante Homosexuelle, Antikernkraftdemonstranten, lokale Theaterensembles, Stadtstreicher, Naturschützer in Nationalparks, Rehabilitationshelferinnen für vergewaltigte Frauen und wirrköpfige Assistenten in Drogenentzugsheimen für Jugendliche. Alle diese jungen Menschen in ihren überflüssigen Berufen* (so wie sie dastehen, eine vom Ressentiment des Spießbürgers berufene Versammlung – auch der *langhaarigen Enkel* gedenkt Gilder an anderer Stelle) gehören unter die Knute besagten Marinecorpsausbilders, damit sie endlich begreifen, daß, *wer der Armut entkommen will, (..) nicht nur arbeiten (muß), er muß mehr arbeiten als diejenigen, die über ihm auf der sozialen Leiter stehen. Bisher hat das jede Generation der unteren Schicht eingesehen. Aber die Armen von heute - und die Weißen noch mehr als die Schwarzen - weigern sich, hart zu arbeiten.* Ja, mehr noch und schlimmer, weil der Gewalt nicht erreichbar: *Die Armen von heute, die alles glauben* und die *durchaus wissen, daß sie ihre Lage weitgehend sich selbst zuzuschreiben haben,* sind mit einem *menschlichen Geist* begabt, der *es offenbar schwer hat, an den Kapitalismus zu glauben: an die fruchtbare Energie der Ungleichheit. Was ich von euch fordere / Das ist Vertrauen und noch einmal Vertrauen! / Euch fehlt der Glaube! Und wenn dieser fehlt / Ist alles aus (..) Glauben müßt ihr, glauben! / Daß ich das Beste will für euch und weiß / Was dieses Beste ist* -skandiert nicht etwa Gilder, sondern der ebenfalls einschlägig tätige Brechtsche Hitler-Verschnitt Arturo Ui - im Moment, da seine Kumpane die Ernsthaftigkeit seines Gangstertums bezweifeln. Was bei Gilder ehrenrührig wäre; der liefert nämlich im Zuge seiner Predigt die Aufklärung über ihre Funktion gleich mit, in nennenswerter Offenheit: *Der Glaube an die Menschheit, an die Zukunft, an den wachsenden Nutzen des Gebens, der Glaube an die allseitigen Vorteile des Handels, an die Fürsorge Gottes ist die Voraussetzung für einen erfolgreichen Kapitalismus. Der Glaube in allen diesen Ausprägungen stärkt die arbeitenden und unternehmenden Menschen gegen die Mißerfolge und Frustrationen, die in dieser nüchternen Welt unvermeidlich sind. Der Glaube muß (..) die Menschen bereit machen, auf gegenwärtige Befriedigungen zugunsten einer keineswegs gesicherten Zukunft zu verzichten. (..) Der Mensch ist auf das Vertrauen in eine höhere Moralität angewiesen, wenn er ohne Aussicht auf eine Gegenleistung etwas hergeben, ohne Sicherheit vor Wertverfall sparen oder über den Arbeitsvertrag hinaus etwas leisten soll.* So ist es (wo die Moral nicht reicht, ist ein Knüppel zur Hand), und so soll es nach dem Willen des Gilder-kundigen US-Erziehungsministeriums auch sein: *Die Wiederzulassung von Gebeten an den öffentlichen Schulen der USA könnte nach Auffassung des Staatssekretärs im US-Erziehungsministerium, Gary Bauer, zur Stärkung der amerikanischen Wirtschaft beitragen. (..) Schulgebete könnten helfen, eine Generation von Arbeitern zu schaffen, die den »Unterschied zwischen richtig und falsch« kennen. Wenn Kinder nicht Gelegenheit erhielten, Grundwerte einzuüben, könne man nicht erwarten, daß sie später als Beschäftigte fähig seien, diszipliniert nach höchst ethischen Maßstäben zu arbeiten.* (»FR« vom 26.7.83)

Aber ein »Glaube«, dessen narkotisierende Wirkung bereits Schulkindern gestattet, *die Stillung ihrer Bedürfnisse auf eine unvorhersehbare Zukunft, die sie vielleicht gar nicht erleben würden, zu verschieben,* ist eben nicht allein unverzichtbares (Rausch)Mittel kapitalistischer Ausbeutung, sondern gleichfalls - als »ethischer Maßstab« und ausformulierte »Moral« - Reflex der anarchischen Produktion dieser Wirtschaftsordnung. Gilder macht das sehr deutlich: Für ihn sind *Unvorhersehbarkeit, Unberechenbarkeit* und *Unbeweisbarkeit* konstitutive Elemente und Wesensmerkmale kapitalistischer Wirtschaftssysteme, in denen *Gewinn und Reichtum - eben ähnlich wie in einer Lotterie - nach unvorhersehbaren, irrationalen Gesetzen anfallen.*

Wo dergestalt die Reaktionen der Wirtschaft als grundsätzlich unkalkulierbar deklariert werden, ist zwar einerseits die prinzipielle Unmöglichkeit bürgerlicher Wirtschafts»wissenschaft« zugestanden und beispielsweise das jährliche Orakel des »Sachverständigenrats« (einschließlich der obligatorischen Korrekturen) treffend als lächerliches Spektakel gekennzeichnet, andererseits aber wird damit jedweder Anspruch auf regulierende Eingriffe in ökonomische Prozesse - von Verstaatlichungen etc. zu schweigen -, auf Sozialverantwortlichkeit überhaupt, abgewehrt, ja selbst die Erkennbarkeit wirtschaftlicher Vorgänge generell geleugnet. Die ideologische Verkleidung dieser - auf den Kapitalismus bezogen: »wahren« - »Argumentation« ist so typisch wie durchsichtig und besteht aus simpler Verallgemeinerung: *Die Unberechenbarkeit (..) ist in Wahrheit die unabdingbare Voraussetzung für jeden wirtschaftlichen Fortschritt. Wo*raus - und Gilder ist da eisern konsequent - notwendig folgt: *Wenn zu viele Leute genau wissen, was auf sie zu kommt, kann die Wirtschaft es nicht weit bringen.*

Bei derlei Weltsicht kommt auch der kalte Blick des zynischen Voyeurs wieder voll auf seine Kosten: *Der Versuch des Wohlfahrtsstaates, die Unsicherheit und die Gefahren für das menschliche Dasein zu leugnen, zu unterdrücken und wegzuplanen - die spannende Frage, wie es wohl weitergeht, auszusparen -, richtet sich nicht nur gegen den Geist des Kapitalismus, sondern vor allem gegen die Natur des Menschen. Sogar die primitivsten menschlichen Gesellschaften haben Formen des Glückspiels erfunden, in denen häufig die Würfel die Stelle des Roulett- Tellers übernehmen* - wer also

sollte etwas einzuwenden haben gegen die Lust zivilisierter Ökonomen vorn Schlage Gilders, sich - »Sport, Spiel, Spannung« - an Arbeitslosenstatistik und Armutsrate zu ergötzen?

Das Bild dieser Welt aber, das Gilder zeichnet, ist - nunmehr manifest - faschistisch: Es gilt dem *beständige(n) Kampf um das Überleben. Die Naturgeschichte ist kein heiter gelassenens Nirwana, sondern eine Abfolge brutaler Veränderungen, die das Antlitz der Erde verändern, Berge hochschießen lassen, Täler und Ebenen überfluten, denen ganze Tier- und Pflanzenarten zum Opfer fallen. Es gibt überhaupt kein Gleichgewicht - weder in der Umwelt noch in der Wirtschaft.* Im Dunstkreis derartiger Exzesse blüht der Kitsch: Erschöpft von der Anstrengung, die es ihn kostete, sein Mütchen an den Opfern der Ausrottungs- und Verelendungsfeldzüge des Kapitals zu kühlen, wird Gilder mitunter geistreich: *Ein kapitalistisches System ist vornehmlich eine »Noosphäre«, ein Reich des Geistes und der Gefühle,* erklärt er freundlich. *Ideen können ein Atomkraftwerk oder ein Stahlwerk zu einem Nichts schrumpfen lassen, die Halbleiterindustrie nach Singapur und Südkorea verlagern (..) Brachland spekulativ in Märchenparadiese und durch ein Gerücht wieder in Wüsteneien verwandeln,* sogar *das Wachstum lebt* (ganz friedlich wieder) *vom Glauben an sich selbst.*

Ist Gilder in Stimmung, überschlagen sich die Analogien und kuriosen Begriffsbestimmungen, eine putziger als die andere, seitenlang, Schmuckstücke jeder Stilblütensammlung. Dennoch müssen seine Sätze behandelt werden, als wären sie nicht im Delirium formuliert. Sie enthalten ein unmißverständliches Programm: *Gleichheit, bürokratische Rationalität, Vorherbestimmbarkeit, sexuelle Freizügigkeit, eine volksnahe Politik, das Streben nach Erfüllung - all diese Inhalte einer Kultur in ihrem Spätstadium* (»Untergang des Abendlandes«?) *sind unvereinbar mit den Zwängen des wirtschaftlichen und technischen Fortschritts.* Auf daß niemand sage, er wisse nicht, was ihn erwartet. Apropos »sexuelle Freizügigkeit«: Beim Thema »Familie« - Dritte im Bunde und *wichtigste Voraussetzung für den sozialen Aufstieg* - kommt endlich auch der Sex ist Gilder zum Zuge. Er geht da - ausnahmsweise, das Terrain ist heikel und er selbst doch hoffentlich verheiratet - systematisch vor: Wie *die Schwierigkeiten des heutigen Kapitalismus (..) sich weniger aus einer Verringerung des materiellen Kapitals, als vielmehr aus der andauernden Zerrüttung der geistigen Produktionsmittel (ergeben), so* ist auch die »Zerrüttung« der Familien nicht Folge, sondern eine der Ursachen von Armut und Arbeitslosigkeit: *Die Ehen zerbrachen nicht am Geldmangel, sondern weil die Höhe der Unterstützung Stellung und Ansehen des Vaters in der Familie erschütterte. Er fühlte sich in seinem eigenen Heim nicht mehr als Mann. (..)Nichts wirkt sich so verheerend auf männliche Wertvorstellungen aus wie die langsam dämmernde Erkenntnis, daß Frau und Kinder auch ganz gut ohne ihren Ernährer auskommen könnten. Der Mann bekommt immer mehr das Gefühl (..), daß der Wohlfahrtsstaat ihm Hörner aufgesetzt hat.*

Dabei hat die Natur doch deutlich genug zu verstehen gegeben, daß »männliche Wertvorstellungen« vom abhängig/minderen Status der Frau und einem »Eigenheim«, sie zu plazieren, ganz in ihrem Sinne sind. *Im Gegensatz zur Mutter, deren Rolle von den biologischen Gegebenheiten bestimmt wird, müssen dem Mann die Aufgaben von der Kultur gestellt sein - die* einzurichten ja ebenfalls sein Job ist. Das erleichtert zwar die Exekution männlicher Macht, zeitigt mitunter aber auch Wirkungen, für die Psychoanalytiker ein spezielles Interesse aufbringen: Die schroffe Entgegensetzung von *Mutter* (nicht: Frau) und *Mann* wirft ein Licht auf Gilders Kindheit. Gleichfalls eher von zivilisationsgeschuldetem Mangel als von patriarchalischer Größe scheint das spätere »männliche Dasein« gezeichnet: Das Leben in einer zivilisierten Gesellschaft erfordert die Unterordnung des hastigen Gefühlslebens der Männer unter die auf Dauer angelegten mütterlichen Instinkte der Frau. Genau das geschieht in der Einehe - der Mann zähmt seinen Sexualtrieb (den der Frau »am besten gar net ignotieren«), *und die Frau läßt ihn durch die Geburt der Kinder teilnehmen an der Ewigkeit.* Der Zynismus des Tauschs, dem selbst Mensch und Ethik käuflich sind - hier steht er nackt: *Er gibt ihr den Lohn seiner Arbeit (..) die Frau gibt ihrem Mann eine Zukunft.*

Konsequenz und tatsächlicher Boden dieser Lüge von Mütterlich- und Ewigkeit: *Schon diese geschlechtsspezifische Rollenverteilung zwingt den Staat, bei jeder ernsthaften Maßnahme gegen die Armut das Hauptgewicht auf die Stärkung des Mannes in der armen Familie zu legen.* Denn: *Wenn man den Müttern Arbeit gibt, bringt das kaum irgendwelchen Nutzen für die Gesellschaft oder den Feldzug gegen die Armut. Nur die Männer können mit ihrer Arbeit die Armut eindämmen.* Gegen den Strich, also als Zustandsbeschreibung einer männerbeherrschten Gesellschaft gelesen, markiert diese Apologie jenen Punkt, an dem die Diskriminierung des Geschlechts mit seiner ökonomischen Ausbeutung zusammentrifft. Daß Gilder beides derart verknüpft, ist nur folgerichtig, denn banalerweise scheint »Männerarbeit« wertvoller in einer Gesellschaft, die Frauen für gleiche Tätigkeiten schlechte, für andere (Hausarbeit, Kinderaufzucht etc.) gar nicht bezahlt und in der sozialer Aufstieg sexistischer Auslese unterliegt.

Wie gesagt: Das Thema ist heikel, weil undurchschaut mit Persönlichem verquickt. Gilder behilft sich, indem er sich müht, sein männliches Ressentiment zu objektivieren. Häufiger als das sonst seine Art ist, zitiert er »wissenschaftliche Untersuchungen«, unter deren Oberfläche seine persönlich motivierte Verachtung der Frau lauert.

Aber nur einmal schimmert durch, wofür Gilder sich da rächt: *Die sexuelle Unterlegenheit des Mannes* ist ihm auch heute noch ein leider tabuisiertes Thema. Seine Erwähnung allerdings reicht hin, das spezifisch männliche Gefühl biologischer

und sexueller Minderwertigkeit als jenes Defizit auszumachen, das Gilder den Frauen heimzahlt, indem er sie sozial deklassiert. Ein Vorgang, der sich gesellschaftlich verallgemeinern läßt und gerade in Zeiten wirtschaftlicher Krisen zusätzliche Bedeutung gewinnt. Dann nämlich dient der chauvinistisch/kokette Verweis auf die »biologische Potenz« der Frauen nicht nur der Vertuschung männlicher Dominanz auf allen Ebenen der Gesellschaft, sondern verstärkt einer konkreten »Arbeitsmarktpolitik«, die die Frauen als in der Produktion »überzählig« wieder an den Herd und in's (Kind)Bett schickt - zu Nutz und Frommen sowohl des »freien Mannes« als auch des »freien Kapitals«.

Gilders »Reichtum und Armut« ist geeignet - gerade angesichts einer von rechts zunehmenden radikalisierten wirtschaftspolitischen Auseinandersetzung (die »Diskussions-Papiere« von Albrecht und George sprechen bereits mit Gilders Stimme) -, Augen zu öffnen und Ohren zu spitzen. An diesem Text könnten selbst deutsche Sozialdemokraten lernen, wie sich »Klassenkampf« buchstabiert und die »grün/alternative Bewegung«, die ja längst »Abschied vom Proletariat« nahm, daß mit Blumentöpfen auf Bundestagsbänken kein (anderer) Staat zu machen ist.

---

* Wolfgang Roth: »Humane Wirtschaftspolitik. Die sozialdemokratische Alternative«, Köln, 1982

Konkret 03/84, S. 38

Günter Amendt

Der Minister und sein General

Über Ursachen und Folgen der Affäre Kießling

Die Affäre um Wörner und seinen General, von »Bild« auf die Höhe eines Dramas gehoben, wurde in den Medien häufiger noch an den Maßstäben des Volkstheaters gemessen: Komödie, Schwank, Posse, »nicht Wagner, sondern Operette« (»La Stampa«). Das Stück hat viele sich überlagernde Handlungsstränge und spielt an ständig wechselnden Schauplätzen. Auch unergiebige Nebenhandlungen, Affären in der Affäre, die sich irgendwo in den Spalten der Skandalpresse verlieren, gehören zur Inszenierung und schaffen zusätzliche Verwirrung. Um da durchzusteigen, empfiehlt es sich, den Schauplatz, an dem das Stück begann, nie aus dem Auge zu verlieren.

Brüssel.- NA TO-Hauptquartier Europa.

Ein neues Waffensystem erfordert neue Befehls- und Führungsstrukturen. Die USA haben ihre Raketen gegen den Mehrheitswillen der europäischen Völker installiert. Deren 'Nein' zur Stationierung ist in gewissen Militärkreisen als ein verwaschenes 'Ja zur atomaren Mitbestimmung' angekommen. Doch Mitbestimmung ist in der US-amerikanischen Kriegsplanung nicht vorgesehen. Kießling, politisch durchaus ein Fiesling (KONKRET 2/84), scheint, nach allem, was man liest, nicht ganz auf der Höhe der neuen militär-politischen Lage gewesen zu sein. Hat er sich, und sei es nur in Andeutungen, als Vertreter nationaler europäischer oder bundesdeutscher Interessen dargestellt? Mußte er weg, weil er die bedingungslose Unterwerfung unter die US-Kriegsstrategie nicht bringen konnte oder wollte?

Kießlings Beseitigung besorgten die Geheimdienste mit vielfach erprobten Methoden: Schnüffeln in der Privatsphäre, Sammeln von Informationen und Ausstreuen von Gerüchten. Kießlings Personalakte lieferte in der Rubrik Personenstand das passende Stichwort.

Der General ist ledig, der General ist anders. Daß er homosexuell sein soll, war zumindest zu diesem Zeitpunkt mehr schmückendes Beiwerk. Es ging nicht um Homosexualität sondern um das, was dafür gehalten wird.

Ein Foto sagt alles. Es zeigt den NATO-Oberbefehlshaber und seinen bundesdeutschen Stellvertreter in Kampfuniformen, es zeigt einen 'tough guy' und einen Weichling. So muß Rodgers, von dem, laut »Spiegel«, NATO-Kollegen sagen, er spiele sich auf wie der amerikanische Statthalter in Europa, seinen Stellvertreter gesehen haben. Noch die Lachfalten des Amerikaners, dessen Visage an die der Generäle Westmoreland und Haig erinnert, sind vorschriftsmäßig geordnet. Daneben der Deutsche, dem es nicht gelingt, sein entgleistes Lächeln unter Kontrolle zu bringen. Kein Wunder, daß der Oberbefehlshaber und sein Stellvertreter »nicht miteinander warmgeworden sind« (»Tagesanzeiger«). So lächelt man nicht, so lächelt kein Mann. Das Land braucht neue Männer, Vorbilder bei der Militarisierung des Alltags, soldatische Männer, keine Alphabeten mit wulstigen Lippen und dem melancholischen Blick eines Geschlagenen.

Ortswechsel. In Bonn wird der erste Akt des Stücks als Boulevard-Presse-Komödie gegeben. Die Handlung verflacht schnell zu einem Schwulenschwank, auch weil an das Brüsseler Vorspiel nicht mehr erinnert werden soll.

Teile des Publikums reagieren zunächst ausgesprochen amüsiert. Zu peinlich ist das Mediengestammel der ersten Tage, wenn das Wort, um das sich alles dreht, von Nachrichtensprechern und Kommentatoren mehr gelallt als ausgesprochen wurde: Homosexualität.

Mir war diese Art der Vermenschlichung von Machtpolitik eher zuwider. Auch kann ich mir nicht vorstellen, daß sich bei denen da oben da unten was rührt und regt. Die Umgangssprache erfaßt ziemlich genau, was bei denen abgeht. Die sind geil auf Macht und scharf auf Karriere.

Wirklich ernst wurde die Affäre erst, als die Medienmachos begannen, das Stück als Chance für eigene Galaauftritte zu begreifen. Der Unterhaltungswert elektronischer Medien in dieser Frühphase des Stücks ist durch nichts zu überbieten. Man muß Herrn Lueg (Tagesthemen) gesehen haben - man hat Herrn Lueg gesehen, wie er angewidert vom 'miesen Milieu' sprach, um so die Kneipen der Kölner Altstadt und nicht etwa das Kasino der Brüsseler NATO-Zentrale zu beschreiben. Man muß auch gehört haben - man hat gehört -, wie flott einigen Kommentatoren das Wort »schwul« über die Lippen rutschte, von Tag zu Tag mehr mit einem Unterton der Verachtung und manchmal schon als unflätige Beleidigung all derer, die homosexuell sind.

In den Nachrichtenstudios des Fernsehens begann sich »ein Geruch von Homosexualität« (Tagesthemen) zu verbreiten. In den folgenden Wochen wurde oft darüber diskutiert, ob Wörner, was Wörner dazu beigetragen habe, diese Entwicklung des Falles zu verhindern. Der Minister beteuerte immer wieder, so habe er das nicht gewollt.

Wie Wörner hinter den Kulissen agierte, wissen wir nicht, uns muß genügen, wie er sich davor auf der politischen Bühne aufspielte. Da gab es ein Interview ganz zu Beginn der Affäre, als sich- der ARD-Reporter Werner Schawer die Frage herausnahm, was der Minister »zum Vorwurf der Homosexualität« zu sagen habe. Doch anstatt die Frage des ARD-Mannes

zurückzuweisen mit der Begründung, Homosexualität könne kein »Vorwurf« sein, anstatt wenigstens den Entrüsteten zu spielen, starrte Wörner wie ein waidwundes Reh in die Linse der Kamera und sprach vom Sicherheitsrisiko.

Damit war die Verbindung und die Gleichsetzung von Homosexualität und miesem Milieu, Erpressung und Sicherheitsrisiko, Prostitution und Denunziantentum regierungsamtlich hergestellt. Das habe, schreibt Rudolf Augstein, »die Schwulen und damit uns alle zivilisatorisch um viele Jahre zurückgeworfen.« Für Hermann L. Gremliza ist mit Augsteins Feststellung »vom Standpunkt bürgerlicher Aufklärung aus Anlaß des Falles Kießling zur Diskriminierung und Diffamierung Homosexueller gesagt, was zu sagen ist.« Wirklich? Ist es nicht die Dialektik bürgerlicher Aufklärung, die es dem Nazi-Staat möglich machte, über Nacht von Liberalisierung auf Verfolgung und KZ umzusteigen? Wo sind die veränderten Bedingungen, die eine Wiederholung ausschließen? Und hat nicht gerade der »Spiegel« mit seiner zynischen AIDS-Berichterstattung offenbart, wie weit bereits die rückwärtsgewandte Einstellungsveränderung zur Homosexualität gediehen ist?

Der Fall des Bundeswehrgenerals ist nicht der Beginn einer veränderten Einstellung im Zeichen der 'geistig-moralischen Wende', er ist bereits der erste Höhepunkt einer Entwicklung, die mit Schmidts Kanzlerschaft begonnen hat. Davon wird noch zu sprechen sein.

Zuvor kommt die Bundeswehr ins Spiel. Sie ließ sich im Fernsehen, ohne daß Wörner den Coup durchschaute, von einem vertreten, der, weil er pensioniert ist, sagen konnte, was sich die Generalität zu sagen verbot. Ex-General Schmückle, einer der Vorgänger in Kießlings NATO-Amt, tritt als Reichswehroffizier auf. Für den Augenblick eines kurzen Zwischenspiels gibt er Wörner damit die Chance, eine positive Rolle zu übernehmen. Plötzlich ist wieder vom Ehrenkodex des Offizierskorps die Rede. In aller Öffentlichkeit muß Wörner den Generalvertreter darauf hinweisen, daß es keine Sonderrechte für Offiziere im Straf- und Disziplinarrecht gibt. Ein Flair von Putschismus kommt in die Affäre. Es riecht nach gewichsten Stiefeln, nach von Sperma geschändetem Uniformtuch, nach Juchten und Old Spice, nach Fliegermonturen und Männerschweiß.

Wenn schon zu diesem Zeitpunkt eine Beweiswürdigung der bis dahin zusammengetragenen Zeugenaussagen erforderlich war, dann ist in der Tat die Aussage eines Strichjungen so viel wert wie das Ehrenwort eines Vernichtungsplaners aus dem NATO-Hauptquartier. Das scheint Wörner erkannt zu haben. Wohl auch, daß in den aufgemotzten Klamotten eines Vier-Sterne-Strichers mehr Sinnlichkeit, mehr Ehrlichkeit und mehr Leben steckt als in der aufgebügelten Uniform eines NATO-Offiziers im Führungsstab. Lieber ein schmutziger Strich als ein sauberer Krieg.

Wie immer, wenn ein Skandal das Land in Atem hält, übernimmt »Bild« eine Sonderaufgabe: »Bild« bearbeitet die Basis. In der zuletzt vom Fall Bachmeier bekannten Manier wurde auch dieses Thema so sexualisiert, daß schließlich die unverfänglichste Meldung einen pornografischen Unterton bekam. Die Überschrift: »Kießling an Wörner: geben wir uns die Hand« wird zur Obszönität, wenn man gerade vorher überall lesen konnte, der General sei »händchenhaltend« mit einem Militärarzt gesehen worden.

Wochenlang konnte sich die »Bild«-Redaktion darauf beschränken, Meldungen aus dem Ministerium fast unbearbeitet in Druck zu geben. Selten zuvor kam »Bild« so billig zu seinen Schlagzeilen. Die Informationen aus dem Ministerium waren bereits »Bild«-gerecht ausgewählt und vorformuliert.

Anfangs war »Bild«, wie die gesamte Rechtspresse, auf Seiten des Ministers. In dieser Phase seiner Berichterstattung leistet sich das Springer-Blatt eine Überschrift, deren Gemeinheit kaum zu überbieten ist. »Kießling: Sex mit Mädchen«. Das sieht wie eine Entlastung des der Homosexualität »beschuldigten« Generals aus, geistert doch durch die unbedarften Köpfe vieler Leute die Vorstellung, heterosexuelle Beziehungen schlössen homosexuelle aus. »Bild« aber ist nicht unbedarft oder naiv. Hätte das Blatt Kießling wirklich entlasten wollen, dann hätte es getextet: »Kießling: Sex mit Frauen«. Doch »Bild« wollte den General noch tiefer in den Sumpf sexueller Ausschweifungen ziehen. Sex mit Mädchen, das assoziiert Sex mit *kleinen* Mädchen.

Solche Schlagzeilen und die Episode mit dem Bademantel sollten auch demjenigen, der im Vorwurf der Homosexualität keine Ehrverletzung sieht, begreifbar machen, warum Augstein von einer »Hinrichtung« sprach und Kießling, der in einer eigenen Welt spezifischer Ehr- und Moralvorstellungen lebt, auf Rehabilitierung bestehen mußte, auch wenn die ihn für den Rest seiner Tage vom »Stigma der Homosexualität« nicht mehr befreien wird.

Mit einer Überschrift, auf die die Redaktion vom ersten Tag an hingearbeitet hatte, krönte »Bild« seine Sexualkampagne. Unter Berufung auf den »Spiegel« verbreitet »Bild« das Gerücht von Wörners Homosexualität. Der »Spiegel« wiederum will sein Wissen aus »kontiki«, einem schweizer Homosexuellen-Blättchen haben. Dort soll der Verdacht, Wörner sei homosexuell, erstmals geäußert worden sein. Keiner will zu seiner eigenen Klatsch- und Tratschsucht stehen, obwohl doch in Journalistenkreisen (und nicht nur dort) Wörner schon seit langem als schwul gehandelt wurde.

Worauf beispielsweise spielte Rudolf Augstein an, als er schrieb, Wörner habe auf einem Gebiet, wie es für die Bundeswehr »nicht empfindlicher gedacht werden kann, den fixen starken Mann herausgekehrt. Er selbst mag uns später

einmal erklären, warum«? Was motivierte Hermann L. Gremliza, Wörners Eheschließung als eine Art Vorwärtsverteidigung darzustellen?

Überall wimmelte es von Anspielungen. Die »Frankfurter Rundschau« veröffentlichte ein Foto - Unterschrift: »Manfred von der Bundeswehr«. Die »Welt« brachte eine Karikatur, die Wörner bis zum Hals im Wasser steckend zeigte - Unterschrift: »Auf der Suche nach dem andern Ufer«.

Sorry, meine Herren, das grenzt an Rassismus. Sie wi*ssen,* nichts, Sie glauben nur ahnen zu dürfen. Öffentlich.

Wörners Selbstdarstellung als betont männlicher Mann ist in der Tat brüchig und gibt zu Vermutungen nach allen Himmelsrichtungen Anlaß. In einer Regierungsmannschaft, die buchstäblich nicht angreifbar ist, weil ihre Konturen gallertartig zerfließen, macht Wörners zur Schau getragenes Körperbewußtsein bei manchem Zuschauer Phantasien frei. Diese Ausstrahlung dürfte Wörner auch die beiden Kölner Kneipiers, den ehemaligen Kuttenträger Erlenhardt und den Schweizer Berufshomosexuellen Ziegler, in die Arme getrieben haben. Am Ende der Affäre war das Thema - mit »Bild« oder ohne »Bild« - derart sexualisiert, daß viele Journalisten genau das taten, was nicht wenige von ihnen im Fall K. gerade noch kritisiert hatten. Sie gaben ihre eigenen Projektionen als mehr oder weniger verschlüsselte Informationen (her)aus. Sie produzierten so - ungewollt, das glaubt man zumindest einigen gerne - Homosexuellen-feindliche Schlagzeilen.

Aber ist es nicht verdächtig, wenn ausgerechnet CDU-Spitzenfunktionäre zu erkennen geben, an einer Homosexualitäts-Diskussion sei man nicht interessiert? Worauf eine neuerliche Diskussion über Homosexualität hinauslaufen würde, war anläßlich einer Bundestagsdebatte zu besichtigen. Als dort die dritte Garnitur der Regierungsparteien antrat, um Wörner rauszuhauen und Kießling noch tiefer reinzureiten, konnte einem angst und bange werden. Die Jungs schlugen derart erbarmungslos zu, daß selbst auf der Regierungsbank, wie man im Fernsehen verfolgen konnte, Betroffenheit zu registrieren war. Noch das Grab von Kießlings Eltern in Berlin wurde zum heimlichen Schwulentreff gemacht. Dabei hatten sich die Regierungsparteien gerade darauf geeinigt, den Homosexualitätsvorwurf gegen Kießling fallenzulassen. Das Thema war längst außer Kontrolle, vor allem aber zeigte die kurze Debatte im Bundestag, daß im Falle einer aufgeheizten Diskussion die Klientel der Christdemokraten außer Rand und Band gerät.

Kurze Pause. Es werden Zuschauerfragen beantwortet: Wie ein homosexueller General überhaupt erpreßbar sein soll, fragt das irritierte Publikum, wo doch auch bei Herrn Scholl-Latour im »Stern« nachzulesen ist, Homosexualität sei »seit 15 Jahren straffrei«. Sie ist es nicht. Noch immer stehen homosexuelle Beziehungen zu unter 18jährigen unter Strafandrohung, während der »Jugendschutz« von Heterosexuellen bei 16 Jahren endet. Wer unter Strafandrohung lebt, ist erpreßbar. Wer erpreßbar ist, stellt ein Sicherheitsrisiko dar.

Daran würde sich auch nichts ändern, wenn Homosexualität als Straftatbestand endgültig abgeschafft würde. Denn jenseits aller Strafrechtsnormen werden auf lange Zeit soziale und moralische Normen weiterbestehen, die in Homosexualität einen Verstoß gegen das »Normale« und »Natürliche« sehen. Wieweit diese Norm für den einzelnen Homosexuellen gültig ist, hängt von dessen angestrebter gesellschaftlicher Rolle, dem Grad seiner Anpassung und dem Ausmaß seiner Schuldgefühle ab.

Am Beispiel des NATO-Generals, ob er nun homosexuell ist oder nicht, wird deutlich: Eine praktizierte, d. h. eine gelebte Homosexualität innerhalb einer totalen Institution wie der Bundeswehr ist undenkbar. Offen als Homosexueller aufzutreten, kann sich nur leisten, wer auf Karriere innerhalb hierarchischer Institutionen verzichtet und sich dem Aufstiegs- und Anpassungsdruck verweigert. De facto - und das erschwert die Lage eines Homosexuellen innerhalb der Bundeswehr (ähnliches gilt auch in anderen Bereichen des Staatsdienstes) - wurde die Dienstnorm der Bundeswehr mittels interner Erlasse oberhalb der herrschenden Strafrechtsnorm angesiedelt. Diese Dienstnorm legt fest, daß Homosexuelle keine Führungsaufgaben übernehmen dürfen, obwohl doch allzu viele dazu bestens geeignet wären.

Das forcierte Auftreten homosexueller Aussteiger hat in der Öffentlichkeit ein völlig schiefes Bild über den Bewußtseinszustand angepaßter Homosexueller entstehen lassen. Die Mehrheit der Homosexuellen fühlt sich weder durch Tuntenchöre und Travestieshows, noch durch Gay-Pride-Paraden und Schwulenkabaretts repräsentiert.

Was die Homosexuellen selbst zum Fortbestand oder zur Wiedererweckung von Ressentiments beitragen, sollten sie selbst in dem, was sich einmal Schwulenbewegung nannte, reflektieren. So viel scheint mir sicher: Die leichtfertige Sorglosigkeit, in der Teile dieser Bewegung ihre Lebensformen öffentlich gemacht haben - und zwar unter Preisgabe jeden Selbstschutzes - könnte mitverantwortlich sein für eine Entwicklung, die heute viele Homosexuelle starr vor Entsetzen auf sich zukommen sehen. Das kollektiv Unbewußte probt den Aufstand - die Schwulenbewegung schweigt.

Ein Denunziant wie Alexander Ziegler kann sich sehr wohl auf Strategien gewisser Teile der Schwulenbewegung berufen. Eine Bewegung aber, die ihre Identität aus der Prominenz einzelner Betroffener bezieht und nicht aus der Menschenwürde jedes einzelnen, an Prominenzmaßstäben gemessen unbedeutenden Homosexuellen, hat die Ansprüche einer Emanzipationsbewegung verspielt.

Jeder hat das Recht, homosexuell zu sein. Jeder hat das Recht, nicht homosexuell zu sein. Jeder Homosexuelle sollte das Recht haben, selbst zu bestimmen, unter welchen Bedingungen und welchen Voraussetzungen er seine Homosexualität öffentlich macht.

Sind, wie der »Stern« behauptet, jetzt die Homosexuellen wieder »dran« Zweifellos sorgt der Restparagraph für die andauernde Stigmatisierung von Homosexuellen, auch wenn die Mehrheit von ihnen aufgrund ihrer Partnerpräferenzen davon nicht direkt betroffen ist. Solange Homosexualität ausdrücklich im Strafrecht erwähnt wird, wird die Erinnerung an das »Schändliche« gleichgeschlechtlicher Beziehungen wachgehalten. Und so soll es sein.

Jugendliche, die es sich zum Zeitvertreib machen, Homosexuellen aufzulauern, »Schwule zu ticken« und »Schwule zu klatschen«, handeln im Bewußtsein, große Teile der Bevölkerung hinter sich zu haben. »Blut, Blut muß fließen... knüppelhageldick... wir scheißen auf die Lesben in dieser Judenrepublik. « Solche und ähnliche Drohbriefe erhalten seit einigen Monaten Frauenbuchläden und Zeitungsredaktionen in Wiesbaden, Wuppertal, Münster und anderswo. Die Absender sind Neonazis. Und wie immer, wenn Neonazis aktiv werden, gibt es Stimmen, die beruhigen und besänftigen. Wer warnt und in den Drohbriefen Vorboten einer neuen Minderheitenverfolgung sieht, wird schnell zum Panikmacher gestempelt. Es ist an der Zeit - schon lange und nicht erst seit der Affäre Kießling - die Indizien, auf die sich solche Warnungen gründen, zu bündeln und öffentlich zu machen.

Lehrer aller Schulformen, Sozialarbeiter und Sozialpädagogen berichten von einer Zunahme verbaler Aggressivität gegenüber Homosexuellen. »Die Beziehung der Jugendlichen zur Homosexualität war nie unproblematisch. Neu ist die Aggressivität«, sagt Doris Bockelmann, Sexualpädagogin bei Pro Familia in Frankfurt. »Früher haben sie gesagt, was sie denken, heute sagen sie, was zu tun ist: 'In die Fresse', 'ins Lager', 'ins KZ'. Sie sagen das ohne eine Spur von Angst vor Sanktionen.«

Nicht nur die Frankfurter Sexualpädagogin, die mit Jugendlichen in der Erziehungsbeistandschaft arbeitet, auch deren Kollegen in anderen Städten, Gymnasial- und Gesamtschullehrer und nicht wenige Eltern mußten feststellen, wie der Ablauf des Falles K. bestehende Vorurteile bei Jugendlichen bestärkte.

Es waren keine Neonazis, die vor einigen Monaten das Kölner Schwulenzentrum überfielen, es war eine Clique von 15- bis 18jährigen Jungen, Kinder aus der Vorstadt, die in der Kölner Innenstadt auf der Suche nach Freiheit und Abenteuer waren. Gewalt gegen Homosexuelle und ihre Treffpunkte nimmt zu. In den USA, woher übrigens die Naziflugschriften gegen Lesben und Homosexuelle kommen, ist »Gewalt gegen Homosexuelle« schon lange eines der Hauptthemen der Homosexuellen-Presse.

Opfer von Gewalttaten aber machen, wenn sie die Staatsgewalt gegen die Täter mobilisieren wollen, oft ähnliche Erfahrungen wie Frauen, die eine Vergewaltigung anzeigen. Sie machen sich zum Gespött ganzer Revierbelegschaften: Täter, Tatzeugen und Tataufklärer verbünden sich gegen die Opfer. Auch das ein Beispiel zum Thema: Sind Homosexuelle noch erpreßbar? Der Gang zum Staatsanwalt oder zur nächsten Polizeidienststelle ist nicht so harmlos und risikolos, wie ihn der Bremer Hochschullehrer Rüdiger Lautmann kürzlich in einem Fernsehinterview darzustellen versuchte. Wer ihn trotzdem wagt, geht zusätzlich das Risiko ein, in »rosa Karteien« erfaßt zu werden. Es gibt sie, die »Schwulen-Karteien«, immer noch, trotz aller Dementis.

Ob die Homosexuellen wieder dran sind, läßt sich jetzt nicht beantworten. Im Augenblick sind viel sichtbarer (zunächst) einmal die Frauen dran. Diese Republik steht kurz vor der Verteilung von Gebärprämien und der Wiedereinführung eines Mutterkreuzes. Es wird einer großen Massenmobilisierung bedürfen, um die Restaurierung des alten § 218 zu verhindern. Was die Homosexuellen zu erwarten haben, wird davon abhängen, was man sich den Frauen zuzumuten getraut.

Das ist eine historische Erfahrung, die man nicht oft genug wiederholen kann: Das Schicksal der Homosexuellen, die Bejahung, die Duldung oder die Verfolgung ihrer Lebensweise stehen im Zusammenhang mit dem Grad der Ausbeutung und Unterdrückung von Frauen. Schlechte Aussichten für die Homosexuellen.

Ende der kurzen Pause. Finale. »Wörner bleibt. Kießling kriegt Ehre zurück« (»Bild«). Der letzte Akt spielt unter veränderten Bedingungen. Die Stimmung ist gekippt, die Gunst der öffentlichen Meinung hat sich dem General zugewandt. Der Auftritt des Alexander Ziegler hat diesen Umschwung bewirkt. Es ist nicht die Solidarität mit einem homosexuellen oder fälschlich der Homosexualität »bezichtigten« General, es ist der Abscheu davor, daß sich der Minister auf das »miese Milieu« eingelassen hat, in dem sich Kießling, ohne daß man es hätte beweisen können, herumgetrieben haben soll. Das Publikum mag Denunzianten nicht - besonders wenn sie schwul sind. Warum sollte es seinen Abscheu auf einen konzentrieren, dem nichts nachzuweisen ist, wenn einer auftritt, der selbst von sich sagt, er sei ein »Homo«. So bekam Kießling seine Ehre zurück.

In einer Kultur- und Sittengeschichte dieser Republik wird der Name des Generals Günter Kießling einmal gemeinsam mit dem der Rosemarie Nitribitt genannt werden.

Wie der Mord an der Prostituierten die Moral der Adenauer-Ära, so enthüllt der Rufmord an dem General die Moral der herrschenden Klasse in der Ära des Adenauer-Enkels.

Konkret 03/84, S. 44

Peggy Parnass

»Dann sah ich alles«

Als aufgeregte Tierschützer anriefen und mich baten, sie in ihrem Kampf gegen Tierversuche zu unterstützen, fühlte ich mich wirklich nicht zuständig. Ich liebe Tiere und Kinder, wie W.C. Fields sie geliebt hat. Obwohl - ich hab 'ne ganze Menge Freunde, die noch im Kindesalter sind, Katzen, die in mein Zelt schleichen, süße Mäuse in der Wohnung, schönköpfige Hunde von Freunden oder Streuner, auf Ibiza. Ich schwärme nicht für Insekten, quetsche sie aber auch nicht tot, trage Spinnen und Maikäfer ins Grüne, lass' Fliegen, Wespen und Schmetterlinge davonflattern. Auch die, die ich nicht liebe, sollen leben. Anklagende Fischaugen auf dem Teller konnt' ich nie ertragen, aber Fisch, wenn der Kopf ab ist, eß' ich gerne. Julius, das Kaninchen, hab ich nicht mitgegessen, obwohl sein Tod in meine Hungerjahre fiel.

Damit hat sich's dann auch. Ich bin eine Großstadtpflanze mit Sehnsucht nach Grün. Daß ich mich nirgends hinsetzen oder hinlegen kann, im Alsterpark mit Storchenschritten gehen muß, weil alles vollgekackt ist, finde ich gar nicht lustig. In Skandinavien schreiben die Gesetze dem Hundehalter vor, mit Schäufelchen und Tüte auszurücken. Da fällt einem Tierliebe nicht so schwer. Ich bin dann doch nach Berlin gefahren, zum Prozeß gegen vier militante Tierschützer. Andreas Wolff (Altenpfleger, 26), Axel Schunn (Student, 24), Bernd Sandvoss (Student, 30) und Thomas Werner (Anstreicher, 27) werden zwei Brandanschläge vorgeworfen: im April 82 auf das neuerbaute zentrale Tierversuchslabor der Freien Universität, genannt »Mäusebunker«, und im Juli 83 auf das Versuchstierlabor im Oskar-Helene-Heim. Die einzige mitangeklagte Frau, Gudrun Schelte, ist nicht anwesend, weil sie in diesen Tagen ein Kind erwartet, und gegen den 15jährigen Peter Laabs verhängt das Jugendschöffengericht zur gleichen Zeit eine Jugendstrafe von 6 Monaten mit Bewährung.

Wir müssen lange auf Einlaß warten. Viel Presse, allerlei Verteidiger. Es wird erheblich gefilzt. Weil es Drohungen gegeben haben soll und eine Frühmorgen-Demo stattfand, wird die Öffentlichkeit wie in Terroristenprozessen durch den berühmten Sondereingang geschleust, Barbara Rütting, so aktiv wie attraktiv, so überzeugt wie überzeugend, extra aus Österreich angereist, um zu demonstrieren und dem Prozeß zu folgen, ist dabei, wie in Mutlangen.

Niemand trägt Pelz. Sind die teuren Felle hinten im Schrank versteckt, verkauft, verschenkt? Weggeworfen sicher nicht. Ich hätte mir auch gern mal so einen wunderschönen Doktor-Schiwago-Pelz leisten können oder ein herrliches Fell überm Bett. Ich hab mir nie den Kopf darüber zerbrochen, wer oder was für die Pracht auf der Strecke blieb.

Beisitzer und Schöffen sind ungewöhnlich aufmerksam. Andi macht klar, daß sie alle nur ein Signal setzen, für Schlagzeilen sorgen wollten. »Wir achteten sehr darauf, daß kein Mensch in der Nähe war. Wenn die Gefahr bestanden hätte, hätten wir die ganze Aktion abgeblasen.« Die Aktion: Molotowcocktails in den Mäusebunker werfen.

Komische Architektur, der Mäusebunker: unzerstörbar, eine mittelalterliche Burg.

Vorsitzender: »Warum haben Sie das ausgerechnet in Berlin gemacht?«

»Weil ich da wohne.«

Vorsitzender: »Bei Möbel-Schlüter und im Heuhaufen darf man keine Zigaretten wegwerfen. Haben Sie denn nie im Fernsehen gesehen, wie gefährlich solche Molotowcocktails sind?«

»Bisher sah ich nur Bombenangriffe im Fernsehen, nicht solche dilettantischen Dinge.«

Diese Antwort ärgert den Staatsanwalt, Andi entschuldigt sich: »Ich hab die Mollis nicht verniedlichen wollen, nicht verharmlosen. Nur gemessen am täglichen Bombardement ... «

Im Laufe des Prozeßtages wird klar, daß die Angeklagten in den Augen des Gerichts keine Verbrecher sind. In ihren eigenen schon gar nicht. Sie wollten ein Fanal setzen. Und als ich die bebilderten Broschüren auf der Pressebank durchblättere, weiß ich auch, wogegen. Mir wird ganz schlecht. Ein Blick in die Folterkammern der »Wissenschaft«. Unter anderem: Menschenaffen 1. mit durchbohrtem Schädel und Elektroden im Gehirn. 2. Schädel zur Hälfte abgesägt. 3. Augen raus, Zunge raus. 4. 128 Operationen in einem Jahr an einem Hund. Schmerzen von unbegrenzter Dauer. Bei vollem Bewußtsein aufgeschlitzt, enthäutet. Katzen mit Bauchfenster. Schädel eingeschlagen, zerquetscht.

Kein Wunder, daß Andi sagt: »Ich sitze hier lieber auf der Anklagebank, als nicht gegen dieses Unrecht zu protestieren.«

Allein in der Bundesrepublik verbrauchen Forschung und Industrie nach Schätzungen von Fachleuten sieben bis 14 Millionen Versuchstiere im Jahr. Vor allem Hunde, Katzen, Kaninchen, Meerschweinchen, Hamster, Mäuse, Ratten, Affen, Schweine, Pferde, Schafe, Ziegen, Frösche, Vögel. An ihnen werden nicht nur Medikamente, Operationen und andere Behandlungsmethoden erprobt, sondern auch Chemikalien, Kosmetika, Wasch- und Putzmittel, Tabakwaren, Alkohol, Rauschgifte, Bakterien, Viren, Strahlen, Gase, Säuren, Kampfstoffe, Waffen und sogar Foltermethoden.

Die Versuchstiere kämpfen oft stundenlang mit dem Tod. Sie winden sich in Krämpfen, zucken vor Schmerzen, erbrechen, erleiden Durchfall, Fieber, Schüttelfrost, Lähmungen und dauernde Übelkeit, bevor sie sterben oder überleben. Bei Haut- und Augenirritationsversuchen (draize-tests) werden Chemikalien oder Kosmetika auf die Haut und in die Augen gespritzt oder geträufelt, um Verätzungen zu studieren. Die Augenlider der Tiere werden mit Metall- oder Kunststoffklammern auseinandergehalten, damit sie nicht blinzeln können.

Ich könnte seitauf, seitab weiter aufzählen, was noch alles »im Interesse der Menschheit« verbrochen wird. Vielleicht kommen sich die Wissenschaftler besonders human vor. Etliche ihrer Kollegen haben ähnliche Versuche nicht an Tieren, sondern an Menschen gemacht. Das ist auch nicht lange her.

Das Gericht versucht, auf die Notwendigkeit der Tierversuche aufmerksam zu machen. Dazu die Angeklagten: »95 Prozent aller Versuche sind nicht nur überflüssig, sondern auch untauglich. Es gibt eine Unzahl im Tierversuch geprüfter Medikamente, die dennoch zu Siechtum, Verkrüppelungen oder Tod führen.« Stimmt. Für Contergan mußten zahllose Tiere krepieren, bevor Menschen daran kaputtgingen. Und an diesem Berliner Prozeßtag müssen wieder 65 Schmerz- und Rheumamittel vom Markt genommen werden, weil sogar die profitgierigen Hersteller nicht mehr leugnen können, daß sie Patienten zugrunde richten.

Der Mediziner Hackethal sagt: »Tierversuche sind ein Irrweg. Der große Gewinn dieser Forschung ist nur einer - der materielle.« Warum werden auch sonst gegen jedes Zwickerchen nicht ein, zwei Medikamente, sondern Dutzende auf den Markt gebracht? Jedes Medikament wird x-fach hergestellt, genau wie Waschpulver und Zahnpastasorten. Also gibt es auch x-mal die gleichen Tierversuche. Da steigen selbst Arzt und Apotheker nicht mehr durch. Und wir Konsumenten , die weder die im Pharma-Rotwelsch abgefaßten Gebrauchsanweisungen, Zusammensetzungen noch Gegenindikationen verstehen, erst recht nicht.

Während einer der Angeklagten berichtet, wie qualvoll Versuchstiere sterben müssen, höre ich in mein Entsetzen hinein Thomas, den mageren jungen Mann, schreien: »Hört auf, hört auf, ich halte das nicht aus. Ich weiß, was ich gesehen hab! « Er wirft sich laut weinend auf seine einsame Bank. Beruhigungspause. Eine Ärztin versucht, ihm zu helfen. Weinend, stockend erzählt er später, wie zufällig er bei den Tierschützern gelandet ist - um dann beim 2. Brandanschlag die Hauptrolle zu spielen.

»Ich hatte gerade drei Tage durchgesoffen. Bin auf Jugendliche gestoßen, die gaben mir so Flugblätter mit 'ner Adresse. So kam ich zu Andi. Sein Essen war nicht mein Geschmack, ich bin vegetarisch nicht gewöhnt. Ich hielt auch die Bilder für gestellt und alles für Kokolores. Aber ich sagte: »Tiere befreien? Okay, ich geh da mit. Den ganzen Tierversuchladen in die Luft jagen. Mir alles egal.« Zu dritt fuhren sie los; Andi blieb zu Hause.

Thomas weinend: »Dann sah ich alles. Instrumentenschränke, Operationstisch. Hab ich mir gesagt, daß es das nicht gibt, daß es das nicht geben darf. Hab ´nen Sack im Kühlschrank aufgemacht, da hab ich 'nen Hammer gekriegt. Da war'n Karnickel drin. Und Affen. Die schwammen in ihrem Blut. Hab selbst früher Tiere gehabt, auch Affen und Meerschweinchen. Da hab ich den Kanister leergemacht und angezündet. Ich stand plötzlich selbst in Flammen. Ich wäre fast bei draufgegangen. Und ich versteh solche Perversionen nicht. Wenn sie das loswerden wollen, soll'n sie doch in 'nen Puff rennen. Ich hab dauernd Alpträume. Ich hab immer Tiere geliebt. Das, was ich getan hab', bereu ich nicht. Mein höchstes Gericht ist Gott.«

Thomas weint haltlos: »Ich hasse die Leute, die Tiere quälen. Ich würd' sie umbringen, wenn ich Gelegenheit hätte. So ein Scheißgesetz. Ich hab noch immer Haß in mir. Wir werden verurteilt, die werden freigesprochen. Ich bin seit zehn Monaten in Haft. Seitdem versuche ich zu vergessen. Nicht, was ich getan hab - was ich geseh'n hab.«

Richter: »Haben Sie Geld von Herrn Wollf bekommen?«

»Ja, ein' Zehner für Benzin. Ich mußte noch zwei bis drei Mark drauflegen. Ich bin nicht bei Sinnen gewesen, hätte sonst alles anders angefangen. Ich hab mich selbst vollgespritzt mit Benzin. Und ich Idiot mach das Feuerzeug an. Ich hab in hellen Flammen gestanden, hab tierische Schmerzen gehabt. Mein Hund, der Fussel, der hat mich beleckt, um meine Schmerzen zu lindern. Ich ging hinterher zu Andi. Wollte nicht wieder gehen. Da gab er mir 100 Mark und Morphium. Gegen die Schmerzen. Damit ich wieder ging. Die Wunden sind noch da. Hände, Nasenrücken, Augenbrauen und die Haare halt. «

Ich sehe diesen gebrochenen Jungen. Wie kann man jemanden für eine solche Aktion benutzen, der so krank ist. Auf meinen Vorhalt hin meint Andi, er habe weder bemerkt, daß Thomas betrunken noch daß er sonstwie angeschlagen gewesen sei. Mir ist sehr unwohl bei der Sache. Der gutaussehende Andi wird es mit Leichtigkeit zum Helden der Bewegung bringen. Das wird er noch sein, wenn von seinen Mitangeklagten innerhalb und außerhalb des Knasts schon lange keine Rede mehr ist.

Konkret 03/84, S. 48

Werner Heine

Hört auf diesen Mann

»Stoppt Strauß« war lange genug der politische Breitensport der Republik. Werner Heine zeigt, wie richtig der CSU-Chef seine Welt sieht

Er sagt, daß er nicht schlaflos im Bett sitze, um den Ruf nicht zu verpassen. Das braucht er auch nicht. Denn der wird kommen, wenn es auch diesmal wieder noch nicht geklappt hat. Franz Josef Strauß ist einfach zu gut für Bayern.

Seinen Einzug ins Bonner Kabinett zu verhindern, war seit 1972 Wahlkampfschlager Nummer eins und politischer Breitensport. Sollte dieser Mann je ein Regierungsamt erlangen, sagte zum Beispiel 1962 ein Hamburger Betriebswirtschaftsprofessor unter donnerndem Beifall vor tausend Studenten, dann würde er auswandern, voraussichtlich nach Australien.

Zwar wurde Strauß vier Jahre später Finanzminister der Großen Koalition und der Professor doch lieber Vorstandsmitglied einer großen Bank, aber die Affären häuften sich, und eine vornehme Minderheit von CDU-Anhängern wählte FDP, als Strauß 1980 zum Kanzler kandidierte. Für die Sozialdemokratie war das »Stoppt Strauß« die halbe Miete. Die Linke wählte erst dann Grün, als auch Christdemokraten Helmut Schmidt für einen schlecht getarnten CDU-Mann hielten.

Keine Frage: Die Gegnerschaft zu Strauß war jede Sekunde berechtigt. Seine Nähe zum Faschismus, die Sonthofen-Rede, sein Vorschlag während der Schleyer-Entführung, Geiseln erschießen zu lassen, das alles läßt wünschen, er möge nie direkt an die Bonner Macht kommen. Zugleich aber hat Straußens Image die Vorstellung genährt, zwischen dem erlaubten Konservativen und dem anrüchigen Reaktionären gebe es einen unüberbrückbaren Widerspruch. Und deshalb heißt der Wende-Kanzler Helmut Kohl.

Über den sagte Strauß auf dem letzten CDU-Parteitag in Köln: »Ich möchte hier laut und deutlich sagen: Helmut Kohl bemüht sich darum, die Glaubwürdigkeit der Politik der Union... vor dem Bürger zu vertreten.« »Bemüht« steht im Zeugnis für mangelhaft, und die braven Delegierten klatschten an dieser Stelle Beifall. Ist es nur Schadenfreude, wenn Strauß uns manchmal so gefällt? Es ist mehr. Er hat einfach immer wieder recht. Das Gezerre um den rabiaten Bayern ist zwar von hohem Unterhaltungswert, aber es überlagert das Beste an diesem Mann: Für die Seite, auf der er steht, liefert er die präzisesten Analysen und die zuverlässigsten Prognosen.

Auf dem Kölner Parteitag erinnerte Strauß an das Ende der Schmidt-Genscher-Regierung: »Ich habe dann von dem 'lucrum cessens, damnum emergens' gesprochen, vom schwindenden Gewinn und vom aufkommenden Schaden. Wenn der aufkommende Schaden größer wird als der schwindende Gewinn, dann ist die Stunde der Wende gekommen.« Nichts von »windige Wende, wendige Winde«, wie Augstein damals schrieb, auch kein Weltgeist mit dem Geschichtspendel, sondern eine Grenzkostenrechnung. So werden Machtfragen entschieden: Wenn die Grenzkosten höher sind als der Grenznutzen, dann ändert sich die Politik der Firma, weil die ökonomischen Verhältnisse sich geändert haben.

Nach der Wende stellte der bayerische Ministerpräsident einer Rede im Münchner Landtag diesen Satz voran: »Die fundamentale Aufgabe einer jeden politischen Führung muß es sein, moralisch-geistig zu ermöglichen, was politisch-ökonomisch und sozial notwendig ist.« Die wirtschaftlichen Verhältnisse bestimmen die Moral, das Sein bestimmt das Bewußtsein. Man tut Strauß nicht unrecht, wenn man vermutet, daß dies seine Version der Stamokap-Definition ist. Daß im Monopolkapitalismus die Wirtschaftsinteressen das staatliche Handeln bestimmen, daß der Staat »Handlanger« der Monopole ist, wie es in der Originalfassung deutlicher heißt, darüber wird niemand mit Strauß streiten müssen. Das ist seine politische Botschaft, und so versteht er seinen Auftrag. Er nennt sich bescheiden »alles andere als ein Gegner der Großwirtschaft«.

Vor allem über eine Grundbedingung der Großwirtschaft wird man ihn nicht belehren müssen. Das ist das Dilemma vom schwindenden Gewinn, von Straußens »lucrum cessens«. Als Karl Marx die Kapitalverhältnisse untersuchte, stieß er auf einen ganz einfachen Zusammenhang: In der industriellen Produktion erwirtschaften die Arbeiter über ihren Lohn hinaus einen Mehrwert, den Profit für den Kapitaleigner. Der schlägt diesen Profit dem bisherigen Kapital zu, und wenn sich sonst nichts ändert, dann erzielt er mit dem aufgestockten Kapital in der nächsten Bilanzperiode einen Mehrwert, der prozentual geringer ist als der davor. Die Rate des Profits, das Verhältnis von Mehrwert zum investierten Kapital, sinkt. Wenn die Arbeitsproduktivität gleichbleibt, sinkt sie bei ständig wachsendem Kapital gegen Null. Wenn sich die Arbeitsproduktivität erhöht, dann sinkt die Profitrate langsamer, wenn sich die Lohnkosten erhöhen, sinkt sie schneller. Marx nannte seine Entdeckung »Das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate«.

Dieses Gesetz stimmt nicht nur im mathematischen Modell oder im letzten Jahrhundert, als Marx es in der Wirklichkeit bestätigt fand. In allen westlichen Industrieländern ist die industrielle Profitrate seit den fünfziger Jahren durchschnittlich um die Hälfte gesunken, in der Bundesrepublik von 30 auf 15 Prozent.

Es soll dem Nationalökonomen Strauß nicht unterschoben werden, daß er Marxist sei. Die Zwangsläufigkeit des »schwindenden Gewinns« liegt in den Kapitalverhältnissen, nicht an der Marxschen Theorie. Marx hat das Gesetz entdeckt, nicht erfunden. Für Strauß ist es jedenfalls die Grundlage aller Wirtschaftspolitik. Wenn er jetzt fordert: »Unser Volk muß wieder lernen, Belastungen zu ertragen und Opfer zu bringen«, dann ist das nicht alleine mit der gegenwärtigen Konjunkturkrise zu begründen. Der Lerneffekt soll nachhaltig sein. Das Kapital braucht dauerhaft niedrige Lohnkosten und hohe Arbeitsproduktivität. Die »Wiederherbeiführung einer Leistungsgesinnung« ist eine der Bremsen gegen den tendenziellen Fall.

Strauß fordert den »Abbau der Arbeitslosigkeit auf ein normales und erträgliches Maß«. Das ist nicht zu verwechseln mit der Bescheidenheit eines Politikers, der sagen will, daß es ein langer Weg ist von Arbeitslosigkeit mit zweieinhalb Millionen bis zur Vollbeschäftigung. Das »normale Maß« ist seine Umschreibung der industriellen Reservearmee, die mit den beschäftigten Arbeitern um den Arbeitsplatz konkurriert und deshalb die Lohnkosten dauerhaft drückt - die zweite Bremse gegen den tendenziellen Fall. Vollbeschäftigung oder gar ein Recht auf Arbeit sind Strauß konsequenterweise ein Greuel. Als Kanzler Schmidt schon gestürzt war, hat Strauß ihm im Bundestag noch einmal einen Fehler aus der Zeit vorgehalten, als »der Arbeitsmarkt leergefegt war, daß 400.000 oder 500.000 offene Stellen nicht besetzt werden konnten. In dieser Situation haben Sie noch eine Vollbeschäftigungsgarantie gegeben, die so überflüssig war wie der Import von Schnee nach Alaska.«

Die Verbissenheit, mit der Strauß Verstöße gegen die Grundbedingungen der kapitalistischen Wirtschaft rügt, zeigt nicht nur, daß er im Kampf von Kapital gegen Arbeit Partei ist. Das sind viele, und die meisten davon kann man gegen Bargeld kaufen. Für ihn ist Marktwirtschaft eben mehr als ein Verteilungskampf, den man demokratisch-partnerschaftlich austrägt.

Wer gegen ein Naturgesetz kämpfen muß, kann keine Kompromisse machen, wer nicht mitkämpft, steht auf der anderen Seite. Am schlimmsten müssen für ihn die Reformer sein - die von der Abteilung »Kapitalismus mit menschlichem Antlitz«. Die nicht begreifen, daß soziale Wohltaten sich gegen die Geschäftsgrundlage wenden. Über die Sozialdemokraten, »die jetzt zwischen beiden Stühlen sitzen«, sagt er: »Sie sind keine Volkspartei geworden und keine Arbeiterpartei mehr geblieben. Sie sind eine Partei, die sich im Widerspruch zur Vernunft bewegt« und »zur wirtschaftlichen Realität«.

Strauß weiß, daß man nicht beides haben kann - ein bißchen süßen Kapitalismus gerecht verkleidet und Frieden auf Erden. Wer an der Herstellung von immer mehr Autos profitieren will, muß auch zum Krieg um Ölfelder bereit sein. Das Pfund Kaffee zu zehn Mark gibt es nur gegen die Todesschwadrone in El Salvador und Guatemala.

Manchmal muß unser Held sehr müde sein. Da kommt er zur Fernsehsendung »Redaktionsbesuch« in die »Zeit«, gleich nach dem US-Überfall auf Grenada, und der Moderator Appel fragt ihn, warum die Bundesregierung in der UNO sich der Verurteilung der USA nicht angeschlossen habe. Strauß hat versucht auszuweichen. Er sei nicht die Bundesregierung. Aber die »Zeit«-Redakteure wollten es wissen: Ob man denn »jedesmal, wenn die Amerikaner sich auf einem Holzweg verirren«, mitmachen müßte.

Strauß ist nicht einmal unhöflich geworden. Er hat geduldig erklärt, daß die USA »die Freiheit und Menschenrechte in diesem Land wieder hergestellt« haben. Wenn das in den Ohren eines Liberalen von der »Zeit« zynisch klingt, dann liegt das an dem Liberalen von der »Zeit«, der ein zynisches System in Harmonie glänzen sehen will. Diejenigen, denen Strauß mit seiner Nähe zu Pinochet, Marcos oder Botha als Faschist erscheint, sollten bedenken, daß Faschismus auch nur eine Variante im Überlebenskampf des Kapitals ist.

Als Strauß zuletzt bei Gromyko in Moskau war, hat er dem gesagt, wo das Kapital mit Kriegen rechnet, weil es sie - und sich darauf - vorbereitet: »Es wird Kriege geben im Nahen Osten, in Afrika, in Lateinamerika, im Fernen Osten.«

Warum hört denn keiner auf diesen Mann?

Konkret 03/84, S. 51

Otto Köhler

Konkret-Extra
Bundesreichswehrmacht

Eine ziemlich kriminelle Vereinigung durch drei Epochen
Der »Traditionserlaß« ist leider keine Anweisung, durch die den Offizieren der Bundeswehr jegliche Beziehung auf die deutsche soldatische Tradition erlassen worden wäre. Im Gegenteil. Und so formiert sich in den Stäben der Bundeswehr der gleiche Ungeist, der schon die Reichswehr von Weimar und Hitlers Wehrmacht beherrschte. Das wiederum ist kein Zufall: Die personelle und ideologische Kontinuität wurde nie gebrochen

Februar 1945. Drei Monate vor Kriegsende sitzen Churchill, Roosevelt und Stalin, die drei Sieger im Kampf gegen Hitler, im Badeort Jalta auf der Krim zusammen und versprechen etwas, wovon deutsche Pazifisten heute nur träumen können: »Es ist unser unbeugsamer Wille, den deutschen Militarismus und Nationalsozialismus zu zerstören und dafür Sorge zu tragen, daß Deutschland nie wieder imstande ist, den Weltfrieden zu stören.« Sie seien »entschlossen«, so behaupten die drei, »alle deutschen Streitkräfte zu entwaffnen und aufzulösen, den deutschen Generalstab, der wiederholt die Aufrichtung des deutschen Militarismus zuwege gebracht hat, für alle Zeiten zu zerschlagen«.

Einer, der damals ein 19jähriger Hitler-Leutnant war, hält am 23. April 1983 im Hamburger Plaza-Hotel vor einem ausgesuchten Zuhörerkreis einen Vortrag, der sich mit der Zukunft Europas beschäftigt. Zerschlagen sieht der jetzt 57jährige nicht aus. Im Gegenteil. Er besitzt eine deutsche Generaluniform mit vier Sternen drauf und ist auch berechtigt, sie zu tragen. Er erläutert seinen Zuhörern, was nach der jetzt gültigen Strategie geschieht, wenn ein »Aggressor« von Osten her die Grenzen zur Bundesrepublik Deutschland überschreitet. Wie solch ein Aggressor zustandekommt, braucht uns hier nicht zu kümmern. Denn vom Ersten und Zweiten Weltkrieg her wissen wir Deutschen hundertprozentig, daß immer nur die andern angefangen haben. Was also geschieht, wenn der Aggressor zum dritten Mal kommt?

Natürlich haben wir sehr starke Kräfte an der Grenze zwischen Ost und West, sagt der General: »Dennoch ist es möglich, daß der Aggressor den Durchbruch erzwingen kann. Um dem entgegenzuwirken, braucht man Reserven. Diese müssen aus Übersee herangeführt werden. Aber auch sie werden nur begrenzte Zeit den feindlichen Durchbruch verhindern können. Uns bliebe dann nur noch die Zuflucht zu den nuklearen Waffen.«

Diese Zuflucht - der General nennt sie auch einen »Ersteinsatz von nuklearen Waffen« - muß uns als Betroffene (nach dem erfolgreichen Durchbruch des Aggressors leben wir auf Feindesgebiet) nicht bekümmern. Denn, so tröstet der deutsche General anno 83 in Hamburg: »Ich trage diese Last und diese Verantwortung, und ich kann es nur, weil ich Jesus Christus als meinen Herrn betrachte, aber auch weil ich mir seiner Gnade bewußt bin.«

Einige Monate später wird Franz Josef Strauß für kurze Zeit erwägen, ob der General möglicherweise wahnsinnig sein könne. Doch der Bayer hat für seine Überlegungen andere Gründe, als wir jetzt annehmen - davon mehr am Ende unserer langen und unerfreulichen Geschichte. 38 Jahre vor den Bekenntnissen eines nur möglicherweise wahnsinnigen deutschen Generals schien es noch so, als dürfe von deutschem Boden nie wieder Krieg ausgehen, als dürfe es nie wieder deutsche Soldaten und schon gar nicht deutsche Generäle geben. Churchill, Roosevelt und Stalin gelobten uns und aller Welt: »Keine deutsche militärische Organisation, gleichgültig unter welchem Namen, unter welcher Bezeichnung oder in welcher Form sie sich auch tarnen möge, darf in Deutschland oder außerhalb dieses Landes aufgestellt werden.«

Doch einer von den großen Drei auf Jalta spielte falsch. Am 7. Mai 1945 um 2 Uhr 41 erklärte das Oberkommando der deutschen Wehrmacht die »bedingungslose Kapitulation aller Streitkräfte zu Lande, zu Wasser und in der Luft« gegenüber dem Obersten Befehlshaber der Alliierten Expeditionsstreitkräfte und gleichzeitig gegenüber dem Oberkommando der Sowjetunion. Um 2 Uhr 42 entstand unter dem vorläufigen Oberbefehl des Hitler-Nachfolgers Dönitz in den Uniformen der Deutschen Wehrmacht in Flensburg jene Deutsche Bundeswehr, die sich Schulter an Schulter mit den Westalliierten gegen die Sowjetunion stellte und die ihren offiziellen Geburtstag erst zehn Jahre später in der Bonner Ermekeilkaserne feiern sollte.

Eigentlich schien es, als sei es ein Tollstück aus der Goebbels-Küche, dem nur Durchhalteoffiziere zum Opfer fallen konnten. Durch Flüsterpropaganda hatte der Propagandaminister in der Wehrmacht den Glauben verbreiten lassen, die Amerikaner würden den deutschen Soldaten bald gegen die auf Berlin vordringenden Russen zu Hilfe eilen.

Hitler hatte Anfang April dem Oberbefehlshaber der deutschen Heeresgruppe Süd die Weisung erteilt: »Es ist entscheidend für das Schicksal des Reiches, daß die Ostfront gehalten wird. Den Amerikanern ist jedoch - um die Ehre zu wahren - nur hinhaltend Widerstand zu leisten.« Der Reichsführer SS Heinrich Himmler suchte hinter Hitlers Rücken mit den West-Alliierten zu verhandeln und rechnete schon damit, die neue deutsche Regierung bilden zu können, als der Führer ihn kurz vor seinem Selbstmord aus der Partei ausstieß.

Dönitz - von Hitler als Nachfolger eingesetzt - wurde nach der Kapitulation nicht hinter Schloß und Riegel gesetzt, er konnte unangefochten von den Engländern als »geschäftsführende Reichsregierung« weiterregieren. Unmittelbar nach der Kapitulation ließ er sich Berichte vorlegen, in denen es hieß: »Die Anglo-Amerikaner werden kaum noch als Feinde angesehen... Bestimmend für diese Haltung dürfte sein, daß sich die Bevölkerung mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut macht, daß Deutschland und die Westmächte in absehbarer Zeit gemeinsam gegen den Bolschewismus Front machen werden. Offiziere und Soldaten sind, soweit festgestellt, sofort bereit, den Kampf gegen den Bolschewismus wieder aufzunehmen. «

Alles nur Goebbels-Propaganda? Der Reichslügenmeister ist seit einer Woche tot und verbrannt. Doch der Mann, der bei der Konferenz von Jalta falsch spielte, lebt und handelt: Winston Churchill, Großbritanniens Kriegspremier, glaubt - wie er später formuliert -, man habe »das falsche Schwein geschlachtet«, nämlich Hitler statt Stalin. Seit die Sowjets den deutschen Feind in sein eigenes Land zurückgeschlagen haben, ist Churchill wieder von der Aggressionslüsternheit der Kommunisten überzeugt - tatsächlich hatte die Rote Armee Anfang der Zwanziger Jahre die britischen Interventionsstreitkräfte einfach angegriffen, obwohl sie nur in Rußland einmarschiert waren, um Staatsschulden einzutreiben.

1955, im November, als die deutsche Bundeswehr offiziell erst einen Monat alt war, legte der 80jährige Churchill bei einer Wahlkreis-Party mit viel Whisky ein Geständnis ab: »Noch vor Kriegsende, während die Deutschen bereits zu Hunderttausenden kapitulierten und bei uns die Menge jubelnd durch die Straße zog, telegrafierte ich an Lord Montgomery und wies ihn an, dafür zu sorgen, daß die deutschen Waffen gesammelt würden, damit man sie ohne weiteres wieder an die deutschen Soldaten ausgeben könnte, mit denen wir würden zusammenarbeiten müssen, wenn die Sowjets ihren Vormarsch fortsetzten.«

Arthur Smith, Abrüstungsexperte und Professor für Geschichte an der California State University ging dieser schnell wieder heruntergespielten Selbstenthüllung des einstigen Kriegshelden nach und kam in jahrelanger Forschungsarbeit zu dem Ergebnis, daß Churchill tatsächlich gemeinsame Sache mit dem Feind gegen die verbündeten Sowjets machte und so den Kalten Krieg entfachte. ')

Vier Tage nach der angeblich bedingungslosen Kapitulation der Hitlerwehrmacht, konnte deren Feldmarschall Ernst Busch auf Wunsch von Dönitz und mit dem Einverständnis der Briten über den weiterexistierenden Reichssender Flensburg verkünden, er habe den Oberbefehl über die 2 1. Heeresgruppe übernommen, die sich in Schleswig-Holstein befand. Dort, wo deutsche Offiziere gefangengesetzt wurden, hatten britische Soldaten den Befehl, sie zu grüßen. Sogar die Kriegsrichter durften weitermorden, als habe es nie eine Kapitulation gegeben. Zwei Tage nach dem Aus für die Fahne, am 10. Mai, wurden zwei Marinesoldaten wegen sogenannter Fahnenflucht zum Tod verurteilt und in der Geltinger Bucht erschossen. Und am 11. Mai wurde in Mürwik ein Maschinengefreiter legal umgebracht, weil er Befehle seiner Vorgesetzten »gehässig« - wie es im Urteil hieß - kommentierte.

Mit Duldung der Briten konnten die Deutschen ihren Militärbetrieb so zügellos aufrechterhalten und ausleben, daß der US-Journalist Russell Hill nach einem Flensburg-Besuch schrieb: »Der Krieg war schon mehr als zwei Wochen zu Ende, aber wir stellten fest, daß die Offiziere und Soldaten der deutschen Armee und Luftwaffe alle ihre Rangabzeichen trugen, einander grüßten, Geländewagen fuhren und sich ganz allgemein so verhielten, daß ich das ungemütliche Gefühl hatte, der Krieg ginge weiter und ich sei irgendwo hinter die deutschen Linien geraten.«

Stalin war empört: »Während wir alle Soldaten 45 und Offiziere der deutschen Wehrmacht entwaffnet und in Kriegsgefangenenlagern untergebracht haben, halten die Engländer die deutschen Truppen in höchster Kampfbereitschaft.« Auch den USA wurde die Kumpanei der englischen Militärs mit der Nazi-Wehrmacht peinlich, General Eisenhower bekam vom Kriegsministerium Anweisung, das Dönitz-Regime festnehmen zu lassen. Am 23. Mai wurde diese Anordnung endlich durchgesetzt.

Doch Churchill gab nicht auf. Neben den zweieinhalb Millionen deutschen Soldaten, die vor dem britischen Marschall Montgomery kapituliert hatten und deren Organisationsstruktur großenteils intakt blieb, gab es in Norwegen noch völlig unversehrt die deutsche Besatzungsarmee. Ihre Angehörigen wurden nicht zu Kriegsgefangenen erklärt, sondern bevorzugt als »entwaffnetes Militärpersonal« behandelt. Überall im britischen Machtbereich verhandelte man wie unter Alliierten mit der Hitler-Wehrmacht. Der ehemalige Chef des Generalstabes des deutschen XXXI. Armeekorps (Eins), Dr. Meier-Welcker: »Es muß Juni/Juli 1945 gewesen sein, als der Chef des Generalstabes zweimal den Besuch von zwei britischen Offizieren erhielt, die ihm in einem vertraulichen Gespräch die Frage stellten, ob die Truppen des Ems-Korps bereit seien, gegen die UdSSR oder auch Japan zu kämpfen.«

Als der Kriegspremier im Juli überraschend vom britischen Volk abgewählt wurde, da schien es nur, als habe jetzt die letzte Stunde für Churchills deutsche Armee geschlagen. Viele der neuen Labour-Herren unter Clement Attlee zeigten sich sehr

tolerant gegenüber den deutschen Militärs. Marschall Schukow beschwerte sich für die Sowjetunion in einer Denkschrift an den Kontrollrat im November 1945 über das Fort-' bestehen zweier deutscher Armeekorps - mit Frontverwaltungsstab - von jeweils mehr als 100.000 Mann. Dazu würden noch deutsche Luftbereichskommandos, Panzer und Flottenverbände aufrechterhalten.

Sir Arthur Street vom britischen Außenministerium: »Obwohl Schukows Denkschrift ohne Zweifel viele Absurditäten und Übertreibungen enthält, fürchte ich, daß in dem Bereich über die Stabs- und Kommandostruktur der noch nicht aufgelösten deutschen Streitkräfte in unserer Zone genügend Wahrheit enthalten ist, um die finstersten Interpretationen zu rechtfertigen, die die Russen dazu geben. « Auch der amerikanische Vertreter im Kontrollrat mochte die Engländer nicht gegen die russischen Vorwürfe verteidigen.

Noch 35 Jahre später bestätigte der Vorsitzende der Konrad-Adenauer-Stiftung Bruno Heck indirekt die Berechtigung der sowjetischen Vorwürfe. In einem von Heck herausgebrachten Sammelband zur Reinwaschung des Marinerichters Filbinger ist vermerkt, daß der spätere CDU-Ministerpräsident bis Februar 1946, also noch neun Monate nach der angeblich bedingungslosen Kapitulation, als Marinerichter beim Gericht des Kommandanten der - wie es hieß - »Seeverteidigung Oslofjord«, also auf norwegischem Staatsgebiet, tätig war. Gegen einen Soldaten, der erklärt hatte, »es sei Schluß mit den Nazimethoden, er werde sich bei den norwegischen Behörden beschweren«, vollzog Filbinger am 15. Juni 1945 Anklageverfügung und Haftbefehl »aus Gründen der Manneszucht« und beantragte eine Strafe von drei Monaten Gefängnis - das Gericht begnügte sich mit sechs Wochen Arrest.

Als Richter wiederum verurteilte Filbinger am 6. September 1945 - vier Monate nach Kriegsende - einen sogenannten Deserteur zu sechs Monaten Gefängnis und lehnte das Gnadengesuch mit dem Argument ab, so etwas wäre »normalerweise als Fahnenflucht mit dem Tode oder hoher Zuchthausstrafe geahndet worden«. Der Heck-Band führt noch eine ganze Anzahl von kriegsgerichtlichen Verfahren in Norwegen auf 1) - freilich nicht um das unbehinderte Fortbestehen des NS-Militärbetriebes zu beweisen, sondern lediglich in der Absicht zu belegen, »daß auch nach der Kapitulation von deutschen Kriegsgerichten in Norwegen Fahnenflucht und unerlaubte Entfernung weitaus härter bestraft« wurden als von Filbinger.

Der US-Journalist Walter Lippmann schrieb nach einer Europa-Reise im Mai 1946: »Schließlich gibt es noch eine deutsche Armee, eine starke und tüchtige Armee, die vor den Briten kapituliert hat. Die Geschichte dessen, was mit der deutschen Armee nach der Kapitulation geschah, ist noch hinter einem seidenen Vorhang verborgen. Man weiß jedoch genug, um sagen zu können, daß das Offizierskorps dieser Armee ungewöhnlich nachsichtig behandelt worden ist, und zwar mit einer so höflichen Zuvorkommenheit, daß diese Offiziere mit Recht den Eindruck haben konnten, ihre Laufbahn als Berufssoldaten sei nicht unbedingt und endgültig abgeschlossen.«

Das britische Außenministerium reagierte mit der Behauptung, es handle sich bei dieser Armee lediglich um Kriegsgefangene, die in militärischen Einheiten zusammengefaßt seien, um Minen zu räumen und andere Spezialaufgaben zu übernehmen - doch auch nach diesen offiziellen Angaben handelte es sich dabei um ein 120.000-Mann-Heer, das sind 20.000 mehr, als der letzten legalen deutschen Armee, der Weimarer-Reichswehr, zugestanden waren. Erst nach Lippmanns Besuch wurde von den deutschen Offizieren verlangt, daß sie ihre Rangabzeichen ablegten und das militärische Grüßen unterließen. Bald erlaubten britische Regierungsstellen auch die Errichtung einer »German Service Organisation«, in der 45.200 Deutsche auf drei Jahre verpflichtet und an Infanterie- und Maschinengewehren ausgebildet wurden.

Daß die USA die Briten immer wieder einmal erinnerten, gegen wen man eigentlich im Zweiten Weltkrieg gekämpft hatte, war noch auf die Politik Roosevelts zurückzuführen, der freilich schon am 12. April 1945 starb und mit seinem Tod kühne und - wie wir gesehen haben - nicht in jeder Hinsicht unrealistische Hoffnungen in der Untergangsstimmung des Führerbunkers in der Reichskanzlei hatte aufkommen lassen. Schon bald machten sich andere Kräfte in der US-Politik bermerkbar. Freilich sammelten die US-Amerikaner nicht wie die Briten große deutsche Truppenverbände für den Kampf gegen die Sowjets - sie bemühten sich um die Führungskader.

Im Juni 1946 wurde die deutsche Sektion der »Historical Division« der US-Armee aufgebaut: besonders ausgewählte Generäle und Generalstäbler der Hitler-Wehrmacht. Sie waren so ausgesucht, daß sie für alle Kriegsschauplätze des Zweiten Weltkriegs, insbesondere die östlichen, ihre militärischen Erfahrungen niederlegen konnten. Der Geheimdienst-Apparat der Abteilung Fremde Heere Ost unter Generalleutnant Reinhard Gehlen trat mit allen Agenten aus der Befehlsgewalt Hitlers in den Dienst für die US-Spionage über, um Jahre später ganz offiziell als Bundesnachrichtendienst (BND) für die Bundesregierung zu arbeiten und den Kontakt zu der rechtsradikalen Szene um die ursprünglich von den Amerikanern mitfinanzierte »Deutsche National- und Soldatenzeitung« zu halten.

Schon im Dezember 1949 bot Adenauer eine westdeutsche Aufrüstung an und richtete dazu im Mai 1950 unter dem ehemaligen Panzergeneral Graf 'von Schwerin ein Amt mit dem schönen Namen »Zentrale für Heimatdienst« ein. Theodor Blank wurde am 23. November 1950 »Bevollmächtigter des Bundeskanzlers für die mit der Vermehrung der alliierten

Truppen zusammenhängenden Fragen« - den Titel Verteidigungsminister durfte er offiziell erst nach dem 7. Juni 1955 führen.

Wie und unter wem die alliierten Truppen vermehrt werden sollen, daran hatte Adenauer nie einen Zweifel gelassen. Bei seinem ersten großen Auftritt vor der Weltpresse 1954 in Paris fragte ihn ein US-Journalist: »Herr Bundeskanzler, werden die Generäle Hitlers auch die Generäle Adenauers sein? « Sein uneingeschränktes Ja formulierte der erste deutsche Bundeskanzler so: »Ich fürchte, meine Damen und Herren, die NATO wird mir Achtzehnjährige nicht abnehmen.«

Hitlers Generäle hatten sich schon am 5. Oktober 1950 im Eifelkloster Himmerod mit Förderung der Bundesregierung zu einer Geheimtagung zusammengefunden. Zweck: Gründung einer neuen Wehrmacht. Daß ihr Treiben zwar politisch erwünscht, nach dem Gesetz aber illegal war, wußten die Herren. Sie diktierten daher in ihr Protokoll: »Die gesamte Tätigkeit des Ausschusses stellt heute noch einen klaren Verstoß gegen das Gesetz Nr. 16 der Hohen Kommission vom 19. Dezember 1949, Artikel 1 Absatz a), dar und kann gemäß Artikel 3 mit lebenslänglicher Freiheitsstrafe bestraft werden. Es ist daher notwendig, sie in irgendeiner Form zu legalisieren.«

Noch wichtiger aber war für die Herren im behaglichen Untergrund des Klosters Himmerod die Wiederherstellung ihres Ansehens. Ganz in der Nähe, in der Haftanstalt Wittlich, saßen ihre Kameraden Kriegsverbrecher in französischer Haft. Deshalb forderten sie »Freilassung der als Kriegsverbrecher verurteilten Deutschen«, vor allem aber: »Einstellung jeder Diffamierung des deutschen Soldaten (einschließlich der im Rahmen der Wehrmacht seinerzeit eingesetzten Waffen-SS) und Maßnahmen zur Umstellung der öffentlichen Meinung im In- und Ausland.«

Wie erfolgreich die Maßnahmen zur Umstellung der öffentlichen Meinung waren, können wir 33 Jahre später am Beispiel zweier Minister der Wende gut beurteilen. Als Wahrheitsminister Heiner Geißler in unseren Tagen die Pazifisten als die Urheber des Massenmords von Auschwitz entlarvte, gab es zwar etwas Geschrei bei der Opposition, der Kanzler aber und die staatstragenden Kräfte stellten sich vorbehaltlos hinter den Minister. Doch als der jetzige Arbeitsminister Norbert Blüm 1978 in allerbester Absicht - er wollte den Parteifreund und Ex-Marinerichter Filbinger heraushauen - einen wahren Satz schrieb, da schien unsere Republik in ihren Grundfesten zu erzittern. Blüm 1978 im »Spiegel«: »Ob einer im KZ Hitler gedient hat oder an der Front, macht in meinen Augen nur einen graduellen Unterschied aus. Das KZ stand schließlich nur so lange, wie die Front hielt.«

Die Empörung über das Blüm-Wort war so groß, daß in deren Schutz sogar die unzweifelhaft Getroffenen zum Gegenangriff antreten konnten. Der Häßliche Deutsche (KONKRET 2/1982) Generalarzt Gerhard Rose verlangte in einem Brief an die »Welt« als »einstweilen noch beitragszahlendes Mitglied der CDU«, daß Kohl sich von Blüm (»kann mit keiner Stimme eines anständigen alten Soldaten mehr rechnen«) trenne. Der anständige alte Soldat war selbst, solange die Front hielt, an medizinischen Menschen-Experimenten im KZ Buchenwald beteiligt, hatte also ein berechtigtes Interesse, daß sein Parteifreund den Mund hielt. Kohl und die CDU gingen auf Distanz zu Blüm, und der fiel bald reumütig auf die Knie und leistete Abbitte beim anständigen deutschen Soldaten.

Denn dies war - schon vor Himmerod - das Dogma der unbefleckten Ehre unserer Republik: Unsere Soldaten - sie waren ja mit neuer Uniform wieder da - haben stets anständig und tapfer gekämpft. Für die Verbrechen, wenn es sie gab, waren allein die Nazis, die es nicht mehr gab, ja kaum gegeben hatte, zuständig. So ließ es sich sauber unterscheiden zwischen dem im Grunde völlig berechtigten, allenfalls Mißbrauchten Kampf der Wehrmacht und den unnötigen Verbrechen der Nazis.

Nach Himmerod regnete es Ehrenerklärungen für Hitlers alte Wehrmacht, NATO-Oberbefehlshaber Eisenhower unterzeichnete am 23. Januar 1951 zusammen mit seinen Ex-Feinden, den Wehrmachts-Generälen Speidel und Heusinger, die Behauptung, der deutsche Soldat habe tapfer und anständig für seine Heimat gekämpft, und die Wehrmacht habe nichts mit Hitlers Gewaltherrschaft zu tun. Und noch mehr als zwei Jahrzehnte danach unterschied Joachim Fest, der geschmeidige Fachhistoriker für Gebildete aller Stände, gewissenhaft zwischen tapferer Wehrmacht und den mörderischen Einsatztruppen von SS und SD: »Während die Wehrmacht stürmisch vorwärtsdrang, errichteten die Einsatztruppen in den eroberten Gebieten ihre Terrorherrschaft, durchkämmten Städte und Ortschaften, trieben Juden, kommunistische Funktionäre, Intellektuelle sowie überhaupt alle potentiellen Angehörigen gesellschaftlicher Führungsschichten zusammen und liquidierten sie.«

Adenauer freilich hatte schon früher die ganze penible Unterscheidung zwischen makelloser Wehrmacht und verbrecherischer SS beiseitegeschoben. Er besuchte 1953 demonstrativ das Kriegsverbrechergefängnis in Werl und gab eine Ehrenerklärung für die Waffen-SS ab: »Im übrigen waren sie Soldaten wie jeder andere auch.« Umgekehrt - das war aufgrund der Nürnberger Prozesse erkennbar und wird durch die neuere historische Forschung mehr als bestätigt - gewinnt Adenauers Wort Sinn: die Wehrmacht war nicht weniger verbrecherisch als die SS auch. Das bestätigen wissenschaftliche Untersuchungen der Historiker Christian Streit, Helmut Krausnick und Hans-Heinrieb Wilhelm, die vom Institut für Zeitgeschichte herausgegeben wurden. 3)

Was Blüm 1978 andeutete und gehorsam widerrief, bestätigte Historiker Streit im selben Jahr: »Das Herrschaftssystem des Nationalsozialismus wird mit der landläufigen Formel 'nationalsozialistisches Terrorregime' nicht hinreichend beschrieben. Diejenigen Verbrechen, die die nationalsozialistische Herrschaft am augenfälligsten kennzeichnen - die Ausrottung der europäischen Juden und die Ausrottung der Kommunisten im deutschen Machtbereich, die Schreckensherrschaft in den besetzten Ländern Europas, die Ausplünderung der unterworfenen Völker, die Ausbeutung der 'Fremdarbeiter' und der KZ-Häftlinge -, sind ohne die weithin willige Mitarbeit großer Teile der traditionellen Führungsschichten des deutschen Volkes nicht denkbar.« Diese traditionellen Führungseliten, schreibt Streit, konnten sich gerade im Bereich der Wehrmacht »den korrumpierenden Wirkungen des Regimes nicht entziehen« und wurden schließlich »zu aktiven Vollstreckern der Ausrottungspolitik«.

Beim siegreichen Vorwärtsstürmen vergaßen die Wehrmachtsgeneräle fast nie kollegiale Zusammenarbeit mit den Mord-Kommandos der SS. Historiker Streit nach einer ausführlichen Darstellung der Zusammenarbeit zwischen Feldheer und Einsatztruppen: »Es dürfte daraus doch klar geworden sein, daß hier mit der gängigen Klassifizierung der Generalität nicht viel anzufangen ist: der 'ausgesprochen konservative' von Rundstedt, der vorgebliche Nur-Fachmann von Manstein, der Nationalsozialist von Reichenau, der konservative Widerständler von Stülpnagel: in ihrem Verhältnis zu den Mordkommandos gibt es nur graduelle Unterschiede.«

Widerstand gegen die Aktionen der Mordkommandos sei, so Streit, »nur in einigen Fällen aktenkundig geworden.« Oberstleutnant von Großkurth beschwerte sich beim Armeeoberkommando 6, daß 90 jüdische Säuglinge und Kleinkinder, die in erbärmlichem Zustand ohne Nahrung und Wasser eingesperrt und deren Eltern bereits erschossen waren, vom Sonderkommando 4 a umgebracht werden sollten. Als Antwort erfuhr Großkurth, daß »der Herr Oberbefehlshaber die Notwendigkeit der Beseitigung der Kinder anerkenne und durchgeführt wissen wolle, nachdem diese Maßnahmen im vorliegenden Fall einmal eingeleitet seien.« Die Kinder wurden erschossen.

Historiker Krausnick: »War es - teils aus Schwäche und Willfährigkeit der obersten Führung des Heeres, teils aus wachsender Übereinstimmung einer wachsenden Zahl von Offizieren und Soldaten mit Ideologie und außenpolitischer Zielsetzung der nationalsozialistischen Machthaber, teils wohl auch aus (berechtigter) Furcht vor den Folgen eines offenen Aufbegehrens, doch sicherlich am wenigsten aus einem verabsolutierten soldatischen Gehorsam heraus - zu einer weitgehenden, in ihrem Ausmaß erschreckenden Integration des Heeres in das Vernichtungsprogramm und die Vernichtungspolitik Hitlers gekommen.«

Kurz, das Offizierskorps der deutschen Wehrmacht war - mit Ausnahmen, wie es sie sogar in der SS gab - eine Mörder- und Mordhelferbande. Für Manfred Wörner, der seit der Wende Verteidigungsminister ist, war sie schon immer Vorbild für die Bundeswehr. »Gerade ich«, so erklärte er vor Amtsantritt, »der ich von mir sagen kann, daß ich der Nachkriegsgeneration angehöre, sage wieder und wieder: Wir achten auch den deutschen Soldaten des 2. Weltkrieges, der nicht minder anständig gekämpft hat und nicht minder guten Glaubens war als die alliierten Soldaten.« Und wie der Soldat, so seine Führung - offensichtlich bis hin zum Oberbefehlshaber der Wehrmacht Adolf Hitler. Ein Wörner-Standard-Satz, in vielen Reden wiederholt: »Die militärischen Erfolge der deutschen Wehrmacht gegen einen zahlenmäßig fast immer überlegenen, qualitativ fast durchgehend gleichwertigen Gegner beruhten vornehmlich auf der überlegenen auch vom Gegner anerkannten militärischen Führungskunst auf allen Ebenen.«

Und diese vorbildliche Wehrmacht hat eine Bundeswehr gezeugt, die, sagt Wörner, »eine unbestreitbar demokratische Armee« sei, »ausgewiesen durch eine makellose 25jährige demokratische Geschichte«.

Bestimmt wurde diese Geschichte von den Generälen und Generalstabsleuten Hitlers. Die Verschwörer, die sich außerhalb des Gesetzes 1950 im Eifelkloster Himmerod zur Schaffung einer neuen deutschen Armee trafen und die »Himmeroder Denkschrift« verfaßten, waren »Glied in der Kette der personellen Kontinuität zwischen Wehrmacht und Bundeswehr«. So die militärfrommen Herausgeber der Denkschrift, die erst 1977 veröffentlicht wurde. Sie merken an: »Aus dem Himmeroder Expertenkreis gingen insgesamt sieben Generäle für die Bundeswehr hervor. Sie stiegen zu den höchsten Dienststellungen auf, die in den Streitkräften zu besetzen waren: Generalinspekteur (Adolf Heusinger), Inspekteur einer Teilstreitkraft (Hans Röttiger und Friedrich Ruge), Oberbefehlshaber in NATO-Kornmandobereichen (Hans Speidel und Johann Adolf Graf von Kielmansegg) und NATO-Stabsstellen (Graf Baudissin).«

Sprechen wir nun von den beiden letzten. Baudissin steht für sich - und Kielmansegg für alle übrigen. Schon als Generalstabsoffizier Hitlers liebte er den Krieg: »Wir hielten den Atem an, als wir des Führers letztes Angebot an Polen hörten. Und wir wären keine deutschen Soldaten gewesen, wenn wir nicht gewünscht hätten, daß Polen nicht annähme.« So schrieb er 1941 als Major der Wehrmacht. Als in allen Ehren pensionierter Oberbefehlshaber der NATO-Streitkräfte Europa-Mitte trat der Vier-Sterne-General vier Jahrzehnte später bei einer Tagung von Filbingers Weikersheimer Kreis im Schloß Meersburg des Rüstungskonzerns Dornier auf und wies militärisch knapp die »unter dem Eindruck der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs vorherrschende Denkweise« zurück, ein Dritter Weltkrieg sei nicht möglich. Kielmansegg: »Ich

gehöre zu denen, die diese Lehre nicht akzeptieren.« Krieg sei nun einmal »seit Anbeginn der Geschichte« ein »fact of life«, ein »Vorgang, der zum menschlichen Leben gehört«. Und menschlich leben, das war eigentlich alles, was sich Graf Kielmansegg wünschte, seit er als junger Offizier in Polen einmarschierte .

Schuld auf sich geladen - das hat der andere, der Einzelgänger Graf Baudissin. Gewiß, auch er war Hitler-Major. Aber er wollte aus der Vergangenheit lernen, er glaubte an Reformen, den Staatsbürger in Uniform, an eine demokratische Armee in einem demokratischen Staat. Das war seine Schuld. Denn in den Jahren der beginnenden Remilitarisierung, für die in der öffentlichen Diskussion Begriffe wie »08/15«, »Kommiß« und »Barras« standen, war es seine ehrlich gemeinte Illusion vom Staatsbürger in Uniform, die den Widerstand von Sozialdemokraten und Gewerkschaften gegen die Wiederaufrüstung dahinschmelzen ließ.

Solange die neue Armee aufgebaut wurde, durfte der Graf als Feigenblatt die Unterabteilung Innere Führung im Verteidigungsministerium leiten, sein Name stand für die Reform, so unklar sie auch sein mochte. Doch schon 1958 wurde er auf ein Truppenkommando abgeschoben, und drei Jahre später versetzte man ihn bis zu seiner Pensionierung auf wohlklingende aber weniger wichtige NATO-Positionen. Seit 1971 büßt er - so gut er kann - als Wissenschaftlicher Direktor des Instituts für Friedensforschung an der Universität Hamburg. Seine Schüler analysieren jetzt in eindrucksvollen wissenschaftlichen Veröffentlichungen, was mit der Bundeswehr schiefgelaufen ist.

Wie die schöne Idee ihres wissenschaftlichen Ziehvaters sich in einem Vierteljahrhundert bundesdeutscher Wirklichkeit blamierte, bezeugte am 11.11.1982 - kurz nach Wörners Aufstieg zur Hardthöhe - ein gutes Dutzend Dozenten von Bundeswehrhochschulen, das auf Einladung des Baudissin-Institutes in der Hamburger Evangelischen Akademie der Presse zwei Studien über die Ausbildung in der Bundeswehr vorstellte. 4)

Einer von ihnen, Wolfgang R. Vogt, sowohl Dozent an der Bundeswehrhochschule als auch an der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg, trug 13 Thesen zum »Verfall der Bildungsreform in den Streitkräften« vor, über die Hoffnungen, die viele Reformer mit der Gründung von Bundeswehrhochschulen verbunden hatten und über die »massive und zugleich subtile Gegenreformation«, der die Neuorganisation des Bildungssystems in der Bundeswehr zum Opfer fiel. »Bildungsreformen im Militär«, so erläuterte er, »sind Machtproben«. Der Machtkampf gerade um die Auswahl und Ausbildung der Offiziere habe Tradition in Deutschland: »Wer über die Rekrutierungskriterien und die Sozialisationsinstanzen in den Streitkräften verfügt, übt unmittelbaren Einfluß auf die Ausrichtung der Gesinnungen, die Zuteilung der Privilegien, die Steuerung der Karriereverläufe und damit letztlich auf die Vergabe der Herrschaftspositionen nicht nur im Militär- sondern zugleich im Gesellschaftssystem aus.«

In der Bildungsreform, so Vogts Grabgesang, sollten »demokratisch-emanzipatorische Ziele« verfolgt werden, die auf die »Entfaltung der Persönlichkeit« als »neuer Qualifikation des Soldaten« gerichtet waren. Schöner noch: »Ihnen lag das Leitbild eines Offiziers zugrunde, der nicht nur sein militärisches Handwerk beherrscht, sondern darüber hinaus befähigt ist, seine Persönlichkeit ständig weiterzuentwickeln, seine Interessen zu artikulieren, Kritik zu äußern und zu ertragen, Konflikte durchzustehen und mit anderen zu kooperieren. Er sollte Fragen nach dem Sinn- und Zweckzusammenhang seines Berufs stellen und beantworten können sowie in der Lage sein, sie auch gegenüber der Gesellschaft zu vertreten. Gedacht war also an eine Offizierspersönlichkeit mit demokratischen Einstellungen und Verhaltensweisen ... «

Ja, gedacht war sehr viel, sehr Schönes und sehr Gutes. Aber es kam letztlich nur heraus - so Reformer Vogt - die »These von der relativen Vergeblichkeit ' den politischen Primat im Bereich der militärischen Elite-Selektion und -sozialisation zu realisieren«. Die Gegenreformkräfte betrachteten das Eindringen demokratisch-wissenschaftlicher Prinzipien in die Offiziersausbildung als eine Art »Feindeinbruch«, und was dann passierte, formuliert der Reformer in fachgerechtem Militär-Jargon so: »Die Bundeswehr-Hochschulen wurden als ein reformpolitischer 'Brückenkopf' auf militärischem Bildungsterrain betrachtet und entsprechend behandelt: sie wurden und werden noch immer 'abgeriegelt', eingeschnürt und schließlich militärisch neutralisiert. Mit der Institutionalisierung der Bundeswehr-Hochschulen hatten die Reformgegner zwar zunächst eine Schlacht verloren, aber noch lange nicht den Sieg verspielt. Ihr Schlachtplan sah nämlich - neben der Einkesselung und Eindämmung dieses reformpolitischen Feindeinbruchs im 'Vorfeld' der militärischen Elite-Selektion und -Sozialisation - eine Reihe von 'Auffanglinien' und 'Gegengewichten' in der 'Tiefe der rückwärtigen Kampfzone' (der Phase zwischen dem Hochschulabschluß und der Stabsoffiziersauswahl) vor. Dabei vertrauten sie nicht nur auf den 'Resozialisierungseffekt des militärischen Bewährungsaufenthaltes' der Hochschulabsolventen an den Offiziers- und Truppenschulen sowie im militärischen Alltag der Truppenverbände, sondern vor allem die Filter- und Prägefunktion der 'höchsten militärischen Ausbildungsstätte' - der Führungsakademie der Bundeswehr.«

Das alles wird uns noch beschäftigen, vorerst müssen wir zurück zum Anfang, der kein Anfang war, sondern eine Fortsetzung. »Eine Bewegung, die ihre Geschichte vergißt, die Kämpfe und Opfer der Vergangenheit, hat auch keine Zukunft.. Sie vergißt ihre eigenen Hoffnungen, Träume und Ziele.« Das stand im Februar 1981 auf einem Flugblatt der Roten Armee Fraktion, das in Hamburg verteilt und kurz danach vom früh pensionierten Bundeswehrgeneral Heinz Karst zum Beweis dafür zitiert wurde, daß die Bundeswehr auf die Wehrmachts-Tradition angewiesen sei. Karst selbst fand

seinen Vergleich »fast makaber« - tatsächlich war ja auch die Rote Armee Fraktion bei weitem nicht so terroristisch wie die Wehrmacht. Hitlers Bataillonskommandeur Karst war in der Bundeswehr ein Mann der ersten Stunde - wie Baudissin. Vor allem aber war er als dessen Stellvertreter bei der Leitung der »Inneren Führung« die Natter an seiner Brust.

Seine Intrigen gegen Baudissin brachten Karst bei dem Militär-Journalisten Ulrich Mackensen die Bezeichnung »Heckenschütze«, beim Gros der Offiziere aber Beifall ein. Als Chef Baudissin im August 1955 weit weg in den USA war, verbreitete Karst eigenmächtig eine Denkschrift mit »Bedenken über die innenpolitische Entwicklung der Vorbereitung für den Aufbau der Streitkräfte«. Wütend klagte er da, daß »Abgeordnete des Deutschen Bundestages wochenlang in den USA herumreisen, um festzustellen, wie und mit welchen Mitteln man am besten und schärfsten die Truppen kontrolliert«. Und er drohte besondere Rache an, wenn die Truppe sich nicht als Staat im Staate auf führen darf: »Eine Truppe, deren Führungskorps sich als Paria im Staat behandelt fühlt, von Mißtrauen, Angst und allgemeiner Ablehnung eingekreist, schlägt sich nicht. «

Baudissin, aus den USA zurück, zeigte sich großmütig gegen seinen Vertreter, der mit dieser Denkschrift einen kleinen Skandal ausgelöst hatte. Und in dem gleichen Maße, in dem Baudissins Einfluß schwand, stieg Karst auf zum Brigadegeneral und schließlich zum Inspizienten für das Erziehungs- und Bildungswesen im Heer. Ganze Generationen von Offizieren und Unteroffizieren wurden durch die von Karst ausgegebenen Kurzinformationen für die Truppe geprägt, die von den Soldaten und Offizieren als Vorschriften anzusehen waren. Da hieß es 1968:

»Nicht wenige unserer Publizisten, Literaten und Poeten sind glücklich, Verbindung zu revolutionären Kreisen gefunden zu haben. Ihre überfeinerten, oft abgestumpften und nicht selten morbiden Sinne genießen die latente Aufruhrstimmung als eine Quelle starker neuer Erlebnisse.«

Gleichzeitig animierte der General zum Dreinschlagen gegen das, was revolutionäre Kreise zusammen mit Literaten und Poeten angeblich tun:

»Keine Armee der Welt kann Gewehr bei Fuß zusehen, wie aufständische Kräfte den Bürgerkrieg entfesseln und die freiheitliche Grundordnung mit Gewalt (militärisch bewaffnet und organisiert) gegen den erklärten Willen des Parlaments, der Regierung und der Mehrheit der Bürger beseitigen.«

Eine Studie des Reserveoffiziers und Diplom-Soziologen Hermann Wessling, die diese »Kurzinformationen« untersuchte, fragte in ihrem Titel »Die Generalität auf dem Weg nach Athen?« (damals herrschte dort noch die Diktatur der Obristen). Untertitel: »Der Ungehorsam des Erziehungsgenerals Karst.«

Seit Franz Josef Strauß den CDU-Gewerkschafter Theodor Blank im Oktober 1956 aus dem Verteidigungsministerium weggebissen und sich selbst auf dessen Ministerstuhl gesetzt hatte, riß die Kette der Skandale in der Bundeswehr nicht ab. Mit seinem Onkel Aloys und der Fibag - einer bis in ihre Verästelungen nie entwirrte Bestechungsaffäre - wurde die Korruption in die Bundeswehr eingeführt. Strauß schaffte die Starfighter des Schmierkonzerns Lockheed an, die reihenweise vom Himmel fielen (1961/62: 139 Maschine n), weil sie für die Bundeswehr zugleich auch als Träger von Atomwaffen konzipiert werden mußten.

Der alte Barras blühte wieder auf. 1957 befahl Stabsoberjäger Dieter Julitz seinen Soldaten - viele Nichtschwimmer unter ihnen: »Wir gehen jetzt in die Iller .« Sein Erfolg: 15 Tote. Und der verantwortliche Verteidigungsminister Franz Josef Strauß feierte in voller Kenntnis dieses »Unglücks«, wie man damals sagte, am nächsten Tag vergnügt und mit militärischem Gepränge seine Hochzeit mit Marianne Zwicknagel.

Im Juni 1961 wirft der Unteroffizier Rudolf Derfler auf dem Truppenübungsplatz Sennelager eine scharfe Handgranate in einen mit Soldaten besetzten Bunker: neun verletzte Rekruten. Motiv: »Ich wollte den Mut meiner Soldaten prüfen.« Strafe: sechs Wochen Arrest - mit Bewährung. Ein 21jähriger Rekrut, der sich in Trunkenheit mit seinem Feldwebel prügelt, bekommt bald danach sieben Monate Gefängnis - ohne Bewährung.

Als Strauß über seine »Spiegel«-Lügen gestolpert war - damals gab es noch die Einrichtung des Minister-Rücktritts -, folgte der erzkonservative Kai Uwe von Hassel. Er opferte seinen eigenen Sohn - einen Bundeswehr-Piloten - auf dem Starfighter-Altar und wertete die politische Führung ab, indem er den Generalinspekteur in den Rang eines Staatssekretärs erhob. Er forderte den Hinauswurf des schleswigholsteinischen Landesbeauftragten für staatsbürgerliche Bildung, Dr. Ernst Hessenauer, weil der es gewagt hatte, eine Unterrichtsstunde in Geesthacht mit Kriegsverbrecher und Hitler-Nachfolger Karl Dönitz' zu kritisieren. Trotzdem geschah ausgerechnet von Hassel die erste Generals-Krise der Bundeswehr. Weil er - kleines Zugeständnis ans Grundgesetz - der Gewerkschaft ÖTV Zutritt zu den Kasernen gestattet hatte, traten Generalinspekteur Trettner und Generalleutnant Pape aus Protest zurück. Den Luftwaffeninspekteur Panitzki mußte von Hassel beurlauben, nachdem der mit 29 anderen Luftwaffengeneralen Pläne zum Sturz des Ministers durchgespielt hatte.

Mit der Großen Koalition des Jahres 1966 zog der bisherige Innen- und Notstandsminister Gerhard Schröder ins Verteidigungsministerium ein. Kanzler Kurt Georg Kiesinger - von seinen NSDAP-Reminiszenzen überwältigt - rief die Bundeswehr zur »Schule der Nation« aus. Einer ließ sich das nicht zweimal sagen: Heeresinspekteur Albert Schnez, der in einer Geheimstudie der Heeresleitung die Aufhebung wesentlicher Grundrechte und eine – so nennt er das auch - »Reform« an »Haupt und Gliedern, an Bundeswehr und Gesellschaft« fordert, um »die Übel an der Wurzel zu fassen«. Marschziel: die Errichtung eines autoritären Militärstaates. Er verlangt schärfere Disziplinierung durch Strafen ohne richterliche Genehmigung, rigorose Einschränkung des Verfassungsrechts auf Kriegsdienstverweigerung. Zur Stärkung des »Vertrauensklimas« müssen Eingaben statt an den Wehrbeauftragten, an den nächsten Disziplinarvorgesetzten gerichtet werden. Vor allem aber soll der Staat »alle ihm gesetzlich und politisch zur Verfügung stehenden Mittel ausnutzen, um die Publikationsmedien dazu zu bringen, der Bevölkerung den Verteidigungsauftrag der Streitkräfte klarzumachen«. So ist beispielsweise darauf hinzuwirken, daß

· »das von den meisten Fernsehanstalten in die breiteste Öffentlichkeit ausgestrahlte, vielfach nicht den Tatsachen entsprechende Bild der Streitkräfte, ihrer Führer und Soldaten durch eine sachgerechte Darstellung ersetzt wird«;

· »in wirkungsvollen (Fernseh-) Spielfilmen über Vielfalt, Verantwortung sowie die Verwendungsbreite von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften berichtet wird. Hierbei sind auch die soldatischen Leistungen des deutschen Heeres in der Vergangenheit nicht zu vergessen«;

· »die anerkannt guten Heeres-Ausbildungsfilme mehr als bisher - neben den Informationsfilmen - der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden«.

Orden sollen so getragen werden, wie der Führer sie verliehen hat, nämlich »im Original«, das heißt mit Hakenkreuz. Vor allem aber muß die Geschichte umgeschrieben werden, denn: »Das Geschichtsbild war und ist ungenau und durch Legendenbildung vom politischen Machtstreben des Soldaten und gleichzeitigem Vorwurf blinden Gehorsams unter der« - so dezent wird Führer und Reichskanzler Adolf Hitler umschrieben - »politischen Führung der Vergangenheit stark verzerrt. « Und es sind nicht die Erfahrungen mit Hitler, die sich »auf die staatsbürgerliche Bereitschaft der deutschen Bevölkerung zur Selbstverteidigung negativ auswirken«, sondern es ist die Befreiung oder - wie die Studie formuliert - »die Katastrophe von 1945«. Ein Staat soll errichtet werden, der sich mehr am Vorbild der Athener Obristen orientiert, die gerade in Griechenland ihre Militärdiktatur errichtet hatten, als am Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland.

Als die geheime Schnez-Studie bekannt wurde, gab es keinen Skandal. Alt-Nationalsozialist Kiesinger als Kanzler vermochte nicht zu sehen, was an Schnezens Reform-Vorschlägen falsch sein könnte. Ihn hatte auch nicht gestört, daß schon bald nach dem Putsch in Athen Schnez-Stellvertreter Helmut Grashey die Bundeswehr gleichfalls zum »Ordnungsfaktor« in der Gesellschaft erheben wollte und die Innere Führung als eine »Maske« bezeichnete, die man »nun endlich ablegen« könne.

Als Ende 1969 die sozialliberale Koalition die Regierung übernahm und Helmut Schmidt Verteidigungsminister wurde, standen in der Bundeswehr, wie der ehemalige FDP-Militärpolitiker Matthias Münch 5) feststellt, zwei Konzepte zur Debatte: 1. Die autoritäre Formierung á la Karst und Schnez. 2. Eine zweckrationale Umstrukturierung der Armee (industrielle Management-Methoden, Sachlogik, liberale Autoritätsstrukturen).

Schmidt entschied sich für die zweite Möglichkeit, was manche Jünger Baudissins mit einer grundlegenden Reform verwechselten. Schnez und Grashey mußten gehen. Und etwas später wird auch Erziehungsgeneral Karst veranlaßt, um seine vorzeitige Pensionierung zu bitten. Freilich nicht etwa, weil er an der verfassungsfeindlichen Schnez-Studie entscheidend mitgearbeitet hat. Nein, er stolpert über seinen Plan, Offiziers-Anwärter zwangsweise und auf eigene Kosten in Tanzstunden zu schicken. Der frühpensionierte Erziehungsgeneral, der bald als Vorsitzender für Kurt Ziesels rechtsradikale Deutschlandstiftung tätig wird, soll uns noch oft begegnen. Und Ende 1983 wird der »Spiegel« berichten, daß die »verstaubte Schnez-Schrift« wieder »aus den Archiven geholt« wird. »Wer heute Karriere machen will«, so bestätigt ein Offizier dem »Spiegel«, »muß seinen Schnez kennen«.

Soweit sind wir 1972 noch nicht ganz. Georg Leber kommt, und die technokratischen Reformansätze unter Schmidt dürfen sich wieder zum Abmarsch bereit machen. In die Amtszeit des Soldatenfreunds, der am liebsten das tut, was die Generäle ihm sagen, fällt eine ganze Kette von Skandalen. Heeresinspekteur Horst Hildebrandt kollaboriert mit den spanischen Faschisten. Er nimmt 1975 in Madrid an der Militärparade zum 36. Jahrestag des Sieges von Hitler und Franco über die spanische Republik teil.

Im selben Jahr wurde Luftwaffen-Inspekteur Günther Rall bei einer Verschwörung mit dem Rassisten-Regime in Johannesburg ertappt. Er war unter falschem Namen nach Südafrika geflogen und hatte mit dem Apartheid-Regime über Atompläne und NATO-Fragen konspiriert.

Und mit der großdeutschen Rudelaffäre von 1976 meldet sich die kommende Wörner-Zeit bereits an. Die Luftwaffen-Generäle Karl-Heinz Franke und Walter Krupinski billigen einen festlichen Auftritt des Nazi-Helden und aktiven

Rechtsextremisten Hans-Ulrich Rudel beim Aufklärungsgeschwader Immelmann der Bundesluftwaffe und beschimpfen zum Ausgleich dafür den SPD-Fraktionsvorsitzenden Herbert Wehner. Der »Bayernkurier« nach der Entlassung der beiden Rudel-Generäle: » ... hatten die beiden Generäle es in einer heftigen Diskussion lediglich gewagt, das Thema einer 'Läuterung' gegenüber dem demokratischen Rechtsstaat derart anzuschneiden, daß sie dem Oberst a.D. Rudel nach (oder trotz?) 2.530 Feindflügen, der Versenkung eines Sowjetschlachtschiffes und dem Abschuß von 519 Sowjetpanzern - teilweise unter Jagdschutz des Eichenlaubträgers Krupinski - den gleichen Anspruch darauf zubilligten wie dem früheren Kommunisten Wehner, der zur gleichen Zeit, als Rudel seiner soldatischen Pflicht genügte, die weltrevolutionären Geschäfte des Sowjetkommunismus auf seine Weise besorgte«.

Und Manfred Wörner, damals noch Verteidigungsexperte der Union, tat so, als hätte er nie gehört, daß Rudel landauf landab für rechtsextremistische Parteien agitierte: »Ich kenne die politischen Auffassungen von Oberst a.D. Rudel nicht. Selbst wenn ich sie gegebenenfalls mißbilligen möchte, würde das meinem hohen Respekt vor der herausragenden Tapferkeit und der vorbildlichen soldatischen Haltung des Oberst Rudel im Zweiten Weltkrieg keinen Abbruch tun.«

Diese Killer-Mentalität siegte. Nachdem Leber wegen der Spionagetätigkeit des MAD sein geliebtes Panzerkäppi absetzen mußte, und der schlaue und doch so ahnungslose Nachfolger Hans Apel von den Generälen ins Tornado-Loch gerissen worden war, übernahm mit der Wende vom Oktober 1982 Manfred Wörner das Verteidigungsministerium - den Rückmarsch zur Wehrmacht konnte nichts mehr aufhalten.

Doch der 30. März 1983 bot einen Anlaß, der sogar Wörner vorübergehend zu Nachdenklichkeit verleitete. Er führte den 54jährigen Generalinspekteur Wolfgang Altenburg und den 52jährigen Luftwaffeninspekteur Eberhard Eimler in ihr neues Amt ein und merkte dabei etwas: »Mit Ihnen beiden übernehmen Soldaten die höchste Führungsverantwortung in der Bundeswehr, die nicht mehr in der Wehrmacht gedient haben, sondern ihre militärische Ausbildung in der Bundeswehr erhalten haben. Es fügt sich, daß auch Ihr Minister der gleichen Generation angehört. Das ist ohne Zweifel ein denkwürdiger Augenblick und ein markanter Einschnitt in der Geschichte unserer Bundeswehr.«

Einschnitt? Von wegen. Denn der Minister fuhr fort- »Daß dieser Generationswechsel sich nicht als Bruch, sondern als selbstverständliche, nahtlose Entwicklung vollzieht, ist mit das größte Verdienst der ganzen vorangegangenen Generation von Soldaten der Bundeswehr. Vor diesen Männern ziehe ich in dieser Stunde den Hut.«

Er zog an diesem Tag den Hut vor dem zu verabschiedenden Generalinspekteur und ehemaligen Hitler-Leutnant Jürgen Brandt, der eineinhalb Jahre zuvor geklagt hatte: »Langer Friedensdienst kann dazu verleiten, die intellektuellen Fähigkeiten überzubewerten. Aber im Gefecht wiegen die Eigenschaften des Charakters oft schwerer als die des Verstandes.« Und er zog den Hut vor dem zu verabschiedenden Luftwaffeninspekteur Friedrich Obleser, der von Hitler fürs Feinde-Töten allerlei Ehrenzeug spendiert bekommen hatte und dem Wörner hier und heute zujubelte: »Ihre Tapferkeit und Ihre soldatische Leistung im Zweiten Weltkrieg wurden mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet. Sie gehörten zu den Idolen meiner Kindheit. Uns verbindet nicht nur die gleiche soldatische Tätigkeit des Flugzeugführers ... « Undsofort. Der Minister wollte auch am Tag des Einschnitts beweisen, daß er seine Kindheit nicht bewältigt hat.

Wie gefährlich solch ein Minister mit nachhängenden Kindheitsträumen für unsere Überlebenschancen sein kann, das hatte sich schon zweieinhalb Wochen zuvor auf einer Jubelfeier erwiesen, die Ex-Marinerichter Hans Karl Filbinger nach dem Sieg in der Märzwahl für seinen Weikersheimer Kreis im Mannheimer Schloß gab. Diesmal hielt hier nicht der Vier-Sterne-Ex-General von Kielmansegg seine kriegsverherrlichenden Reden, nein Ex-Erziehungsgeneral Karst - da ist er wieder - stellte als Präsidiumsmitglied des Weikersheimer Kreises den jubelnden Zivilisten und Offizieren ~ an ihrer Spitze Konteradmiral Dieter Wellershoff, der die Führungsakademie in Hamburg kommandiert - unseren Bundesverteidigungsminister Manfred Wörner vor.

Der fühlte sich zu Hause und sprach offen. Er wetterte gegen Kampagnen, die zur »Freiheitslähmung« führten. Er schämte sich für die Parole »Lieber rot als tot« - sie steht nämlich »im Gegensatz zur europäischen Geistesgeschichte«. Die »überwältigende Mehrheit unseres Volkes« suche »Führung« und stehe »auf unserer Seite«. Vor allem aber warte sie »darauf, daß wir unsere Soldaten nicht verstecken«. Das gab frenetischen Beifall.

Für diese »ungeschminkte« Rede dankte Ex-Brigadegeneral Karst, und darauf wollte ein Offizier von Wörner wissen, ob er »alles daransetzen« werde, »Herrn Bastian wehrdisziplinarisch zu belangen für das, was er im Wahlkampf gesagt« habe. Da verriet der Minister, welch seltsame, unterdrückte Träume in ihm schlummern: »Was ich denke, verschweige ich. Eines kann ich Ihnen sagen: Der Mann wird vom Verteidigungsminister Wörner nicht die Chance des Märtyrertodes haben. «

Und er verriet auch, daß er den Christen im Land da weit bessere Chancen bietet. Denn zur »Frage der Transzendenz und der Verteidigung« klagte Wörner, er finde draußen in den christlichen Gemeinden »eine Verabsolutierung des Überlebens in einer Art und Weise vor, bei der ich mich manchmal frage, ob sie wirklich noch mit dem Grundgehalt des christlichen Glaubens voll übereinstimmt«.

Wörners Überdruß am Überleben der Leute draußen, der vom Offiziers- und Zivilistenkreis um den einst so tödlichen Marinerichter begeistert beklatscht wurde, fand seine notwendige Ergänzung in einer öffentlichen Aufforderung im Bundestag. Letzten November in der Debatte um die Einführung neuer Massenvernichtungsmittel verlangte der Minister , was vor ihm schon der Führer für seine Massenvernichtungspläne vom Volk gefordert hatte: Gefolgschaft.

Tatsächlich, Wörner scheute das Nazi-Wort nicht: »Es ist die Aufgabe verantwortlicher Politiker und verantwortlich denkender und handelnder Parteien, für die richtige Überzeugung die Gefolgschaft und die Überzeugung des Volkes zu gewinnen und nicht ihm nachzulaufen, meine Damen und Herren.«

Einer, der schon vor Wörners Amtsantritt die Gefolgschaft verweigert, wird seit Jahren immer wieder dafür verfolgt: der Stabsarzt Carl Christian Ebell. Das begann 1979, als er in Hamburg in Uniform mit angesteckter roter Blume an der Gewerkschaftsdemonstration zum 1. Mai teilnahm. Dabei marschierte er - laut Anklageschrift - »unmittelbar bzw. neben einem Spruchband, auf dem ein Stahlhelm der SS und die Worte 'Braun raus - Demokratie in die Bundeswehr' aufgebracht waren«. In Uniform darf man aber nicht Gewerkschaftsveranstaltungen, sondern nur Extremistentreffen wie die Kriegs-Kundgebung mit Filbinger im Mannheimer Schloß besuchen. Also: drei Tage Arrest mit Bewährung.

Am 1. September 1979 nimmt Stabsarzt Ebell wieder in Uniform an der Anti-Kriegs-Veranstaltung des DGB in Mainz teil. Quittung: vier Tage Disziplinararrest. Ebells Beschwerden bis hinauf zum Bundesverfassungsgericht werden verworfen. Das Truppendienstgericht Mitte sagt ganz genau, warum Ebell bestraft werden muß: »Eine 'Anti-Kriegs-Veranstaltung' aus Anlaß des 40. Jahrestages des Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges betrifft die Politik, nämlich die Staatspolitik, das heißt, das staatliche oder auf den Staat bezogene Handeln zur Verwirklichung der Staatszwecke. Es ist auch eindeutig, daß es sich mit der Behandlung des Themas 'Friedenssicherung und weltweite Abrüstung im Interesse der arbeitenden Menschen' um eine Kundgebung zur Einflußnahme auf den Staat in allgemeinen öffentlichen Angelegenheiten ge handelt hat.«

Heute ist die Staatsanwaltschaft Koblenz hinter dem inzwischen aus der Bundeswehr entlassenen Arzt her. Er ist angeklagt, »auf Angehörige der Bundeswehr planmäßig eingewirkt zu haben, um deren pflichtmäßige Bereitschaft zum Schutze der Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland oder der verfassungsmäßigen Ordnung zu untergraben, wodurch er sich absichtlich für Bestrebungen gegen Bestand oder die Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland oder gegen Verfassungsgrundsätze einsetzte«. Ebell hat nämlich im Juli 1980 zusammen mit 56 Soldaten und Reservisten einen »Soldatenaufruf: Für den Frieden - Erklärung gegen den Krieg« verfaßt.

Anklagegründe: »Die Verfasser unternehmen den Versuch, die Sicherheitspolitik der Mitgliedsstaaten des Nordatlantikpaktes als aggressive Kriegspolitik darzustellen.« Und: »Mit dem Aufruf: 'Wird mit Alarm die Marschbereitschaft für den Krieg befohlen, marschieren wir nach Bonn' verfolgen die Angeschuldigten und die Mitunterzeichner offensichtlich das Ziel, sich im Verteidigungsfall den rechtmäßigen Befehlen ihrer militärischen Vorgesetzten zu widersetzen.«

Die Staatsschutzkammer beim Landgericht Koblenz weigerte sich, am 12. Januar 1983 zunächst das Verfahren gegen Ebell zu eröffnen. Grund: »Liest man den gesamten Text der Druckschrift im Zusammenhang, so wird deutlich, daß die Verfasser vor der Gefahr eines in ihren Augen drohenden Angriffskrieges, der von deutschem Boden ausgehen könnte, warnen wollten.« Und die Aufforderung, in diesem Fall den Gehorsam zu verweigern, sei nicht rechtswidrig, sondern entspreche dem Grundgesetz.

Entsetzt legte die Staatsanwaltschaft am 25. April 1983 »sofortige Beschwerde« ein. Und seither wird der Arzt, der gegen den Krieg ist, mit immer neuen Strafverfahren, Gerichtsterminen, Verschiebungen von Gerichtsterminen, Hausdurchsuchungen wegen seiner Wehrkraftzersetzung überzogen.

Zu Silvester 1983, als die ersten neun Pershing-II-Raketen »einsatzbereit« gemeldet wurden, verhängte Wörner für die Bundeswehr strenges Kontaktverbot mit der Friedensbewegung (KONKRET 2/84). Sein Verbot formulierte er für »Bild am Sonntag« so aus: »Es gibt keinen Maulkorb für Soldaten. Aber es gibt eine Grenze der Selbstachtung.« Doch die »Unberührbarkeitsverfügung«, so Heinrich Böll über das Verbot des Ministers für alle Soldaten, an einer Friedenstagung der Evangelischen Akademie teilzunehmen, wird von demokratisch infizierten Soldaten durchbrochen, die es in der Bundeswehr auch gibt, zumindest bis hinauf zum Major. Das beweist die Einladung der Soldaten vom »Heidelberger Signal« um Major Prieß für die von Wörner geächtete Friedensbewegung. Die DKP dagegen setzt zur Zeit - wie wir gleich sehen werden - auf einen ganz hohen Dienstgrad.

Es war viel die Rede in diesen Wochen von einem aufrechten und tapferen General, dem ein skrupelloser Politiker mit dem Vorwurf homosexueller Beziehungen die Ehre rauben wollte, weil er sich dessen gefährlichen Kriegsplänen entgegenstellte. Marion Gräfin Dönhoff ernannte den zu Unrecht des Verkehrs mit Strichjungen beschuldigten General in der »Zeit« zum »lästigen Mahner und altmodischen Warner« gegenüber der »Welt der Schurken, die jetzt in Deutschland die Macht ergriffen hatten«.

Zeitgeschichtler Hans Rothfels rühmte den General als einen Offizier von »hohem sittlichen Bewußtsein«, und die Bundeswehr hat sogar schon Kasernen nach ihm benannt. Doch Generaloberst Werner Freiherr von Fritsch - von ihm und keinem anderen ist hier die Rede - war gläubiges Mitglied dieser Welt von Schurken, der er selbst zum Opfer fallen sollte.

Der 1934 zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannte Freiherr nannte den ersten Reichspräsidenten der ersten deutschen Republik, Friedrich Ebert, einen »großen Schweinehund«, und im ersten Ministerpräsidenten der Weimarer Demokratie, Philipp Scheidemann, sah er nur ein »Bolschewistenherz, das mehr für unsere Feinde als für Deutschland schlägt«. Nicht einmal im Antisemitismus unterschied sich der sittlich hochstehende Fritsch von seinem Führer: »Letzten Endes sind Ebert, Pazifisten, Juden, Demokraten, Schwarzrotgold und Franzosen alles das Gleiche, nämlich die Leute, die die Vernichtung Deutschlands wollen«.

Für Hitlers Mordaktion gegen die SA stellte Fritsch Gewehre und Munition der Wehrmacht zur Verfügung. Sein Ehrgefühl ließ es zu, daß dabei auch sein Kamerad General Kurt von Schleicher hingemordet wurde, und er setzte sich nicht einmal zur Wehr, als die Mörder auch dessen Frau niederknallten. Seine Ehre entdeckte der General erst, als ihm Hitler an den Unterleib ging.

Das war acht Wochen, nachdem Hitler am 5. November 1937 Fritsch und ausgesuchten Generälen seine ausschweifenden Kriegspläne eröffnet hatte - Fritsch hatte nichts gegen Krieg, er sah nur zunächst »Schwierigkeiten der Durchführung«, und das genügte für Hitlers Zorn. Fritsch gab sein großes Ehrenwort, nie Homosexuelles getan zu haben, er wollte sich sogar mit seinem Ankläger Heinrich Himmler duellieren, und Adolf Hitler rehabilitierte schließlich den zum Rücktritt gezwungenen General im Juni 1938. Im September. 1939 beteiligte sich Fritsch mit seiner wiedergewonnenen Ehre am Überfall seines Führers auf Polen und findet dort den Heldentod.

Das wollen wir General Günter Kießling - und vor allem uns als Hauptbetroffene - für das nächste Jahr nicht wünschen, auch und gerade wenn er jetzt von seinem Chef seine Ehre zurückbekommen hat. General Kießling unterscheidet sich von General Fritsch. Bei ihm Muß es sich - zumindest nach der Erkenntnislage der Deutschen Kommunistischen Partei - um einen aktiven Friedenskämpfer handeln. Ihr Organ, die «UZ« schrieb am 18. Januar, General Rogers, der »Herr über NATO und USA-Truppen in Europa so auch über die Raketenbedienungsmannschaften, gab seinen 'absoluten Schießbefehl' heraus - gegen alle, die sich den Raketen in den Weg stellen könnten, abgeschossen wurde zunächst der eigene Stellvertreter« - General Kießling also. Und zwei Tage später fügte die »UZ« im Vollbesitz ihrer kollektiven Weisheit hinzu: »Kießling wurde von der NATO-Erstschlagsmafia kalt aus dem Weg geräumt«.

Ach Genossen, der General, der sich zu Beginn unserer Geschichte am 23. April 1983 im Hamburger Plaza-Hotel - übrigens vor der internationalen Vereinigung Christlicher Geschäftsleute - für die schleunige »Zuflucht zu den nuklearen Waffen«, für den »Ersteinsatz nuklearer Waffen« einsetzte, weil er Jesus Christus als seinen Herrn betrachtet und sich seiner Gnade bewußt ist - das war euer General Kießling. Das Pack, das uns in die Kriege treibt, tritt sich schon mal in den Unterleib - aber es verträgt sich auch wieder. Lügenblatt weiß das besser als »UZ«:

»Bild«: »Haben Sie Minister Wörner verziehen?«

Kießling. »Das brauchte ich nicht, denn ich hatte ihm persönlich nie einen Vorwurf zu machen... Jetzt muß schnell Gras über die ganze Affaire wachsen, damit die Bundeswehr nicht noch mehr Schaden nimmt.«

---

1) Arthur Smith: »Churchills deutsche Armee« Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach, 208 Seiten, 26,50 Mark

2) Hans Filbinger: Der »Fall« und die Fakten, Hase und Koehler, Mainz 1980

3) Christian Streit: Keine Kameraden - Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1979, 448 Seiten, 32 Mark

Helmut Krausnick / Hans Heinrich Wilhelm: Die Truppe des Weltanschauungskrieges, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 688 Seiten, 68 Mark.

4) Karl Ernst Schulz (Hrsg.): »Die Neuordnung von Bildung und Ausbildung in der Bundeswehr. 260 Seiten, 39 Mark. Und: Martin Kutz: Reform und Restauration der Offiziersausbildung der Bundeswehr. 241 Seiten, 39 Mark. Beide: Nomos Verlagsgesellschaft Baden Baden, 1982.

5) Matthias Münch: Bundeswehr - Gefahr für die Demokratie? Pahl-Rugenstein Verlag, Köln, 1983, 264 Seiten, 14,80 Mark.

Konkret 03/84, S. 65

Otto Köhler

Der häßliche Deutsche
Nazionaler Kurs

Das Beste, was H. Kohl von sich zu sagen weiß: Er war 1945 erst 15 Jahre alt. Toll, was?

Als Helmut Kohl mit seinem Ziesel, dem Hofmaler Knackfuß, seine erste Reise nach Jerusalem unternahm, war er noch ziemlich bescheiden. Er ließ nur zwischen Jaffator und Zitadelle ein Stück Stadtmauer einreißen, damit er hoch zu Roß - ohne sein Haupt mit dem Helmbusch senken zu müssen - in die Heilige Stadt einreiten konnte. Damals im Oktober 1898 reiste Kohl noch unter dem Künstlernamen Wilhelm Il. Und sein Ausflug nach Palästina löste international schon mehr Beklemmung als Spott aus.

Zar Nikolaus II., derselbe übrigens, der zwei Jahre später einen Grafen Lambsdorff, der überhaupt nicht bestechlich gewesen sein soll, zum Außenminister machte, schrieb seiner Mutter Marie: »Und wie haben Dir die Reden des Deutschen Kaisers während seines Besuches in Palästina gefallen?« Die Mutter: »Die Bilder von der Reise durch das Heilige Land hätten mich zum Lachen gebracht, wenn die ganze Sache nicht so empörend wäre. Alles aus purer Eitelkeit, nur damit darüber gesprochen wird! Diese Pose eines Oberpastors, der Frieden auf Erden predigt mit einer Donnerstimme, als ob er seine Truppen kommandierte, all das ist vollkommen lächerlich und zeigt nicht eine Spur von religiösem Gefühl - abscheulich! «

Über Wilhelms Historienmaler Hermann Knackfuß, der seinen Chef beim Einzug in Jerusalem und später die Völker Europas bei der Wahrung ihrer heiligsten Güter pinselte, amüsierte man sich damals noch. Die Mitbringsel Helmut Kohls nach Israel waren weniger komisch. Peter Boenisch, der im maßgerechten Gestapo-Ledermantel darüber philosophierte, daß man Auschwitz nicht »instrumentalisieren« dürfe gegen deutsche Waffenlieferungen für die Feinde der überlebenden Juden. Und eben Kurt Ziesel, jener Publizist, dem sein Freund, der Kanzler, zugute hält, daß er 1934 einmal vorübergehend wegen einer Liaison mit einer Jüdin aus der NSDAP ausgeschlossen wurde.

Und so schmuggelte der deutsche Bundeskanzler in seiner Staatsbesuchsmaschine heimlich den Ziesel nach Israel ein, der 1930 dein NS-Studentenbund beitrat und 1931 der NSDAP. Jenen Ziesel, der in seinen Selbstdarstellungen bekennt, er habe schon in seiner Jugend auf dem Bauernhof die Machenschaften der »Viehjuden« durchschaut und später »im Namen der Wiener Studenten« beim Hauptblatt der NSDAP »Krieg« gegen die »Wiener Judenpresse« geführt. Jenen Ziesel, der 1935 das »literarisch-pornographische Geschwätz« Manfred Hausmanns auf eine »holländische *Jüdin «* anklagt und es zum »schmutzigsten und gemeinsten« rechnete, was »von der gesamten Judenpresse einem armen deutschen Volk als große deutsche Dichtung aufgeschwätzt wurde«. Jenen Ziesel, den die Tage in Jerusalem mit Ekel erfüllt haben müssen, ärgerte er sich 'doch schon 1934 im »roten Wien« darüber, daß »man fast nur Juden« sieht - »heute frecher, unverschämter, anmaßender und zynischer denn je«.

Dem Abgeordneten Ehmke, der später in der Bundestagsdebatte Kohls Ziesel-Schmuggel nach Israel »unglaublich« fand, erteilte der Kanzler eine Antwort, wie nur er sie zu geben vermag: »Was hier unglaublich ist oder nicht, bestimmen nicht Sie, damit das ein für allemal hier ausgetragen wird. Herr Abgeordneter Ehmke, ich kann Ihnen sagen, Sie sind so ziemlich der letzte, der der moralische Richter deutscher Mitbürger ist. « Tatsächlich, Ehmke ist mit einer Tschechin verheiratet.

Seinen Altnazi für Israel brachte der Kanzler bewußt mit, denn er kennt, wie er auch vor dem Bundestag gestand, Ziesel seit 1959 und weiß, was er seither Neues tut. Im selben Jahr 1959 veröffentlichte die antisemitische »Deutsche Solaten-Zeitung« einen Vorschlag Ziesels, den Schriftsteller Erich Kuby wegen Beleidigung des Hitler-Generals Ramcke zu verprügeln. Und drei Jahre später bewarb er sich beim Herausgeber desselben Blattes als Kolumnist.

Dieser Rechtsradikalismus hat Helmut Kohl nie gestört. Anfang der 70er Jahre konnte er als Mainzer Ministerpräsident schließlich seine Hochschulgesetze auch nur mit der gütigen Assistenz der NPD im Landtag durchpeitschen. Warum sollte unser Kanzler da Bedenken haben, einen Rassisten nach Israel einzuschmuggeln? Sprach Kohl doch selbst in der Knesset zu den Juden wie ein Nazi von geschichtlicher Verantwortung: »Man kann sich nicht lossagen. Man trägt das Blut der Familie und die Erbanlage. Alles das fließt auch in eine spätere Generation ein und deswegen ist klar, daß man sich hier der Geschichte stellt. «

Aus dieser Geschichte hatte Helmut Kohl gelernt, daß die Mörder der Juden keine Verfassungsfeinde unseres Staates sein können, und so ließ er rechtzeitig vor seinem Israel-Besuch die Hilfsgemeinschaft der ehemaligen Waffen-SS aus jener Liste der verfassungswidrigen Organisationen streichen, in der die Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes nach wie vor steht.

Durch Jad Waschem, die Gedenkstätte der jüdischen SS-Opfer, marschierte unser Kanzler (»Kenn ich alles«) im Eiltempo. Und er zeigte auch, daß er einen offenen Dialog unter Männern nicht scheut. Der gastgebende Ministerpräsident Jizchak Schamir sprach mit dem Pathos, das er sich erlauben darf, weil es auf erlebter Geschichte beruht: sein Staat sei »aus der

Asche von Millionen Juden erstanden, die das Nazimonster vernichtet hat«. Darauf unser Kohl mit der ganzen Leidenschaft seines Hartgummigemüts: »Eine junge deutsche Generation begreift die Geschichte Deutschlands nicht als Last, sondern als Auftrag für die Zukunft.« Gemeint war der Auftrag aus Saudi-Arabien für Gepard und Marder von Krauss-Maffei und Rheinmetall, mit dem es sich an der deutschen Geschichte weiterarbeiten läßt.

Die junge Generation aber, von der er spricht, ist er selbst, denn er war, wie er den Israelis bis zum Erbrechen versicherte, 1945 erst 15 Jahre alt und hat darum mit der ganzen Chose nichts zu tun. Deutsche Politik, so versicherte unser Zieselpatron ein übers andere Mal, wird in Bonn und nicht in Jerusalem gemacht. Und wenn Washington, wo sie vorgefertigt wird, die Erlaubnis gibt, dann bekommt Saudi-Arabien die erwünschten Waffen.

Ja und dort, wo wir Deutschen besonders feinfühlig sind, zeigte die Reise Wilhelms des Dritten nach Jerusalem schönste Wirkung. Am Sonntag kam Kohl von seiner Expedition zurück und siehe, schon am Montag explodierten die Kurse unserer Rüstungs-Aktien. Rheinmetall stieg um zehn Mark auf 330 und Krauss-Maffei sogar um 80 Mark auf 2080.

Konkret 03/84, S. 66

Wolfgang Pohrt

Barbarisierung des Geistes, Vergeistigung der Barbarei

Kultur, früher »Das Wahre, Schöne, Gute«, später »Das Beste«, noch später in der Gunst des Publikums ganz tief gesunken, erfreut sich seit geraumer Zeit wieder stetig wachsender Beliebtheit. Die beiden Kulturen, die etablierte und die alternative, die einem angeblich von Glotz in die Welt gesetzten Gerücht entstammen, haben sich wie ein Paar Karnickel vermehrt, vor lauter Eßkultur, Wohnkultur, Körperkultur, Freikörperkultur und nicht zuletzt politischer Kultur kann man sich kaum noch retten. Von alten Bekannten, die einmal ganz vernünftige Ansichten hatten, wird man neuerdings durch Gallerien und Museen geschleift. Kein Eßtisch, auf dem nicht ein Blumenstrauß oder eine Kerze das Blickfeld verstellt und zu Kopfverrenkungen zwingt, und Leute, die wegen Trotzki und Mao zu unzertrennlichen Feinden wurden, geraten sich nun wegen Leonard Bernstein und Herbert von Karajan in die Wolle. Wie kam das?

Vielleicht in Anlehnung an seine dubiose Herkunft (Kult und Kultur, also Hokuspokus und Ackerbau) bezeichnet das Wort zweierlei: Einmal zu höchster Reinheit filtrierten und hochdestillierten, ganz immateriellen Geist, auch als Kreativität, Phantasie, Spontanität oder Genialität bezeichnet; zum anderen in der gehaltvollen Heimatkrume wurzelndes rohes und deshalb echtes Volkstum mit seinen derben Sitten und Gebräuchen.

Der reine Geist ist im Bildungsbürger verkörpert, der von den Klassikern eine viel zu hohe Meinung besitzt, als daß er ihnen zumuten würde, von ihm selbst gelesen und verstanden zu werden. Seine Form der Teilhabe ist nicht das Denken, sondern die Andacht mit der Magie großer Namen im Zentrum, deren bloße Nennung religiöse Verzückung hervorruft. Wird dennoch ein Buch zur Hand genommen, so ist das Blättern darin wie das Gefummel am Rosenkranz eine rituelle Handlung, die ausgeübt wird, um als wohltuend empfundene Gemütszustände zu erzeugen.

Das rohe Volkstum ist demgegenüber kein Solopart, sondern eine Rolle, die von mindestens zwei Personen dargestellt werden muß, beispielsweise einem unterfränkischen Landwirt und einem ostfriesischen Fischer. Ihre Verbundenheit miteinander, ihr Wurzeln in derselben Kultur, im selben Volkstum drückt sich sprachlich vorrangig darin aus, daß beide weder Französisch noch Englisch können. Im Normalzustand, wenn sich die beiden Kulturträger meiden, sind sie harmlos und lächerlich.

Wenn aber unter dem Druck einer mächtigen nationalen Empfindung die Wiedervereinigung der beiden Kulturen droht, wird es lebensgefährlich. Das Bündnis von Mob und Elite gegen die Linke bedeutet als Kulturphänomen die Barbarisierung des Geistes und die Vergeistigung der Barbarei. Mit der Barbarisierung des Geistes sind jene deutschen Mediziner und Rechtsverdreher gemeint, die unter den Nazis bewiesen haben, wozu sie fähig sind, wenn keine Gesetze sie hindern. Vergeistigung der Barbarei ist demgegenüber, wenn etwa 1944 die Berliner Philharmoniker unter Furtwängler in den Fabrikhallen von Borsig Brahms zelebrieren, um die demoralisierten Rüstungsarbeiter wieder aufzumöbeln. Wenn das Auschwitzer Häftlingsorchester Beethoven für die Gebildeten unter den SS-Männern spielen muß, dir gerade an diesem Arbeitsplatz etwas Erhebendes und Erbauendes ganz besonders dringend zum Feierabend brauchen, ist dies Kultur im Extremfall. Kultur im Extremfall aber ist Kultur auf dem Prüfstand oder die Wahrheit über den Normalfall, und diese Erkenntnis war es, die die Skepsis der frühen Protestbewegung gegen die Kultur geprägt hatte.

Unmittelbar einleuchtend, keiner Erklärung bedürftig war damals Benjamins Mahnung, beim Anblick der großen Kunstwerke nicht die Fron und die Leiden derer zu vergessen, deren Elend und Ausbeutung der Preis für die glorreiche Hinterlassenschaft an imposanten Schlössern, Kathedralen und Ruinen war. Oft dieselben Leute, denen großbürgerlicher Altbau mit Erkerfenstern heute als Inbegriff von menschlichem Wohnen und Menschlichkeit schlechthin gilt, begriffen den Prunk damals als Schandmal der Ausbeutung und als Mahnmal für jene, die in feuchten Löchern zusammengepfercht elend verkommen mußten, damit Bürger und Bürgerin einander auf 200 Quadratmetern Wohnfläche aus dem Weg gehen konnten.

Brechts Klage über Zeiten, in denen es fast ein Verbrechen sei, über einen blühenden Kirschbaum zu schreiben und allein dadurch schon soziales Unrecht zu verschweigen, wurde damals als moralische Verpflichtung mißverstanden, sich ausschließlich nur noch mit Politik zu befassen. Vor dem naheliegenden Fehlschluß, einfach nur die Kultur abzuschaffen und sonst alles beim alten zu lassen, schützte freilich die unangefochtene Autorität von Marx, bei dem man nachlesen kann:

»Die Forderung, die Illusionen über einen Zustand aufzugeben, ist die Forderung, einen Zustand aufzugeben, der der Illusionen bedarf... Die Kritik hat die imaginären Blumen an der Kette zerpflückt, nicht damit der Mensch die phantasielose, trostlose Kette trage, sondern damit er die Kette abwerfe und die lebendige Blume breche.«

In diesem Sinne für alle verbindliche Erkenntnis und Aktionsprogramm war Marcuses Aufsatz »Über den affirmativen Charakter der Kultur« und darin der Satz: »In einer glücklosen Welt muß aber das Glück immer ein Trost sein: der Trost

des schönen Augenblicks in der nicht endenwollenden Kette von Unglück. « Statt dem Elend kulturelle Glanzpunkte aufzusetzen, kam es also darauf an, das Elend abzuschaffen und mit ihm das ihm entstammende Bedürfnis nach jener gehobenen Freizeitgestaltung, in welcher der neulinke Mittelstand gefangen ist.

Der programmatische Wille, sich nicht mit Trost abspeisen zu lassen, der nach wie vor richtig ist und damals als Revolte gegen die falsche und deshalb trostbedürftige Gesellschaft erschien, entpuppte sich später als raffinierter Trick, in der Kulturbranche die Konkurrenz auszuschalten, die Etablierten kaltzustellen und Platz für die Newcomer zu schaffen. Schon damals freilich war das aus Brechts Klage irrtümlich abgeleitete Tabu über der Beschäftigung mit Kunst und Kultur oft nur ein Mittel, den Arrivierten mit dem schlechten Gewissen das Bedürfnis nach einem guten einzupflanzen und damit eine Nachfrage zu schaffen, einen Markt, für dessen Belieferung die Protestprominenz das Monopol hatte. Die Einstufung eines Stücks, bürgerlich-dekadent oder proletarisch-revolutionär, hing dann wesentlich auch davon ab, ob ein als Segenspender autorisierter erprobter Kämpfer in der Funktion eines Schreibers, Dramaturgen oder Assistenten beteiligt war.

Zehn Jahre später war aus den Schleichwegen die Hauptstoßrichtung geworden. Man hatte wieder eine blühende Kultur, die sich die andere nannte, und nach dem Muster des überanpasserischen Parvenues war sie weit blinder, gläubiger und affirmativer als je zuvor die alte. Die Wunder an mensch- und weltverbessernder Wirkung, die man sich nun von dilettantischem Kindertheater, lahmen Liedern, ödem Geklampfe, bewußtseinserweiterndem Sonntagmalen und kreativem Töpfern versprach, von Peter Schneider, Verena Stephan, Peter Stein und Margarethe von Trotta - solche Wunder hatten zuvor selbst die verbohrtesten Bildungsbürger nicht von den großen Kunstwerken erwartet.

Die Überhöhung der »anderen Kultur«, der kulturellen Variante oder Alternative zum lebensreformerischen Emanzipationskult war aber, wie alle Vergötzung von Geist und Kultur, nur ein anderer Ausdruck für die barbarische und geistlose Verherrlichung jenes materiellen Gewaltverhältnisses, welches die Basis ist für den Geist, für die Kultur und für die subkulturelle Variante. Wer den Überbau anhimmelt, gleich unter welchem Markenzeichen, muß auch dessen Basis wollen. Als erster hatte der radikale Vorläufer aller lebensreformerischen Alternativgruppen, Mühls AAO, sich zu dieser Verpflichtung bekannt: »Die AAO bekennt sich daher restlos zur westlichen Demokratie und ihrer militärischen Verteidigung.«, hieß es 1977 in einem Flugblatt der Gruppe.

Jetzt, da nach der Niederlage der Friedensbewegung die rasche Ent-Pazifizierung droht, sind die Bedingungen dafür vorhanden, daß sich die frühe Einsicht der AAO allgemein durchsetzen kann. Ein Antiimperialismus, der wie die berüchtigte Susanne aus der Afri-Cola-Reklame auf Leberkäs statt auf Hamburger schwört und so tut, als wenn der Imperialismus eine Frage der Tischmanieren wäre, ist reif dafür, beim nächsten Wechsel der Geschmacksrichtung still vergessen zu werden. Ein Antiimperialismus, der sich über die kulturelle Überfremdung Deutschlands durch die USA beklagt, was unter anderem den Ersatz von Nazi-Schnulzen mit Marika Röck durch Bogart-Filme bedeutet, ist nicht nur skandalös falsch, sondern auch reif dafür, vom bloßen Augenschein eines Besseren belehrt, in helle Begeisterung umzuschlagen.

Ein Kulturprotektionismus, der sich als Antiimperialismus mißversteht, hat in der BRD keine Wahl, als die Erfolgsaussichten seiner Protagonisten zu teilen, die Chance des geborenen Verlierers also, des ewigen Zweiten, des Immitators, der mit seiner unter dem Trade mark »echt deutsche« vertriebenen Kopie nie die Qualität des Originals erreicht. Ein als Antiimperialismus verkleideter Kulturprotektionismus hat dieselben Zukunftserwartungen wie der hiesige Film, die Neue Deutsche Welle oder deutsches Fernsehspiel, kurzum: wie Afri Cola. Zu fragen bleibt freilich, ob nicht gerade diese Niederlage gewünscht wird. Die falsche Begründung für richtige Entscheidungen ist gewöhnlich ein Trick, sich unter Angabe von Vernunftgründen auf die andere Seite zu schlagen und dabei das Gesicht zu wahren, damit der Opportunismus als Resultat neuer Einsicht erscheint.

Konkret 03/84, S. 68

Diedrich Diederichsen

Deutschland, deine Trainer

Warum Jupp Derwall nicht zurücktreten darf

Das Volk stand auf, der Sturm brach los. Nach zwei kläglichen Spielen gegen Nordirland und Albanien war der Ruf nach der Ablösung des Bundestrainers nicht mehr zu überhören. Und wer Fußball kennt, weiß, daß die Trainer normalerweise schon fliegen, wenn nur leises Gesäusel durchs Gezweig wispert. Nur den Deutschen Fußball Bund kann nicht einmal dieser Sturm bewegen, seine Handlungsweise zu überdenken.

Zunächst kann sich kein fühlender und denkender Mensch dieser Volkesmeinung widersetzen. Dieser »Jupp« Derwall aus dem Saarländischen, aus Dudweiler, um genau zu sein, beleidigt nun nachgerade alle Werte, die uns verblieben sind, und hat nichts gemein mit den großen Coaches des Weltfußballs. Mickrig und ausweichend, ängstlich und auch stur oder bockig, weigert er sich, sich zur Disposition zu stellen, mit einem letzten Rest von Würde zu gehen, was so viele größere Kollegen bei weit geringeren Anlässen freiwillig täten.

Aber wir begehen einen Fehler, wenn wir Derwall nur an genialen Zeitgenossen wie Happel ,und Zebec, dem verstorbenen Weisweiler oder dem quicklebendigen Otto Rehagel messen. Wir müssen zunächst seiner Vorgänger gedenken, wenn wir ein gerechtes Bild von ihm zeichnen wollen.

Nehmen wir die beiden ersten Nationaltrainer aus diesem Vergleich heraus. Von Dr. Otto Nerz, der 1934 in Italien einen dritten WM-Platz erreichte, wissen wir zu wenig, und das knorrige Original Sepp Herberger ist von Mythen und Legenden zugewachsen. Sein den »Zusammenbruch« überdauerndes Engagement mag lediglich ein weiterer Beleg für die These sein, daß die Atmosphäre des Dritten Reichs sich erst in den sechziger Jahren verzogen hat. Denken wir lieber an Helmut Schön und seine Nullsätze, hat dieser Mann je gezeigt, daß er Niveau hat? Hat er je etwas Treffendes, Spitzes, auch nur Humoriges von sich gegeben? Hat er je so ausgesehen wie die glanzvollen Spiele der Mannschaft von 72, so wie Ernst Happel heute so aussieht wie die Spiele des HSV? So wie Hennes Weisweiler den Geist vom Bökelberg verströmte?

Nein, hat er nicht, und es ist auch klar, warum. Die deutsche Nationalmannschaft hatte nie wirklich etwas zu tun mit den Trainern, die sie trainierten, im günstigsten Fall waren die Trainer, wie Schön, gut im Schlichten von Streit, im Glätten von Neurosen, die angeblich immer dann aufkommen, wenn einfache Menschen mehr Geld verdienen, als ihre Herkunft ihnen zugedacht hatte. Die Trainer der DFB-Mannschaften müssen profillose Puffer sein, Schwämme von hoher Saugfähigkeit, sie sind keine Gestalter und Künstler wie die erfolgreichen Vereinstrainer, die einen Stil und eine Handschrift zeigen.

Wenn der HSV einen von Happel geprägten Fußball spielt, dann ist das wie beim Autorenkino: Nicht die Darsteller, sondern der Regisseur prägt den Film. Bei der Nationalmannschaft sind, wie beim klassischen Studiosystem, die spezifische bürokratische Atmosphäre der jeweiligen Produktionsgesellschaft, des DFB also, und die Darsteller maßgebend. Die innere Führung hat der Mannschaftskapitän, haben die Breitner, Beckenbauer und Fritz Walter, im Moment der charakterlich ungeeignete Karl-Heinz Rummenigge, ein Jungbankier, eine ewig junge spießige JU-Type, ein ewiger Wissmann, ein ewiger Rühe.

Beweisen kann man die Bedeutungslosigkeit des Trainers auch damit, daß die deutsche Nationalmannschaft nicht einmal in ihren allerbesten Tagen beherrschte, was jeder Amateurliga-Trainer seinen Schützlingen als erstes beibringt: Ecken, Freistöße, Abseitsfalle, Umgehen der gegnerischen Abseitsfalle. Die Nationalmannschaft ist total untrainiert und profitierte lediglich vom Gesamtniveau des deutschen Fußballs.

Trotzdem braucht es diesen Pro-Forma-Trainer, und er braucht ganz besondere Eigenschaften, die im Klima des DFB bestens zu gedeihen scheinen. Darum werden auch alle Ländermannschaften von Leuten aus den eigenen Reihen »trainiert«.

Übernimmt einmal einer dieser DFB-Zöglinge wie seinerzeit der unglückliche Fußballprofessor Heddergott eine Bundesliga-Mannschaft, hat er die Gelegenheit, sich unsterblich zu blamieren. Der 1. FC Köln jagte Heddergott schneller davon als irgendeinen seiner Vorgänger.

Doch beim DFB gedeihen sie weiter, und Helmut Schön selber war es, der die zwei klassischen Exemplare Derwall und Berti Vogts heranzüchtete, zwei zähe Nichtse, die hart im Nehmen sind und gut darin, einen Konkurrenten auszusitzen. Wie Helmut Kohl. Und klingt nicht Dudweiler wie Oggersheim?

Derwalls Ablösung brächte also keine Linderung, und es gibt einen anderen Grund, warum er bleiben muß. Solange er die Verantwortung für die deutschen Elendsspiele trägt, haben die Menschen wieder etwas, woran sie glauben können, ein psychisches Ventil, einen *whipping boy.*

Nach dem Nordirlandspiel lagen sich wildfremde Menschen glückstrunken in den Armen und sangen Chorwerke, Gospels und Spirituals zu den Zeilen »Derwall raus« und »Nieder mit Derwall, Oi! Oi! Oi!« Bald werden diese Menschen Krise und schlechte Stimmung l~ Lande an Derwall festmachen. Sie werden nach einem Wechsel jiepern und alles für eine Veränderung tun.

Und sie wissen instinktiv, daß politisch-wirtschaftlicher Aufschwung mit fußballerischem Aufschwung Hand in Hand geht (siehe 54: Wirtschaftswunder, siehe 72/74: Hochzeit der Sozialdemokratie).

Nur solange der DFB an Derwall festhält, brauchen sie eine Ersatzveränderung. Im benachbarten Gebiet der Politik.

Ein Bundeskanzler kann abgewählt werden, ein Trainer nicht. Und das ist die einzige Chance, 1987 die Wiederwahl Helmut Kohls zu verhindern.

Konkret 03/84, S. 73

Horst Tomayer

Nr. 907502 Teresita Bualan

Im August letzten Jahres flog im südhessischen Münster der Kleinbus eines braven deutschen Gewerbetreibenden in die Luft. Die Bombe hatte die »Rote Zora« gelegt. Jetzt hat Horst Tomayer den Fahrzeughalter besucht - als heiratswilliger Kunde

Hallo, deutscher Solo-Macker, Marke Midlifegreis! Was taperst du denn mit Spitzbauch, Nikotinarterie und grauendem Haar so elend auf den Lebensabend zu? Gewiß - das fröhliche libidinöse Vazieren ist Vergangenheit, und vor dir türmt sich ganz fürchterlich der Wachstumsfaktor Einsamkeit. Auch wahr, dieses wehe Ziehen in der Magensenke in der kalten grauen Morgenfrühe, wenn dich ein Alp aus dem seichten Schlaf gerissen hat und die nach einem warmen weichen Wesen suchende Hand ins Leere greift. Ja, du bist allein, du armes Schwein!

Da sind die Disco-Dinger - im goldenen Waggon der Jugend eilen sie mit ätzender Lache an deiner Anmache vorüber. Da sind die versorgten Verheirateten. Und da sind die reifen Vierzigjährigen - glücklich Geschiedene, die das Ehefeuer scheuen wie das gebrannte Kind. Und da sind die - Emanzen (sagst du) aller Altersklassen, die dich eh im Regen stehenlassen wie den nassen Schirm.

Aber da ist auch wie nicht totzukriegen dieser Wunsch nach einer schönen, reizvollen, bettfreudigen, duldsamen, widerspruchslosen, steuerklassenvergünstigenden, menschlichen Wärmflasche. Und dieser Wunsch brennt wie Lohe. Wie ihn löschen? Ganz einfach, Alter, laß den Chauvi nicht hängen, laß ihn raus! Schreib an Günter Menger, Deutschlands bekanntesten Dealer von Damen aus der Dritten Welt. Mit vier Mark Schutzgebühr für einen Schwung »Exotinnen« bist du dabei. Attacke!

Für einen reinen Bahnreisenden wie mich gestaltet sich der Ausflug heiratshalber ins südhessische Flächendorf Münster, wo Günter Menger mit seinem IMTA (»Individual Marriage Travel Agency - Deutschlands erste Ehevermittlung mit der schriftlichen Heiratsgarantie«) haust, zum umsteigeintensiven Achtstundentag: Hamburg-Frankfurt-Offenbach-Oberroden-Münster. Macht nichts. Ich studiere den Packen Unterlagen, mit denen Menger jedem potentiellen Kunden, der auf seine Inserate in überregionalen Blättern anbeißt, auf die Pelle rückt. Ein guter Geist (sein Neugierbedürfnis war gestillt) hat mir das Konvolut aus der Schatzkammer des real existierenden Wahnsinns zur gefl. Weiterverwendung überlassen. Ich fühle mich einfach von dem Herrn Menger direkt angesprochen:

Sehr geehrter Herr T., ich bedanke mich für Ihre Zuschrift. Leider haben Sie keinerlei Angaben zu Ihrer Person gemacht - so muß ich auf gut 'Glück' versuchen, mit Miss Valdez bei Ihnen in's 'Schwarze' zu treffen! Dies kann von mir natürlich nur ein Versuch sein, da, wie Sie ja wissen, jeder Mensch einen anderen Geschmack hat. Selbstverständlich können Sie sich aber auch jede andere Dame aus unserem reichhaltigen Angebot auswählen.

Hier nun einige Angaben zu Miss Valdez (Foto anbei!). Sie ist 1,50 m groß, wiegt 55 kg und ist 1954 geboren. Von Beruf ist Miss Valdez Buchhalterin. Sie spricht englisch. Ihre Hobbies sind.- lesen, reisen, Haushalt und T. V. Wie Sie auf dem beigefügten Foto erkennen können, ist Miss Valdez ein sehr nettes Mädel, sie ist hübsch - doch keinesfalls eingebildet.

Bitte Herr T., wenn Ihnen Miss Valdez gefällt, so lassen Sie es mich wissen, damit ich Miss Valdez keinem anderen Herrn mehr vorstelle. Wie eine IMTA-Vermittlung abläuft und welche Möglichkeiten wir Ihnen bieten können, ersehen Sie aus dem beigefügten Heft »Traumhaft schön ... «.

Da wir nichts zu verbergen haben, sind auf der Rückseite unsere Bedingungen abgedruckt! Sie werden sehen, daß ich keine leeren Versprechungen mache. Nehmen Sie mich beim Wort und prüfen Sie mein Angebot!!! Damit Sie einen besseren Überblick über unsere Möglichkeiten haben, stelle ich Ihnen noch zwei weitere Damen vor. Ich hoffe sehr, daß eine der Damen Ihre Bewunderung findet!

Vorschlag Nr. 2:

Nr.: 907139 NAME: Chimene Moutoussamy/Geb.: 22. Juli 1963 – GRÖSSE/GEWICHT/FIGUR: 170/45/schlank- BERUF.- Verkäuferin/AUSBILDUNG: normal - SPRACHEN. englisch und französisch - HOBBIES: Musik, tanzen und lesen.

Vorschlag Nr. 3

Nr.: 907502 NAME.- Teresita Bualan...

Wir haben für Sie eine sehr große Auswahl. Außer den Damen aus der beigefügten Auswahl haben wir mindestens noch 1.000 weitere Damen aus 27 Ländern. Welche dieser Damen später einmal die 'Frau T. 'wird, können nur Sie entscheiden. Wir werden alles tun, um Ihre Wünsche zu erfüllen.

Rufen Sie mich kurz an – oder füllen Sie in der Selbtsauskunft aus, wann Sie zu einem Gespräch 'unter vier Augen' zu mir kommen möchten. Mit freundlichen Grüßen Ihr Günter Menger«.

Bin schon unterwegs. Und damit ich weiß, mit wem ich es zu tun kriege, blättere ich auch in Wolf J. Bütows Taschenbuch »Supermarkt Einsamkeit«. Der hat darin den Menger mit himmelblauer Tinte porträtiert. O-Ton Menger:

Mir haben immer die Mädchen in Südostasien gefallen. Habe auch eine hübsche Freundin mal mitgebracht. Liebe Mädchen, grazile Mädchen, ganz anders als eine auf Emanzipation und Versorgung bedachte Deutsche! Sie passen sich an, sie bemühen sich, stellen keine Ansprüche, verlangen nur gute Behandlung, Achtung und Liebe. Das muß doch etwas für uns sei . n, dachte ich mir und fand die Marktlücke.

Die enttäuschten deutschen Männer sind mein Markt, ob nun von den Versprechungen der Institute oder vom unbedingten Selbstverwirklichungswillen der deutschen Frauen. Ich kann meine Vollgarantie geben...

Und er bringt fast jeden heimischen Zausel untern Hammer, wie der auch ausschaut:

Ich habe einen Kunden mit Hasenscharte gehabt. So etwas ist schwer unterzubringen. Da fiel mir eine Chinesin ein, die so eine merkwürdige Lippe hatte. Es hat geklappt! Sie sind ein gutes Paar geworden. Aufs Gewußt wo kommt's an. Das weiß ich doch nur selbst. Ach, da fällt mir doch der Mann mit Kinderlähmung ein. Er hat von mir seine Frau. Liebenswerteres, Fürsorglicheres kann man sich nicht vorstellen

Menger-Biograph Bütow: »60 Prozent dieser Ehen, die nicht im Himmel, sondern dank dem Büro Menger geschlossen wurden, kamen zwischen deutschen Männern und Thai-Mädchen zustande. Nicht umsonst ist Menger in Thailands Hauptstadt am besten organisiert. Er verfügt in Bangkok über ein schönes Haus, wo die Paare noch rechtzeitig nach der abstrakten auch die tätige Liebe ausprobieren können. Man sollte darüber nicht die Nase rümpfen. Auch die von allerfeinsten Instituten vermittelten deutsch-deutschen Eheaspiranten kaufen die Katze und den Kater ja nicht im Sack. Das körpernahe Kennenlernen ist durchaus wichtig, wie es der tragikomischste Fall in Mengers Praxis beweist. Ein von ihm in Bangkok mit einer hübschen Exotin zusammengebrachter selbständiger Holzkaufmann aus Frankfurt, Karl Berngruber, hatte sich in das Mädchen sofort verliebt. Und ihr ging es genauso. Doch nach der ersten gemeinsam verbrachten Nacht kam sie in Tränen aufgelöst zu Menger. 'Was ist denn los?' fragte der Eheverkäufer. 'Hell BelnglubeI', schluchzte das Mädchen, 'ist leidel zu stalk gebaut.' Menger besprach das Problem mit seinem Kunden, der ihm in Deutschland nichts davon erzählt hatte. Der Holzkaufmann gab schüchtern zu, daß schon seine erste Ehe gescheitert sei, weil seine männliche Armierung in der Waffenschmiede der Natur zu groß geraten war. Hier mußte also eine Frau mit Erfahrung her. Menger fragte den Kunden, ob er lieber eine Frau mit zwei, drei Kindern heiraten wolle oder ein Mädchen aus einem Massagesalon. Der Holzkaufmann zögerte und machte dann aus seinem Herzen keine Mördergrube: 'Massagemädchen'. Die Braut, die seinen Anforderungen entsprach, wurde bald gefunden. Seit zwei Jahren sind die beiden ein Musterehepaar.«

Wende ich mich dem Büchlein »Traumhaft schön« und der Mengerschen Springprozession ins Eheglück zu. Den »ersten Schritt« habe ich getan, habe auf eines von Mengers Inseraten »geantwortet und so den Grundstein für eine erfolgreiche Zusammenarbeit gelegt«. Nun soll ich die »Tragweite meines Entschlusses überdenken« und drittens mit Menger »ein Gespräch von Mann zu Mann führen«, wobei ich mich weder zu »genieren« noch zu »schämen« brauche, nein: »Keine falsche Scham, der deutsche Mann ist die Nr. 1 in der Welt«.

Nun komme ich beim vierten Schritt an jene Kreuzung, wo Mengers Heiratsgarantie mit verschiedenen Summen von etwa 5.000 bis 10.000 Mark ausgeschildert ist. Will ich meine »zukünftige Braut in ihrem Heimatland besuchen und dort die Ehe vollziehen?« Soll ich die Brautwerbung und überhaupt die ganze Korrespondenz von Menger in Englisch oder einem asiatischen Dialekt tippen lassen? Das dauert dann ein wenig länger, sagt Menger.

Ein bulliger Kumpel, Ende vierzig, öffnet die Tür eines millionenschweren Bungalows in einer Neubausiedlung Münsters. Ich hatte mich von Frankfurt aus kurzfristig angemeldet (auf Durchreise nach München), und er hatte mich am Telefon deutlich spüren lassen, daß er zwar von Kundschaft lebt, aber nicht unbedingt auf jeden angewiesen ist: »Ei dann, kommes um siewe Uhr, bis dann hab isch in Määnz zu tun, awwer lang hawwe mir riet Zeit, isch hab heut abend nochn annern Termin«.

Was gute Stube in seinem Haus »Asia« sein könnte, ist, mit allerlei fernöstlichem Nippes ausgeschmücktes Büro, Kartei, Ordner, Schreibcomputer, alles da, wie sich's gehört. Es dauert, bis ich mein Begehr vortragen kann. Menger ist der Typ des Kleinunternehmers, der, und das sag ich nicht nur hin, mit Leib und Seele sein kleines Geschäft betreibt, der ständig unter Arbeitsstrom steht. Ununterbrochen geht das Telefon.

Da will einer wissen, was aus seiner letzten Schecksendung geworden ist (»War das Geld für Ihre Freundin? Oder was? Okay, schicken Sie einen neuen Scheck her ... «), einem andern liest er die frohe Botschaft (»Ihre Freundin kommt am Sonntag an, Treffpunkt 15 Uhr 45, Halle B, Information 14 - Frankfurter Flughafen, alles klar?! Da kommen fünf Mädchen an ... «) - Und das alles in handbreitem Hessisch.

So. Und nun zu mir. Was ich denn nun so für Vorstellungen hätte...

Tja, man geht halt auch schon auf die Fünfzig zu, und dieses Herumstreunen ist nicht mehr das, was es mal früher war, und man möcht halt doch allmählich was Festes, und weil ja auch etwas Vermögen da ist, und weil man sich gedacht hat, gefressen und gesoffen wird immer, da hat man sich halt gedacht, man macht ein asiatisches Lokal auf in der Provinz um München rum, und desderwegen müßt halt auch eine Köchin her, die wo chinesisch kochen kann, und das wär halt dann auch gleich die Ehefrau. Ob er denn möglicherweise sowas vielleicht auf Lager hätt'?

Ei, was für eine Frage, sagt er, und macht sich über seinen Karteikasten her mit den Damen aus Spanien, Kolumbien, Polen, Thailand - aber ich brauch ja eine chinesische Köchin. Ja, Köchin, sagt er, reine Köchinnen hätt' er grad keine, aber viele der Mädchen hätten Kochen als Hobby drauf: »Da muß eine Malaysin her, chinesischer Abstammung, am besten eine, die schon Erfahrung hat, was Gastronomie betrifft, aber ich sag Ihnen gleich, wenn Sie mit dem Gedanken spielen, da so ein Mädchen als Strichmädchen - also da, also das ist nicht drin, klar!?«

Das ist klar, Herr Menger, das ginge ja auch gar nicht, so auf dem flachen Land, bei uns in Bayern, und alles stockkatholisch... »Ja«, sagt Herr Menger, »die meisten Mädchen, die wir haben, die sind ja katholisch.« So, und nun soll ich mal gucken, hier wären vier Mädchen, da soll ich gleich mal sagen, welche ist die Nummer eins, die Nummer zwei, die dritte und die, die als letzte in Frage kommt.

Das ist natürlich schwer, wenn man zum ersten Mal beim Mädchenmakler ist, aber die da, das wär vielleicht die Nummer eins: Die Socorro M. Hanunal, einsfünfzig groß, 116 Pfund schwer, »normale Figur«, 29 Jahre alt, Angestellte, englisch und Tagalog sprechend, und die sucht einen, der soll so zwischen dreißig und vierzig sein (die paar überzähligen Jahre frisier ich mir einfach weg), und die kann neben »Volleyball, TV, Kino, Musik und Lesen« - »kochen«. Na, wunderbar, sagt Herr Menger, das wär's, und schon sitzt er vor seinem Computer und beginnt, die Daten einzuspeichern.

Ja, Herr Menger, Moment, was machen Sie denn da?

Ei, jetzt machen wir den Vertrag, sagt Herr Menger.

Er tät den Vermittlungsweg zwo vorschlagen, sagt er, »das sind knappe zehntausend Mark, und da ist dann alles enthalten, frei Frankfurt Flughafen, alles, Einreise, Behörden, Botschaft, Korrespondenz auf englisch, alles. Also genau gesagt, das wären 9.890, und vom Zahlungsmodus her wären fünfundzwanzig Prozent gleich fällig und das nächste Viertel, wenn verbindliche Heiratsversprechen von beiden Seiten vorliegen.

Und was wär jetzt unmittelbar und gleich fällig? »N' Tausender«, sagt Herr Menger und läßt mich wieder spüren, daß der nächste Kunde schon die Hand an der Klinke von Haus »Asia« hat.

Da bin ich nun ganz schön in der Brenne, aber weil man ja als angehender asiatischer Gastronom auf fernöstliche Weise alles noch einmal überschlafen muß, stelle ich Herrn Menger meinen Entscheid anderntags in Aussicht. »Wie Se wolle«, sagt Herr Menger, und da naht auf leisen Sohlen Mengers Gattin und kündigt ihm devot den nächsten Besuch an. Mit vier DIN-A-3-Bogen der »Monatsauswahl Februar-März 1984« und vierundsechzig Mädchen-Angeboten, darunter die gute Socorro, die in Malaysia vielleicht grad Volleyball spielt oder ein Spiegelei brät, verlasse ich das »Haus Asia«.

Guck, denke ich, die Fassade ist ja wieder in Ordnung, Mitte August letzten Jahres hatte es nämlich gebrannt bei Mengers. Ein Kommando der »Roten Zora«, einer radikal-feministischen Einheit der »Roten Zellen«, hatte Mengers Kleinbus mit einer Bombe in die Luft gejagt. Stichwort: »Kampf allen Frauenhändlern«. Und dabei hatte es auch am Haus »Asia« ein bißchen gebrannt.

Konkret 03/84, S. 78

Wolfgang Pohrt

Breakdance

Laut Bravo« und »Spiegel« der »Über-Hammer« der Saison. Werden die heimischen Liedermacher zertrümmert? Keine Bange. Warum es bei einer Saison bleiben wird, erläutert Wolfgang Pohrt

Entstanden ist Breakdance auf den Straßen des verslumten New Yorker Stadtteil Bronx. Herumstreunende Halbwüchsige, Tagediebe, Eckensteher haben ihn erfunden, kein kunstgewerbetreibender Nachwuchs aus den Fußgängerzonen. Die Eltern mit dem geträllerten Geständnis glücklich machen, daß sie in ihren kleinen, reinen Herzen eine Riesenangst vor dem Atom empfänden, können diese Kinder nicht. Wo die Gefahr in Gestalt eines Cops, in Gestalt von Rivalen hinter der Straßenbiegung lauert, braucht man Mut. Kunst, die man nur erträgt, wenn man sich vorher betrinkt, nachher heiß duscht und am nächsten Tag damit renommiert, hat in diesem Milieu mangels Komfort keine Chance.

Zum Vergleich Schunkeln mit Anfassen, Ringelreihen, den ganzen beim evangelischen Kirchentag wiederaufgewärmten Folkloreschwindel auf eine Formel gebracht: Technik ist Horror, und der traulichste Ort ist der Strickstrumpf der Oma. Breakdance dagegen: Flashlights, Stroboskope, Homecomputer, Zeichentrickfilme, Videospiele, Monitore sind sehr gut, hervorragend sogar, aber die Breakdancer sind einfach, besser.

Was die Maschine kann - Bewegungsabläufe dehnen, raffen, zerhacken, in Elemente und Sequenzen zerlegen - können sie schon lange. Außerdem können sie anfangen, aufhören, abtreten, variieren, sonnenbaden, Fische fangen nach Belieben, was die Maschine nicht kann. Sie haben die Maschine auf deren eigenem Terrain herausgefordert und sind fast mühelos, wie es freilich nur scheint, Sieger geblieben. Was lernen wir daraus? Daß mit den wachsenden Produktivkräften auch die Menschen heranreifen können, die zum nutzbringenden Umgang damit fähig sind. Wie bei jeder Kunst, die den Namen verdient, ist beim Breakdance der Reim, den sich das Feuilleton auf ihn macht, freilich absolut überflüssig. Daß es ein Kunstgenuß war, wenn man mitleidend an den Qualen teilhatte, die etwa Pina Bausch und ihre Truppe durchstehen müssen, wenn sie verzweifelt um Ausdruck ringen, das glaubt man erst, wenn es drei Tage später schwarz auf weiß in der Zeitung steht. Als die Break-Gruppe »The Magnificent Force« beim Berliner Jazz-Fest im Foyer der Philharmonie auftrat und den Musikern im Saal die Show stahl, wußte man es sofort. Das Publikum gaffte hingerissen und klatschte sich die Hände wund. Keiner strickte. Breakdance ist also »der Oberhammer« der Saison.

Dafür, daß aus der einen Saison keine zweite wird, beginnt nun ein landesspezifischer Absorbtionsmechanismus zu sorgen, der schon Aerobic verdaut hat und gerade an Step und Flamenco herumwürgt. Der unsichtbare Apparat ist wie ein Transformator gebaut, seine Wirkungsweise besteht darin, harte Anstöße von Kulturschocks in eine sanft abebbende Volkshochschulbewegung zu verwandeln, kraft welcher das Neue rasch wieder vertraute Gestalt annimmt. Lerneifer und Bildungsbeflissenheit seitens der Schüler und ein unermüdlicher pädagogischer guter Wille seitens der Lehrer greifen in diesem Gerät wie Zahnräder ineinander. Was beide antreibt, ist ein schier grenzenloses Selbstvertrauen, dessen Voraussetzung wiederum die völlige Unkenntnis der Sache ist. Ein Tip für den aufgeklärten Verbraucher: mal nachdenken, aus welchem Himmel plötzlich Hunderte von Breakdance-Lehrern gefallen sein sollen. Und nicht vergessen, daß in der Kunst meistens gilt: entweder einer kann es, oder er lehrt es.

Konkret 03/84, S. 80

Wolfgang Pohrt

Nullpunkt, Neubeginn

Anti-Amerikanismus

»Ich habe gefunden, daß die einzelnen Menschen in diesem Land menschlicher sind und die Verhältnisse unmenschlicher.«
Wolf Biermann über einen USA-Besuch

»85 Prozent der Befragten sind für eine Begrenzung der Aufenthaltsdauer von Ausländern. Bei der Beurteilung verschiedener ausländischer Bevölkerungsgruppen schneiden die Türken am schlechtesten ab, die Amerikaner am besten. «
ZDF-Umfrage

»Übers Jahr ist das alles wieder vergessen, die Nachrüstung und die Neutronenbombe natürlich auch. Dann geht es gegen die Türken. «
W.P. (1981)

Die westdeutsche Frauenbewegung, deren heute nur noch dunkel erinnerte feministische Anfänge sich im allgemeinen Protest gegen die bloß partielle Menschwerdung des Affen verlieren, erkannte sehr bald, daß der Etikettenschwindel ein bequemerer Weg zum Erfolg war als der Widerstand. Ihr Rezept bestand darin, aus der Not einfach eine Tugend zu machen und jede Beschimpfung und Diffamierung als lobenden Zuspruch und als Kompliment aufzufassen. Wer nie angesprochen wird, für den ist es schon von Vorteil und ein Fortschritt, wenn man ihn einen Esel nennt, denn dann hat er immerhin einen Namen und eine Identität, er ist wenigstens wer und deshalb glücklich. Auch dieses Glück freilich fiel den westdeutschen Frauen nicht in den Schoß, denn die Vorurteile gegen sie, mit denen sie sich identifizieren wollten, waren damals, vom bloßen Augenschein täglich widerlegt, aus der Mode gekommen. Die Frau als liebevolle, aufopfernde Mutter und treusorgende Gattin, in der Küche eine Perle und auf dem Parkett eine Zierde einerseits, andererseits als impulsives, launisches Luder, mit einem überschäumenden Gefühlsleben gesegnet und deshalb ein Fluch für jeden, der ihr verfallen ist: früher mal, anderswo, in Romanen vielleicht, aber doch nicht in Kreuzberg oder Nürnberg, doch nicht hier, wo man vom Kochen soviel wie vom Schminken versteht, wo drei Volkshochschulkurse und ein halben Meter Fachliteratur die Leute mit den nötigen Instruktionen ausrüsten müssen, damit sie das Baby nicht versehentlich gleich nach der Geburt erdrosseln. So waren die Vorurteile, welche die westdeutschen Frauen sich zwecks Identitätsfindung an die eigene Brust heften wollten, längst abgelegt und mußten erst wieder reaktiviert werden.

Eine besonders kräftige Strömung des eingedeutschten Feminismus, also der westdeutschen Frauenbewegung, entsprang dem uralten und längst kraftlos gewordenen Unfug, die Frauen seien im Kopf etwas schwach, aber was ihnen an Hirn fehle, das hätten sie im Unterschied zu den Männern im Bauch - ein Irrtum wie viele damals, denn den Bauch hatten inzwischen alle, die Männer auch. Von den verschiedenen Kulturen, die sich damals als ideeller Überbau auf der materiellen Basis der Beamtenbesoldungsstufe A13 erhoben: Wohnkultur, politische Kultur, Eßkultur, war es letztere, die am deutlichsten in Erscheinung trat. Man sprach damals so viel von »Kopf und Bauch«, weil nun alle neben dem einen auch den anderen hatten. Mit der gewachsenen Bedeutung der Linken, die nun keine Studenten sondern Studienräte und Universitätspersonal waren, wuchs auch ihr Gewicht, nachmeßbar jeden Morgen auf der Badezimmerwaage - der bekannte Bürgermeistereffekt. Ämter und Würden wollen ausgefüllt werden, auch leiblich.

Das alte Vorurteil, die Frauen hätten mit der Logik besondere Probleme und einen unterentwickelten Verstand, wurde für jede Frau zur Identitätskarte, zum Warenzeichen, fast zum Gütesiegel. Unter dem Banner »Meine Dummheit ist meine Identität, und zu der stehe ich auch, zu der bekenne ich mich, denn erstens habe ich keine andere und zweitens ist sie meine Stärke« - unter diesem Banner also profitieren die Frauen nun besonders von der damals einsetzenden allgemeinen Verblödung. Es war dies eine geniale Konstruktion, ein meisterhafter diplomatischer Schachzug, denn je blöder alle wurden, desto identischer wurden die Frauen unter dieser Prämisse mit sich. Sie hatten die einzige geschichtsmächtige Kraft, auf die damals Verlaß war, zu ihrer eigenen gemacht, und so trug die gezielt als Feminismus mißverstandene unaufhaltsame allgemeine Verblödung die Frauenbewegung von Erfolg zu Erfolg. Ziemlich verdattert und vom Erfolg der Frauen wie gelähmt, sahen die Männer ihre Felle davonschwimmen. Manche taten sich nach der Devise »so dämlich wie die sind wir schon lange« in Männergruppen zusammen und befühlten verbittert ihren Bauch. Aber die Trotzreaktion verschlimmerte nur ihre Lage, denn wenn eine als Feminisierung mißverstandene Verblödung das Selbstbewußtsein der Frauen stärkt, so erzielt sie den gleichen Effekt doch keineswegs auch bei den Männern, weil deren Feminisierung eben keinen Gewinn, sondern einen Verlust an Selbstgewißheit bedeutet. Die Gleichsetzung von Feminisierung und Verblödung allein hätte den Frauen schon den Monopolprofit aus dem damals unterschiedslos von allen betriebenen Geschäft, nämlich ihrer Selbstverdummung, gesichert, aber vorsorglich hatten die Frauen ein weiteres Detail in die Konstruktion eingebaut zum Schutz vor Nachahmung durch die Männer. Daß letztere in der neuen Disziplin ein starker Gegner waren, war von vornherein klar. Daß - immer unter der Prämisse-Feminisierung = Verblödung - am Ende die Männer doch noch das Rennen gewinnen würden und die weiblichsten Frauen wären, hatten die Frauen nicht ganz ausschließen mögen, obwohl

diese Entwicklung jeder Logik widersprochen hätte. Aber seit vereinzelt auch Männer Schwangerschaftsgymnastik machten und die sanfte Geburt trainierten, schien kein Verlaß mehr auf die Logik und kein Lebensbereich als Reservat der Frauen vor der Infiltration und schleichenden Eroberung durch die Männer sicher zu sein. Vorbeugend, und eingedenk der Tatsache, daß jeder blöde sein kann, konstruierten die Frauen also eine besondere, eine weibliche Blödheit. Während der Mangel an Intelligenz und Verstand beim Manne nur ein Mangel sei, sei er bei den Frauen - so erklärten sie nun, diesmal ganz abstrusen Hokuspokus liebevoll wiederaufwärmend - gleichzeitig auch etwas Positives. Er mache die Frauen, und nur sie, empfindlich und empfänglich für andere der Vernunft und dem Verstand überlegene Erkenntnisquellen, für Botschaften aus dem Jenseits, für die Sprache der Tiere, für die Stimme der Natur, für den Ruf des Blutes. Okkultismus und Spiritismus, Irrationalismus in jeder Form, wegen der nahenden Wirtschaftskrise ohnehin auf dem Speisezettel, waren wieder aufs Erfolgskonto der Frauenbewegung zu buchen. Manches brave Mädchen, manches blasse Kind, im Leben nur schüchtern fiepsend, sah sich schon satanisch lachend oder höllisch kichernd auf einem Besen durch die Schadstoffe wirbeln.

Wie jeder Wahn, so enthält auch die obskure Selbstdämonisierung ein Körnchen Wahrheit. In der Tat war die Frauenbewegung deshalb, weil sie alle dominierenden regressiven Kräfte zu ihrem Produkt und Eigentum erklärt hatte, zu einem Schlüsselphänomen geworden. Die Detektivregel »cherchez la femme« ist in diesem Fall so zu interpretieren, daß man die Westdeutschen nicht begreift, wenn man die westdeutschen Frauen nicht verstanden hat; daß die Bedeutung der hiesigen politischen Slogans und Schlagworte solange rätselhaft bleiben muß, wie die Parolen der westdeutschen Frauenbewegung nicht dechiffriert sind. Auch von ihren Kritikern wurden diese Parolen wörtlich genommen und als Klartext gelesen, bis dann Mitte 1983 der sensationelle Erfolg des Carmen-Films bei den Frauen bewies, daß es sich bei diesen Parolen um verschlüsselte Botschaften handelte.

Erinnern wir uns: Zehn Jahre lang hatte die westdeutsche Frauenbewegung das Thema »Gewalt gegen Frauen« erforscht und mit von Jahr zu Jahr verfeinerten Analysemethoden diese Gewalt schließlich auch dort angeprangert und aufgespürt, wo man sie mit bloßem Auge nicht entdeckt. Als dann die jahrelang angeprangerte, gewitterte und beschworene rohe Gewalt auf der Leinwand erschien, als im Carmen-Film die Titelheldin mit dem Klappmesser erstochen wurde, da war dies eine Augenweide und ein Ohrenschmaus für die Schwestern der Gemeuchelten. War der Alptraum ein Wunschtraum?

Dieselbe Frage stellt sich, wenn man den Anti-Amerikanismus der Friedensbewegung untersucht, die neueste Spielart einer alten, nie ganz erforschten Erscheinung. Schon 1945 waren die von der Nazi-Propaganda aufgegriffenen und geschürten Ressentiments gegen das kulturlose Mischvolk - die Fernprojektion eines keineswegs ganz mißlungenen Selbstporträts - von einem Tag auf den anderen restlos vergessen und umgeschlagen in kindische Begeisterung für die prächtigen Boys als Repräsentanten von logistischen Spitzenleistungen und Weltmarken wie Nescafe, Camel und Chesterfield. Wie alle Frischverliebten neigten die Deutschen dazu, vorangegangene Affairen, in diesem Fall die Romanze mit Hitler, zu bagatellisieren und als harmlosen Flirt ohne ernste Absichten zu betrachten. Natürlich glaubten sie, ihre Zuneigung werde erwidert, und so träumten sie sich in die Illusion hinein, eigentlich schon immer füreinander bestimmt gewesen zu sein und den Krieg als Verbündete der USA doch noch gewonnen zu haben. Freilich entsprang der Sinneswechsel keiner reuigen Einsicht - wo hätte sie auch so plötzlich herkommen sollen -, sondern er trug nur der Tatsache Rechnung, daß die USA nun das geworden waren, was die Deutschen gern hätten sein wollen, nämlich Sieger und erste Weltmacht. Die alte deutsche Liebe zur Unterwerfung unter einen möglichst starken, mächtigen und despotischen Herrn hatte in den USA ihr neues Idol gefunden. Aus dieser Liebe zur Unterwerfung wird begreiflich, warum die chronische Xenophobie hier stets dann auch vorübergehend in der Form von Anti-Amerikanismus akut werden konnte, wenn das Idol die in es gesetzten Erwartungen enttäuschte, wenn also die USA die ihnen zugewiesene Rolle als oberster Herr, Führer und Weltdespot schlecht oder zurückhaltend spielten. Was sich in antiamerikanischen Parolen entlud, war die in Aggressivität umgeschlagene Unsicherheit und Angst, verursacht durch den Verlust des omnipotenten, strafenden und schützenden Herrn und Führers - wie überhaupt die chronische Angst der Deutschen und ihr periodisch wiederkehrender Drang, bei einem mächtigen Führer oder starken Staat Schutz zu suchen, nur zwei Seiten derselben Sache sind. Den Beweis für diesen Mechanismus liefert die Tatsache, daß der westdeutsche Anti-Amerikanismus keineswegs, wie häufig geglaubt, unter der Präsidentschaft von Reagan entstanden ist, sondern unter der von Carter, dessen abwägende, zaudernde, zögernde, von moralischen Skrupeln geprägte Politik als Indiz für Führungsschwäche und Inkompetenz interpretiert worden ist, namentlich auch vom damaligen westdeutschen Bundeskanzler Schmidt, dessen Kasinoton die Denkweise und Diktion gerade auch seiner erfolgshungrigen erklärten Widersacher und Rivalen geformt hat.

Der abkanzelnde, geringschätzige Ton, mit dem offiziell - und gleichlautend in der Presse - von Carter hier gesprochen wurde, von einem amerikanischen Präsidenten also, der Menschenrechtsverletzungen bei den verbündeten Militärregimes in Lateinamerika mit Sanktionen ahnden ließ, erhebliche Summen für Sozialprogramme forderte, den Bau der Neutronenbombe stoppte und im Iran nicht intervenierte - dieser Ton fand auch in entlegenen, offiziellen Kreisen noch ganz fernstehenden Bereichen ein starkes Echo. Der biedere Erdnußfarmer mit zivilen Umgangsformen und moralischem Engagement konnte auch bei den Linken keine Sympathien gewinnen, bei jenen Linken, die mit verstohlener Bewunderung an den Lippen ihres Kanzlers hingen und ihre stille Zuneigung verrieten, wenn sie davon sprachen, was »vor Ort« »Sache

ist« und »Sinn macht«. Gerade die westdeutschen linken Intellektuellen, deren strafende Allmachtsphantasien stets im Lehrer-Schüler-Milieu beheimatet sind und, die eigenen endlosen traumatischen Examensängste repetierend, in der Vorstellung gipfeln, es sei Prüfung, man selbst dabei Professor, und nun werde man dem Kandidaten mal zeigen, was eine Harke ist - gerade diese unverbesserlichen Bildungsspießer also standen beim Duell Carter-Schmidt nicht nur auf der Seite des ewig neunmalklugen Strebers und Siegers, sondern gleichzeitig auf der Seite des Übervorteilten und Benachteiligten, der Schmidt deshalb war, weil ihm, diesem intelligenten, schneidigen Deutschen die Führung und Weltherrschaft eigentlich zugestanden hätte und nicht jenem kümmerlichen amerikanischen Erdnußfarmer, der nicht mal promoviert war. Als Reaktion auf dies Unrecht war schon 1978 der Prototyp des anti-amerikanischen Syndroms (BRD = besetztes Land, um seine nationale Identität betrogen und vom amerikanischen Kulturimperialismus geknebelt und geknechtet) entwickelt worden, nur war dies Syndrom damals noch der Geheimtip von Trendsettern, Thema linksesoterischer Zeitschriften und Debattierzirkel, bevor es ab 1981 unter ganz anderen Voraussetzungen und mit ganz anderer Bedeutung in Serie ging. Unter Carter also hatte sich ein ausgeprägter Widerwillen gegen Amerika entwickelt, ein Widerwillen, der sich in Vorwürfen gegen die Hegemonie der Supermacht äußerte und gespeist war aus der Enttäuschung über den Mangel an Säbelrasseln, skrupelloser Machtpolitik, herrischen Auftritten und imperialer Gebärde. Wie stets war der nationale Freiheitskampf der Deutschen wieder der Kampf gegen die ihnen von anderen, Napoleon oder den Amerikanern, zugemutete und aufgezwungene Freiheit. Der Vorwurf, der das genaue Gegenteil des Geäußerten meint, ist kurzfristig zwar ein Ausweg aus dem Dilemma, gleichzeitig das höchst blamable Bedürfnis nach Unterdrückung befriedigen und dabei noch als Freiheitsheld gelten zu wollen. Langfristig aber führt er in eine ausweglose Konfrontation, denn jede Nachgiebigkeit des Beklagten, jede Bereitwilligkeit, den Wunsch des Klägers zu erfüllen, schürt nur dessen Wut, steigert seine Verbitterung und Enttäuschung Aus der Klemme, sich hoffnungslos immer weiter in den Wahn hineinsteigern und irgendwann den nächsten Weltkrieg anzetteln zu müssen, hat nun Reagan, ein wie nach dem Schnittmuster antiamerikanischer Agitation fabrizierter Präsident, die Deutschen und vor allem die deutsch fühlende Linke befreit. Seine förmlich erlösende Wirkung beruhte darauf, daß er in einer Person das hartnäckig verleugnete Wunschbild aller war, der schützende und strafende starke Mann, und gleichzeitig die Bestätigung ihrer hirngespinnstigen Vorwürfe in der Realität. Weil die Wirklichkeit sich der Psychose angeglichen hatte, war es für den Psychotiker nun mehr nur noch ein Schritt zur Genesung.

Diesen letzten Schritt hat die Friedensbewegung gemacht. Sie hat die aufgestauten und angesammelten Ressentiments offen zur Sprache gebracht und ihnen damit im Interesse der sich anbahnenden Versöhnung die Spitze genommen. Sie hat jene nationalen Großmachtträume wieder gesellschaftsfähig gemacht, welche die Deutschen nur als Verbündete der USA werden weiterträumen können. Ihr anti-amerikanischer Propagandadonner diente nur der folgenlosen Abfuhr und Beseitigung eines Grolls, der sich unter Carter gebildet hatte und den man jetzt schnell wieder loswerden wollte. Denn nun, da man den Führungswillen der USA wieder spürt und der Dollar steigt, steht einer innigen Verbindung zwischen Deutschland und den USA seitens der Deutschen nichts mehr im Wege. Die Nachkriegsära hört auf, wie sie angefangen hat, wie »Casablanca«: Mit dem Beginn einer herrlichen Freundschaft.

Konkret 03/84, S. 82

Alexander Kluge

Verabredung mit einem Toten

»Es war Spätsommer 1971. Wir saßen herum in Venedig. R.W. Fassbinder rechnete mit einem Notfall, den er ausmalte. Eine Truppe von weißen Männern zerstört unseren Stamm. Jetzt wäre es falsch, sagte R.W. Fassbinder, die Prärie zu verteidigen. Das ging ja historisch schief. Wenn wir aber mit genügend Geduld und Rachegeist zur Ostküste vorstoßen, werden wir unseren zerstörten Stamm an jedem der weißen Männer, die Schuld an dem Komplott tragen, rächen können.« Von Hans Richter, Murnau, Fassbinder, der Filmgeschichte, weiteren Verstorbenen, einem Zimmermann und diversen Lügen schreibt der Regisseur Alexander Kluge

Da sitzt auf dem Podium des Hearings der CSU über Filmpolitik der Minister des Inneren, Friedrich Zimmermann, und erzählt eine Stunde lang Geschichten: Der deutsche Fiim in seinem tiefsten Niedergang begriffen. Das ist wahr, weil es zu Sylvester im »Stern« steht. Der Minister muß eingreifen. Ein Grund für den Niedergang, den Verlust an Beliebtheit des deutschen Films, ist die »Selbstverwirklichung«, die der »Selbstbefriedigung« gleichzusetzen ist. Diese ist schädlich. Van Gogh nämlich, der nur einen Pinsel und ein Stück Leinwand brauchte, »um sich zu verwirklichen« muß zu seinen Lebzeiten nur ein einziges Ölgemälde verkaufen. Für den deutschen Film, teilt der Minister mit, ist das anders, weil jede Büchse Filmmaterial eine erhebliche Summe kostet. Das ist das Industrielle am Film, das Besessenheit, wie sie für Kunstwerke oder Hexen charakteristisch ist, ausschließt.

Der Minister spricht defensiv-energisch. Die Sätze sind abgehackt, in autoritärem Ton. Wie man es in der Rednerschule lernt: Jeder Satz enthält *eine* Mitteilung. Danach Pause. Danach ein weiterer Satz, mit großer Entschiedenheit. Jeder dieser Sätze ist, für sich gesehen, etwas, zu dem ein unbefangener Hörer mit dem Kopf nickt. Dieser rednerischen Technik entspricht nahezu vollständige Unkenntnis. Nichts von dem, was der Minister eine Stunde lang redet, hat mit irgendwas, das ich in der deutschen Filmproduktion kenne, etwas zu tun. Aus dem laschen Sylvesterartikel im »Stern«, wieso in der deutschen Kultur 1983 alles jämmerlich ist, im Film besonders, habe ich damals nichts Faktisches entnommen. Vielleicht wäre ich toleranter, wenn ich nicht seit 20 Jahren ähnlichen Quatsch über den *Unterschied* zwischen *Wirtschaft* und *Können* gehört hätte.

Mein Eindruck: Wir sind nicht dazu da, daß der Minister an uns übt. Man wird bemerkt haben, daß meine Kollegen und ich (also z.B. weder Fassbinder noch Costard, weder Helke Sander noch Margarethe von Trotta usf.) sich auf Kultur oder Kunstwerkcharakter affirmativ zurückziehen. Es gibt eins, das unseren Angriff auslöst: negative Kulturpolitik. Wenn man (bei einem Prozent Marktchance gegen 99 Prozent Unwahrscheinlichkeit, daß sich auf dem freien Markt das Können gegen Geld durchsetzt) mit wirtschaftspolitischen Förderungsmaßnahmen Wettbewerbsverzerrungen gegen dieses *eine* Prozent aufbaut, dann wird man mit unseren Gegenaktionen rechnen können.

Der Minister hat auch einen Hofstaat. 80 Prozent dessen, was er an Tatsachenbehauptungen über den Film mitgeteilt hat, stammt aus Einflüsterungen dieses Hofstaats. Jetzt z.B. spricht der Präsident der Spitzenorganisation der Filmwirtschaft, der die amerikanischen Filme vertritt. Er übertreibt mächtig: es ist geradezu eine »Sternstunde der Liberalität«, daß der Minister selbst sich der Diskussion über seinen Erlaß stellt. Es folgt der Vertreter der Bischofskonferenz: wie liberal ist dieser Minister, wie wesentlich, sein kulturelles Wort zu hören...

Energischer der Präsident des Hauptverbandes der Filmtheater. Er ist nicht einverstanden damit, daß der Minister das letzte Quentchen Kulturförderung in eine Wirtschaftsförderung umwandelt. Nach Auffassung der Filmtheater ist nämlich das Innenministerium für den neuen deutschen Film zuständig. Dagegen sollen diese deutschen Filme vom Kinomarkt und aus der Wirtschaftsförderung des Filmförderungsgesetzes weggeräumt werden. In dieser Hinsicht ist, sagt der Präsident, ein »knallhartes Wirtschaftsgesetz« die Forderung der Stunde. Hierauf Hans-Jürgen Syberberg - Die deutschen Filmtheater seien eine Attrappe der Idee des Kinos. Die Filmgeschichte fände außerhalb dieser Kinosäle statt. Für sie sei in den in A-,B-, C-,D-,E-,F-,G-Mini-Kinos abgeteilten Stinkebuden kein Platz. Syberberg: Die absolute Uninteressiertheit der Lichtspieltheater am Film und an einem filmgeschichtlich interessierten Publikum wird das Elend des deutschen Kinos garantieren. Daraufhin: heftiges Gezänk auf dem Podium.

Veranstaltungen wie diese halten uns auf. Wir Regisseure werden diese seit 20 Jahren ununterbrochen laufende Diskussion über Wirtschaft oder Kultur (der Neuling Zimmermann ist erst im Sommer 83 hinzugetreten) wegen ihrer Verlogenheit in Zukunft verweigern. Wir raten den Kollegen von der Presse zu einer Gewissenserforschung. Es ist unmöglich, daß uns zugemutet wird, wie eine Gebetsmühle in jeder konkreten Situation sämtliche Standpunkte zu wiederholen. Es gibt solche Kommunique-Öffentlichkeiten in der Welt; unsere Art von Öffentlichkeit ist es nicht.

Ob Filme gut oder schlecht sind, sieht man nicht an den Zuschauerzahlen. *Sunrise* von Murnau war ein sogenannter wirtschaftlicher Mißerfolg . Man kann diesen Film aber im Jahr 1984 erneut starten. Insofern hat er in seiner Gesamtlebenszeit als Film wesentlich mehr Zuschauer gesehen als der aktuelle Unterhaltungs-Hit des Jahres 1929. Es kommt zweierlei hinzu: Ich z.B. möchte gar nicht in einer Filmgeschichte arbeiten, in der es *Sunrise* nicht gibt. Und ich unterstelle meinen Zuschauern nie geringere Wünsche, als ich sie habe. Wie es Brecht sagt: »Es gibt wirksame Filme, die

auch auf Leute wirken, die sie für Kitsch halten, aber wirksame Filme, die von Leuten stammen, die sie für Kitsch halten, gibt es nicht.«

Diese Haltung, die zumindest die Autorenfilmer von uns *unter allen Bedingungen* beibehalten, die also durch keinen Innenminister, auch nicht durch die Erneuerung des gesetzlichen Schnulzenkartells, wie sie vom filmwirtschaftlichen Hofstaat des Ministers geplant wird, zu unterdrücken ist, wird seit 20 Jahren, so lange existiert sie bei uns, eifrig denunziert: sie sei menschenverächterisch, publikumsfeindlich. Man muß es genau umdrehen: Wir sagen: »Der Film entsteht überhaupt erst im Kopf des Zuschauers«; »Zuschauer sind Produzenten ihrer eigenen Erfahrung«. In jedem Zuschauer steckt Können. Also ist es gerade umgekehrt menschenverächterisch, wenn wir ihnen nichts zumuten. Die Spekulation mit dem Zuschauer á la baisse ist menschenverächterisch.

Hans Richter, *Der Kampf um den Film,* 1929: »Die Minderwertigkeit der meisten Filme erklärt man mit dem Hinweis, das Publikum *wolle* schlechte Filme, die Produktion gehe bankrott, wenn sie sich diesem Diktat des Publikums nicht füge, usw. Es ist unbestreitbar, daß das große Publikum an schlechten Filmen viel Freude hat. »Aber glücklicherweise ist eine derart summarische Diagnose des Publikums unzutreffend. Denn einerseits ist das Publikum ebenso divergent wie unsere Gesellschaft selbst und enthält positive und negative Kräfte in sich, aufbauende und einreißende, Wahrheit suchende und Wahrheit nicht-sehen-wollende, vorwärtstreibende und reaktionäre. *Andererseits: Jeder Mensch nimmt ständig auf - auf der Straße, im Büro, in der U-Bahn -, und er verarbeitet auch fortwährend. Dieser Verarbeitungsfähigkeit werden im Kino keine sinnvollen Aufgaben gestellt. «*

Der Hauptschlager unserer Gegner für das Jahr 1983 hieß: Der Anteil deutscher Filme am Gesamtumsatz der Kinotheater ist auf fünf Prozent gefallen. Die Verdrehungs- und Ablenkungsarbeit kann man an diesem Beispiel zeigen. Das Argument stützt sich auf keine Tatsache. Hätte es sich um eine Tatsache gehandelt, wären die Schlußfolgerungen, die unsere Gegner daraus ziehen, falsch. (Wenn ich *uns* sage, meine ich Hans Richter, Fassbinder, die Filmgeschichte, weitere Verstorbene, meine Kollegen, die Zuschauer, also: alle Guten usf.).

Die vom Pressesprecher des Innenministeriums seit Sommer 1983 verbreitete Umsatzziffer am Sozialprodukt des Films stammt nicht aus dem Ministerium. Sie ist von der Spitzenorganisation der Filmwirtschaft ein geflüstert. Sie macht auch die Stimmung unter den 3.000 Filmtheaterbesitzern rebellisch. Sie ist ein wende-angepaßtes Argument. Alle Journalisten, einschließlich Funk und Fernsehen (zuletzt Tagesthemen am 28. 1. 1984) übernehmen diese obskuren fünf Prozent. Ein Mangel an Neugier. Ein Mangel an Professionalität...

Als die Rede von den fünf Prozent im März 1983 aufkam, wunderte ich mich. Es war die gleiche *Tonart* (ich höre ja nicht mehr auf den Inhalt der Reden unserer Gegner, sondern auf die Schwankungen zwischen c-moll und as-dur, lausche also nach den Hysteriegraden, daran sehe ich, was die Stunde schlägt) wie bei der Novelle des Filmgesetzes 1979. In der zweiten Jahreshälfte zog der Kartenverkauf für *Die flambierte Frau, Die Supernasen* und *Kehraus* scharf an. Nichts aber änderte sich an den Kummertränen der Funktionäre: nur noch fünf Prozent deutscher Marktanteil. Im Oktober hat ein Fachmann, die Zahlen für uns nachgeprüft. Jeder Journalist kommt an diese Zahlen heran, da sie im »Filmecho« veröffentlicht werden. Im Oktober war danach der Marktanteil deutscher Filme bei 24,5 Prozent. Im Jahresdurchschnitt lag er bei elf Prozent.

Gesetzt den Fall, es ginge nicht um die Lüge, sondern um eine Tatsache: dann bedeutet ein Rückfall des Anteils deutscher Filme am Kinogesamtprogramm auf fünf oder gar ein Prozent, daß man etwas erfinden muß, um den Prozentsatz zu erhöhen. Es kann niemals heißen: wir müssen daraufhin den Rest an deutschsprachigem Film wegsanieren und durch amerikanische Termine ersetzen.

Die Filmgeschichte ist 90 Jahre lang. Während dieser ganzen Zeit gab es wiederkehrende Krisen, bei denen der Kinobesuch austrocknete, weil die Filmproduktion Monokulturen von Filmen herstellte, die *die* Zuschauer vertrieben, die *andere* Interessen hatten. So vertreibt zum Beispiel *Der weiße Hai,* da wo er ausschließlich läuft, alle interessierten Zuschauer, die sich nicht für weiße Haie interessieren, zugleich mangnetisiert er ein Laufpublikum, das sich für Lustangst interessiert.-

Der häufigste Fall des Besucherschwunds liegt aber nicht in der Filmproduktion, sondern entsteht, wenn die *Kinos* eine Monokultur entwickeln. Es ist leicht festzustellen, daß es in unserem Land ein stabiles interessiertes Publikum gibt, daß dieses Publikum im Kino zur Zeit aber keine Mehrheit bildet. Die gleichen Filme, die in Filmtheatern nur die Programmkinos erreichen, treffen auf Besucher, wenn nach zwei Jahren das Fernsehabspiel erfolgt, außerdem in den kommunalen Kinos, im nichtgewerblichen Abspiel usf. In dieser Hinsicht gilt: Die Mehrzahl des neuen deutschen Films wird von einem Mehrheitspublikum nach wie vor gesehen. Interessanterweise gilt das vor allem für gewagte, verbotene und, was die Filmspraehe betrifft, für riskante Filme.

In den USA ist das Verhältnis von Filmsprache und Publikumsgeschmack viel entlegener als bei uns. Es ist nicht selbstverständlich, daß *Berlin Alexanderplatz* von Fassbinder zur Jahreswende 83/84 zum Film des Jahres wird (»Time Magazine«). Immerhin: das Stück ist 15 Stunden lang; es galt als Mißerfolg bei den Zuschauern, »zu dunkel«, wie uns die

Springer-Presse einprägte. Man wird aber in den USA nicht Film des Jahres, ohne daß sich Zuschauer beteiligen. (Ich werde diese Defensiv-Argumentation: »seht nach New York« in Zukunft nie mehr wiederholen. Es ist etwas Übles, daß wir in dieser Weise im Halbjahresrhythmus immer erneut begründen müssen, warum es uns gibt.)

Es gibt eine *wirkliche* Krise für die Kinos, damit für die Filmproduktion. Ich kann das nur in dem Sprachgebrauch von Oskar Negt und mir erörtern, da es keine öffentliche Gebrauchsdiskussion in dieser Hinsicht gibt. Die Krise hat mit Film allein nichts zu tun. Auch nicht mit den Medien. Sehen wir die Hierarchie der Bauten in den Stadtzentren, Kaufhof-zentrierten Fußgängerzonen, also im endgültigen Bau, mit dem unsere Städte ins 21. Jahrhundert einrücken, an, kommen wir der Sache näher.

Eine erdrückende Mehrheit von Menschen verliert als Städter, Landbewohner, arbeitende Bevölkerung, in den Intimbereichen, ihren Status als Produzenten. Das, was an Eigenschaften im Menschen in die Konsumsphäre rückt, sozusagen ab sechstem Lebensjahr zum Rentner gemacht wird, erhält von den inneren Stimmen der Menschen die Mehrheit. Ich spreche hier nicht bloß vom Verlust der Arbeitsplätze im Betrieb, sondern vom Verlust des gesellschaftlichen Arbeitsplatzes, den im klassischen Sprachgebrauch die subjektive Identität (auch Seele genannt) einnimmt. Die Krise steckt also in der *Produktion der Erfahrung.* Ohne hinzusehen kann man dann voraussagen: Dies wird sich immer als *Krise in der Produktion von Öffentlichkeit* ausweisen: Öffentlichkeitsverlust.

Die Einbildungskraft wird an diesem Punkt einerseits terroristisch, andererseits defensiv. Als »Terrorist meiner Erfahrung« will ich die volle Welt der Affekte und Effekte wiederhaben. *Carmen,* Liebe mit Zustechen, Reaktualisierung der Oper, politische Bühne, Regierungsantritt und Wiederentlassung. Ich bin *terroristischer Konsument.* Ich hoffe, daß ich niemandem erläutern muß, daß das eine unpraktische Mischung darstellt: sie explodiert oder implodiert. Bei Implosion *scheint* es so, als geschehe nichts. Dies ist die defensive, passivistische Seite der Krise. Jede gesellschaftliche Räuberbande kann, wenn alle Mediennutzer, Konsumenten ihrer Erfahrung, sich garantiert passiv verhalten, das Ganze übernehmen.

»Das gefährliche ist nicht, daß die Menschen ausbrechen, das gefährliche ist, daß sie abstumpfen.«

Dieses Nichtstun, zu dem Menschen vororganisiert werden, ist der Rohstoff zu einer aggressiven Gesellschaft, Dieser Mehrpoligkeit: es sieht unscheinbar, passiv aus, magnetisiert sich zu einem aggressiven Ganzen, entspricht die Tendenz, die klassische kritische Öffentlichkeit (mehr oder minder eine Idee, aber gelegentlich etwas Wirkliches) durch Werbung und Medienkonzerne zu *ersetzen.* Die Öffentlichkeit wird enteignet. So wie im Mittelalter den Bauern erst der Gemeindeacker weggenommen werden muß, dann können die Herren auch den Acker des Bauern an sich bringen. Diese Art von Enteignung, jetzt aber angewendet auf die inneren Ökologien des menschlichen Bewußtseins: Diese hatten bisher Drei-Felder-Wirtschaft: 1. Was ich selber fühle, aber niemand erklären kann; 2. Was Obrigkeit, Eltern, Gesetz und Krieg von mir fordern; 3. Was von alledem ich verstehe und worüber ich mit anderen sprechen kann (= »Öffentlichkeit«).

In dem Prozeß dieser Enteignung bilden die stärkste gesellschaftliche Gruppe: die bereits in die Institutionen der Öffentlichkeit eingebauten *Unvermögen:* Daß die öffentlich-rechtlichen Anstalten nichts vom Umgang mit Bildern so recht verstehen, sondern ihre Programme »funkisch« gestalten, verschärft sich, wenn das Ludwigshafener Konsortium die Betriebswirtschaftler aus den Konzernen und die Wortmoderatoren aus den Zeitungen 1: 1 auf die neuen (visuellen) Medien losläßt. Auf diese Weise addieren sich Unfähigkeiten. So ist nirgends auch nur ein Quentchen Zeit für Lernprozesse, für Entwicklung usf. Lebendig wird das nie. Als etwas Totes, das am Menschen übt, wird es Gewalttätigkeit ausüben. Daraufhin wird man dem Lebendigen, das sich dagegen wehrt, zuschreiben, die Gewalttätigkeit ginge vom Lebendigen aus. Auch diesen Prozeß der verzerrten Diskussion kennen wir.

In diesem Zusammenhang stehen die Sanierungsmaßnahmen, die der Vernichtung des neuen deutschen Films gelten. Es ist ja nicht so, daß wir (also: einschließlich Hans Richter, Fassbinder, weitere Tote usf.) uns vor Innenminister Zimmermann nennenswert fürchten. Der kennt uns gar nicht, verfügt über fünf Millionen Mark (und dies auch nur, solange er eine Koalitionsmehrheit im Bundestag für eine objektiv reaktionäre Filmpolitik herzustellen weiß), schließlich: er hat in seinen Tagesläufen so viel mit Polizei, Grenzschutz, Verfassung, Geheimdiensten, Sport usf. zu tun, daß ihm die Zeit für ein wirklich intensives Kampfgeschehen fehlt. Gefährlich sind vielmehr diejenigen, denen zu gefallen er seine Posaune hebt. Zugleich diejenigen, die in seinem Schatten die Kampfmaßnahmen erst wirklich vorwärtstreiben. Das sind Funktionäre, Juristen mit viel Zeit, viel Kampfinteresse, weil sie dafür bezahlt werden; auch viel Unbefangenheit, weil sie keine Filme machen.

Was der Minister über seinen Pressesprecher oder selbst in die öffentliche Diskussion eingeführt hat, sind faktenmäßig ausgedrückte Lügen. Da der Minister und sein Büro kaum nähere Kenntnisse über den neuen deutschen Film besitzen, sind es nicht mal *seine* Lügen. Der Sachverhalt ist eindeutig und kann zu keinerlei Übereinstimmung zwischen den Regisseuren und dem Minister führen. Sein Vorstoß gegen die Filme *Das Gespenst, Wanderkrebs* (beides Achternbusch), *Die Verführung* (Elfi Miekesch) und *Vietnamkinder* (Karin Braun), der Entwurf der Richtlinien und (vorhersehbar:) die Jury für den Bundesfilmpreis gehen in *eine* Richtung: Ausschluß kritischer politischer Filme, Ausschluß von erotischer Erfahrung, Durchorganisierung der Zensurverbote bis ins letzte Glied, Unterdrückung des unabhängigen Films.

Zugleich behandelt aber ein wichtiger Teil der Öffentlichkeit die festgefahrene Auseinandersetzung zwischen dem Minister und den Regisseuren als eine Art Wetten-daß-Spiel. Bezahlte Journalisten machen Stimmung gegen die deutsche Produktion. Andere Journalisten vollziehen jetzt die Wende. Im Schatten alles dessen bewegen sich die Filmtheater. In ihren Reihen zirkulieren berechtigte Ängste vor den neuen Medien. Die im Theaterpark aufrechterhaltenen Hackordnungen und Ränge verstärken das Krisengefühl. Daraus folgt ein *Problem-Export:* an den Krisen der Theater ist niemand anderes schuld als die deutsche Produktion: die sicher nicht bis zum Zentrum dieser Theater heranreicht!

Wir haben festgestellt, daß wir argumentativ die einzelnen Anführer der Theater durchaus überzeugen können, ohne daß dies die Gruppendynamik im Theaterbereich ändert. So kommen wir Filmemacher in gründlicher Diskussion für alle drei Bereiche - der Auseinandersetzung mit dem Minister, der Auseinandersetzung im Rahmen der öffentlichen Meinung, der Auseinandersetzung innerhalb der Filmbranche - zu dem Ergebnis, daß sachliche Argumentation, die wir in jedem dieser Felder versucht haben, überhaupt nichts bewirkt. Wir kommen durch ein Lügen- und Gruppendynamikgestrüpp nicht mehr durch: es sei denn durch Filme.

Die Kampagnen gegen den neuen deutschen Film sind seit 20 Jahren immer die gleichen: das Publikum wolle ihn nicht sehen, er sei hochmütig, elitär, ideologisch, problembehaftet, protestantisch, gotisch, ohne Witz, für die Blindenanstalt, unverständlich usf. Diese Kampagne läuft unabhängig davon, ob das jeweilige Jahr Filme hervorbringt, die das Gegenteil beweisen ' in dem einen oder anderen Jahr soll so etwas geschehen sein.

Die Entwicklung im neuen deutschen Film fand statt trotz Förderung, nicht wegen der Förderung. Eine der gröbsten Lügen der gegenwärtigen Kampagne ist es, daß den Filmemachern des neuen deutschen Films unterstellt wird, auf ihre Initiative seien Förderungen eingerichtet worden oder Filmförderung sei in ihrem Sinne ausgeübt worden. Das Gegenteil trifft zu.

Inzwischen gibt es deutschsprachige Produktion nur noch in der Art des neuen deutschen Films, da die wenigen Produktionen der Alt-Branche inzwischen genauso arbeiten. Gegen die deutsche Filmproduktion marschieren 1. das Dumpingsystem der Spielfilmkonserven von Betafilm und PKS-Film in den neuen Medien; 2. die Gruppendynamik der Filmtheater, die 60 Prozent der deutschen Filmproduktion vom Filmmarkt und aus der Filmförderung herausdrücken wollen; 3. die Juristen und Funktionäre von Filmförderungsanstalt und Kirche, die ihre Ordnungsvorstellungen durchzusetzen wünschen; in diesem Zusammenhang steht Minister Zimmermann mit seinen Ordnungs- und Zensurvorstellungen.

Wir haben zu der geschilderten konfusen Situation keine Vorschläge zu machen. Der jetzt beginnende Akt gehört unseren Gegnern. Sie müssen ihr Schauspiel vorführen. Wir erheben den Anspruch auf die folgende Pause und den letzten Akt. Wir wären verrückt, wenn wir uns in dem weiteren Wortstreit zu Darstellern oder Clowns machen ließen, wenn wir es doch in der Hand haben, uns durch Filme zu äußern; notfalls durch Kollektive. Es liegt uns daran, nachdem die Öffentlichkeit daran gewöhnt ist, von Zeit zu Zeit von uns zu hören, unser künftiges Verhalten deutlich zu machen: Achten Sie auf die Filme, achten Sie darauf, was auf dem Markt geschieht, achten Sie darauf, welche Lügen verbreitet werden. **Erwarten Sie auf keinen Fall von uns, daß wir alles, was wir bereits gesagt haben, nochmals wiederholen.**

Es gibt für jede öffentliche Diskussion einen Schlußpunkt. Auf ihn bezieht sich meine Verabredung mit R.W. Fassbinder. Verabredungen mit einem Toten sind besonders gültig.

Kasten Seite 85 »Die Enteignung des deutschen Filmmarktes«

Der freie Markt für deutsche Kinofilme im Fernsehen existiert, soweit das Rahmenabkommen Film/Fernsehen reicht. Der freie Markt im Bereich der Lichtspieltheater begrenzt sich für deutsche Filme auf 180 bis 300 Theater, von den etwa 3.000, die es gibt. Es gibt Platz für durchschnittlich drei Kassenerfolge im Jahr (1983 waren das *Die Supernasen, Die flambierte Frau* und *Kehraus)* und drei bis fünf Kultfilme für Interessierte, Filme von Helke Sander, Norbert Kückelmann, Werner Herzog, Margarethe von Trotta, Costard, Schroeter, u.ä.. Sämtliche deutschen Filme konkurrieren um die gleiche kleine Zahl von Abendterminen, die den freien Markt darstellt. Zugleich konkurrieren um die gleichen Termine die internationalen Autorenfilme, die in einer herausragenden Auswahl auf unserem Markt erscheinen. So z.B. 1983 *Zelig* von Woody Allen, *Carmen* von Carlos Saura, *Tootsie* mit Dustin Hoffmann. In allen diesen Fällen geht es um den gleichen schmalen Ausschnitt des Theaterparks, andere Termine sind praktisch nicht verfügbar. Es gilt das gleiche wie für alle wesentlichen Teile des Auslandsmarkts: in festem US-Besitz.

Konkret 03/84, S. 88

Hartmut Schulze

Kino
Drei neue deutsche Chancen

Drei neue deutsche Filme und vielleicht drei Chancen für den neuen deutschen Film. Wenn die Not am größten ... : »Klassenverhältnisse« von Jean-Marie Straub und Daniele Huillet. »Decoder« von Muscha und »Is was, Kanzler?« von Gerhard Schmidt. Außer, daß es sich in allen drei Fällen um durchleuchtetes Zelluloid handelt, haben diese Filme kaum mehr gemeinsam, als für den Innenminister Zimmermann ein Ärgernis darzustellen. Und wenn sie, was allen dreien zu wünschen ist, ein großes Publikum bekämen, könnten wir uns über seinen Ärger doppelt freuen.

Chance Nummer eins: höchste Sorgfalt und Genauigkeit, harte Arbeit für die Kunst. Für Jean-Marie Straub, der seit seiner »Chronik der Anna Magdalena Bach« (1967) zu den Großen des europäischen Kinos gehört, sind 99 Prozent aller Filmemacher Schlampen. Sie wissen nicht, klagt er, was ein Raum ist. Wie kann man Filme machen, wenn man kein Gefühl für Räume hat! Straub hat dieses Gefühl, und er zieht seine Zuschauer in diese Räume hinein, ohne daß sie einer Illusion verfallen.

Jean-Marie Straub und Daniele Huillet sind keine Traumfabrikanten, sie machen Kunst-Handwerk. Ihr neuester Film »Klassenverhältnisse« ist geradezu ein Anschlag auf historisierende Literaturverfilmungen nach Art der Geissendörfer und Schlöndorff. Es geht um »Amerika«, das Roman-Fragment von Franz Kafka. Straub/ Huillet bleiben ganz dicht an der Vorlage, bewahren Kafkas kalte, spröde Sprache und lassen ihre Schauspieler das Absurde noch steigern durch ein befremdliches Stakkato der Diktion und Pausen, die den Text nur scheinbar willkürlich zerhacken.

Kafka erzählt die Geschichte des jungen Deutschen Karl Roßmann, der von seinen Eltern zur Auswanderung nach Amerika gezwungen wird. Schon am Ende der Schiffspassage sieht sich Roßmann in »Klassenverhältnisse« verwickelt, die seinen ganzen künftigen Irrweg durch die Neue Welt bestimmen werden: Der Junge (im Film gespielt von Christian Heinisch) mischt sich in einen Konflikt zwischen einem Heizer ein, der sich ungerecht behandelt fühlt, und dessen Vorgesetzte (in der Rolle des Kapitäns: der Wissenschaftler Klaus Traube); von seinem einflußreichen New Yorker Onkel (Mario Adorf), der ihn abholen gekommen ist, wird Roßmann zur Klassen-Ordnung gerufen.

Der Film von Jean-Marie Straub und Danièle Huillet begnügt sich mit wenigen zeitgerechten Requisiten; die Handlung spielt in New York vor dem Ersten Weltkrieg, aber gedreht wurde im Hamburg von heute. Denn es geht nicht um die Frage, was einer wann und wo erlebt, sondern darum, unter welchen Bedingungen sich einer wie und warum entwickelt. Ob zum Beispiel »Der Verschollene« (so der von Kafka ursprünglich vorgesehene Titel) sich nicht auch zum Terroristen hätte machen lassen können - eine von Straub formulierte Hypothese. Das ist mit solcher Stringenz und Präzision inszeniert, daß der Zuschauer zu höchster Konzentration gezwungen wird, zu einer Anspannung, die in keiner Minute des zweistündigen Films nachläßt.

»Klassenverhältnisse« lief als offizieller deutscher Beitrag im Wettbewerb der diesjährigen Berlinale, wie auch (außer Konkurrenz) Herbert Achternbuschs »Wanderkrebs« und, in den anderen Sparten der Filmfestspiele, acht weitere Filme, deren Produktion nur durch Gelder der unabhängigen Hamburger Filmförderung möglich war. (Eine Bilanz dieses Selbstverwaltungsmodells ist übrigens vom 1. bis 8. März auf der Hamburger Filmschau im Metropolis-Kino zu betrachten, wo über 50 Arbeiten aus dem Hamburger Filmhaus gezeigt werden.) Auch Muscha, der 1980 mit dem modisch new-wavigen Spielfilm »Humanes Töten« debütierte, konnte seinen »Decoder« (auf der Berlinale lief er im »Forum«-Programm) nur mit Hamburger Mitteln fertigstellen. Dieser Film ist ein Beispiel für die

Chance Nummer zwei: neue Bilder und neue Töne ohne vergebliche Sehgewohnheitsänderei. Muscha und Klaus Maeck (Drehbuch) lassen ihren Helden FM (gespielt von FM Einheit von der Gruppe Einstürzende Neubauten) die Allmacht funktionaler Musik knacken. Zunächst decodiert er das Muzak-Tape von McDonalds, was zum kollektiven Erbrechen in den Fast-food-Restaurants führt. Aber bald wird aus dem Burger-Krieg ein veritabler Bürgerkrieg. Ein Jäger des Sicherheitsministeriums (Bill Rice - er ist eine wunderbare Mischung aus Rudolf Platte und Humphrey Bogart) soll FM und seine subversiven Kassettenrecorder unschädlich machen, wird aber selbst zur Strecke gebracht. Welche Rolle Christiane F.(elscherinow) in der Dreiecksgeschichte mit Jäger und Gejagtem spielt, wird nicht ganz klar, aber das macht fast gar nichts, denn sie ist sehr hübsch anzuschauen. Eine Garnierung wie der hippe Altdichter William S. Burroughs in einer Nebenrolle. Sie alle spielen fröhlich daher und machen nicht die geringsten Anstrengungen, ihren Dilettantismus zu kaschieren - und darum stört er nicht. Die Hauptrolle (klar, bei diesem Thema) hat ohnehin die Musik. Sie stammt hauptsächlich von Genesis P. Orridge, der auch in einer Nebenrolle mitspielt, von der Gruppe Soft Cell und natürlich von den Einstürzenden Neubauten.

So wenig wie sich »Decoder« um die überkommenen Gesetzmäßigkeiten des Films schert, ohne auf ein großes Kinopublikum verzichten zu wollen, schert sich »ls was, Kanzler?« um die Regeln des sogenannten guten Geschmacks. Und damit liefert Gerhard Schmidt ein schönes Beispiel für die

Chance Nummer drei: die Frechheit, einfach eine Klamotte zu drehen. Dieser Film ist so albern, daß es eine reine Freude ist. Und die Handlung ist so abstrus, daß man sie kaum wiedergeben kann. Nur so viel: Der amerikanische Geheimdienst sorgt dafür, daß alle wichtigen bundesdeutschen Wendepolitiker aus Gründen der Zuverlässigkeit gedoubelt werden; als dann der »richtige« Kanzlei ermordet wird, ist die Aufklärung des Falls entsprechend heikel Dabei ist Regisseur Schmid kein Witz zu blöde, kein Kalauer zu platt, und trotzdem bringt er sein Publikum zum Lachen. Das macht seine Unverfrorenheit, seine Stil- und Geschmacklosigkeit - da darf dann sogar Didi Hallervorden, der noch vor Jahresfrist Reklame für Genscher machte, singen: »Ich glaube wirklich jeden Mist, nur nicht, daß Birne Kanzler ist.« Komischer, weil noch dümmer und noch tumber, ist da nur der wirkliche Kohl.

Konkret 03/84, S. 90

Olaf D. Marx

Plattentips

Die Lennon-Saga ist beendet. Yoko Ono gibt die letzten Tapes aus dem 80er»DoubleFantasy«-Material frei (reiche Leute lieben und leiden so gut wie der »Denver-Clan«). Das Ergebnis ist überraschend. Klang Lennon in seinem Todesjahr doch schon arg vierzigjährig, süßlich bis über die Grenzen des Peinlichen hinaus, ist sein posthumer Beitrag zu **Milk and Honey (A Heart Play)** nicht hoch genug zu schätzen. Er präsentiert sich noch in seinen letzten Interviews als guter Alter, der weiß, worum es im neuen Pop geht. Er zeigt den Kindern noch mal schnell und unvermittelt rauh, wie das mit den Rock-Klischees so funktioniert. Yoko Onos Respekt vor seinem Schaffen ist es zu verdanken, daß sämtliche Aufnahmen frischen Demo-Charakter tragen. Sie hat lediglich ob und zu ein paar percussions dazugemischt, mehr nicht. Aber die wirklich interessante Seite der Platte, wie schon vor drei Jahren, gehört ihr. Frau Lennon. die Negerin der 68er Pop-Kultur und Großmutter der New Wave, hat erneut kleine Kunstwerke an Verstiegenheiten gewagt, die natürlich wieder einmal keine Beachtung finden werden. Dabei hatte sie noch nie so glückliche Hand mit Musikern, die ihren ungewöhnlichen Attitüden folgen, noch nie hat sie so anrührend, so weiblich von dem gesungen, den sie am liebsten mochte.

Zu Wichtigerem: unserem profanen Leben. Eine großartige Hymne über ein weißes Gefühl in Not kommt von Marilyn: **Cry and be free.** Alle lieben Boy George, keiner mag Marilyn. Weil Boy Georges Sex so angenehm indifferent ist. Man wird ja wohl noch blöd sein dürfen - also freuen wir uns an einem Mann in Frauenkleidern (zweitälteste Sache der Welt). Boy George ist »Tootsie«, harmlos und langweilig. Marilyn hingegen streift nicht nur das Cocktailkleid über, halt sich nicht mit dem 70erJahre-Schock Androgynität auf, er ist schwul - und verführt. Die westliche Weit greift sich entsetzt an den Hosenlatz. Mit »Cry and be free« halt er nun pompösen Einzug in den Pop-Himmel: soviel Gospel (ohne das ewige Leid-Geschwitze), soviel süßes »oohooohooh«. Sehr kultiviert natürlich. Marilyns Begleitsängerin Miss Claudia verweist im übrigen Boy Georges Backing & Vocal, die fette Nudel Helen Terry, dahin, wo sie hatte aufhören sollen: In die britische Ausgabe des »Talentschuppens«. Die kann nämlich nur mit hochrotem Gesicht kreischen, wenn sie Gefühl demonstrieren soll.

Zornig-boischewistisch geben sich die »Red Guitars«, junge Männer aus Hull, mit der Nachfolgesingle »Fact« zu ihrem Minor-Hit »Good Technology«. Auch hier Gitarrenamplifier, nur alles besser, weil kühner. Allerdings ohne Hitchancen. Der Text mischt die Angst vorm Fliegen, Krieg und Fragen des Profits und Ähnliches bunt und optimistisch. Die Briten haben immer einen Ausdruck dafür, hierzulande gibt's nur provinzielle Kategorien. Und das beste Mittel dagegen bleibt Malcolm McLaren. Er koppelt weiterhin unbekümmert aus seinem »Duck Rock«-Album aus, mixt und megamixt unerschrocken fort, was er an Kulturen in der Welt vorgefunden hat. Wieder Hillbilly in **Duck for the Oyster,** ein Chaos wider den Pop-Ernst, einsame Nomaden in »Legba« und eigenen Scratch-Schrottim »Hobo Scratch«, einer romantischen Müllhalde, auf der man merkwürdig traurig zurückbleibt.

Konkret 03/84, S. 90

Notizen

Mut zur Angst

Das Hambacher Fest, eine Variante des Hornberger Schießens, die vorvergangenes Jahr Anlaß umfangreicher Jubiläumsfeiern gewesen war, hatte in der Originalversion folgenden Plot: Deutsche Wissenschaftler, Schriftsteller und Künstler versammeln sich, um über den demokratischen Freiheitskampf zu sprechen. Dreitägige Beratungen bestätigen die Versammelten in der Vermutung, daß dieser Kampf viel zu gefährlich sei. Gleichzeitig wissen sie: gemeinsam sind wir stärker. Die Stärke gibt ihnen Mut, sich offen zu ihrer Angst zu bekennen. Sie gehen also wieder nach Hause und forschen und dichten weiter. Die radikalen Wortführer werden unterdessen von der Polizei abkassiert, die natürlich an den Beratungen teilgenommen hatte.

Seit seiner Uraufführung im Jahr 1832 ist dieser Evergreen von den Spielplänen nicht mehr wegzudenken, er hat auf der politischen Bühne zahllose Neuinszenierungen und Reprisen erlebt, wobei Modernisierungsversuche sich auf die Streichung der Rolle des radikalen Wortführers beschränkten.

Auch in Bonn ging die Polizei leer aus. Die Vorgeschichte: Das Auswärtige Amt hatte die Exportsubventionen für deutschen Geist gekürzt, das Reisebüro »Goethe« war angewiesen worden, weniger Freifahrscheine zu verschenken. Von der Aussicht, in der Heimat verweilen zu müssen, die ihnen neuerdings angeblich so sehr ans Herz gewachsen ist, waren die Kulturschaffenden offenbar nicht entzückt. Klaus Staeck, der schon weit herumkam und besonders wenig Lust verspürte, künftig auf Nummer Neckermann zu gehen, dachte scharf nach, ob diesmal das Recht auf Freizügigkeit oder das Recht auf Meinungsfreiheit berührt sei. Dann trommelte er die Betroffenen nach Bonn zu einer Protestversammlung zusammen, um mit ihnen unter dem Motto »Gegen die Wende in der Kulturpolitik« für einen Platz an der Sonne zu kämpfen. Die »Zeit« berichtet: »Die etwa hundert dort versammelten Künstler, Schriftsteller, Filmemacher, Leiter von Goethe-Häusern und Journalisten, darunter Heinrich Böll, Walter Jens, Peter Härtling und Max von der Grün, gaben unmißverständlich ihrer Sorge Ausdruck, daß die Kulturschraube energisch nach rechts gedreht werden soll.«

Sie geben ihrer Sorge so unmißverständlich Ausdruck, wie sie an ihrer Unentschlossenheit keinen Zweifel lassen. Wenn man sie reizt, wenn sie zornig werden, packen sie ihre ganze Verzagtheit knallhart auf den Tisch. Die Urheber des programmatischen Sammelwerks »Mut zur Angst« sind reif für Tapferkeit, wie sie sie verstehen, mit einem ganzen Medaillenregen belohnt zu werden. Verschwendetes Heldentum freilich, denn auch wenn man sich unter dem verdrehten Wort »Kulturschraube« nichts vorstellen kann: bestimmt ist sie festgerostet und unbeweglich.

Wolfgang Pohrt

After Shave

Manche Karriere beginnt mit einem Schnitzer. Auch die von Hans Christoph Buch, der sich gegenwärtig für den VS-Vorsitz bereithält. Das einschneidende Ereignis fand statt auf dem dritten internationalen Schriftstellertreffen 1980 in Sofia, wo der Dichter mit seiner Morgentoilette nicht zurechtkam und sich einen Vers darauf machte. Den ließ er dann faksimiliert in den Kongreß-Reader aufnehmen: In fünf Sprachen übersetzt drang die Botschaft bis zur UNO-Vollversammlung vor. Das muß ihn ermutigt haben. Denn zwei Jahre später auf der »Berliner begegnung von Autoren aus Ost und West« setzte er erneut an. Diesmal verblüffte er seine Kollegen mit einem »Kettenbrief gegen den Krieg«, der auch gleich ins Guinness-Büch der Rekorde eingehen sollte.

Nachtrag

Im letzten Heft hatte KONKRET den Film »Die Erben« als Opfer von Neonaziterror geschildert. 'TAZ' und ARD brachten dieselbe Meldung mit dem gleichen Tenor. Ob Verleih-Chef Heisig seiner Angst oder KONKRET seinem PR-Talent zum Opfer gefallen ist, ist noch unklar. Sicher ist nur, daß die publizistische Welle der Hilfsbereitschaft auf Annahmen beruhte, die nicht ganz den Tatsachen entsprechen: -

Keine Neonazigruppe hatte das Mannheimer Kino in Brand gesteckt; ein 51-jähriger Wirrkopf war der Pyromane. -

Der Angstpegel der Kinobesitzer übersteigt nicht landesübliches Mittelmaß, soweit sich dies aus faktisch vorliegenden Stornierungen (zwei, davon eine nur vorläufig) ermitteln läßt. -

Publikumserwartungen, die Neonazis nicht nur auf der Leinwand, sondern auch live zu erleben, werden in aller Regel enttäuscht.

Die deutsche Filmkunst ist also nach wie vor ausschließlich durch die deutschen Filmemacher selber bedroht, und Neonazis bevorzugen noch immer Ausländerwohnheime, wenn sie Brandanschläge unternehmen.

Es ist die Pflicht das Revolutionärs Revolution deutlich zu machen

Den 30. Januar in angemessener Weise zu würdigen, ist für wackere Demokraten Aufgabe und Versprechen, und so hatten die Berliner Hochschullehrer diesmal zur Feier des Jahrestages der Machtübergabe eine richtige kleine Widerstandshandlung ausgeheckt. Sie hatten beschlossen, gegen die Nachrüstung sage und schreibe einen ganzen geschlagenen Tag lang zu streiken. Kein geringes Opfer, weil ein Professorentag eine ganze Arbeiterwoche ersetzt, gemessen an der Kostbarkeit oder Kostspieligkeit der Zeit. Den versammelten Streikenden hatte Professor Elmar Altvater dann noch einmal Sinn und Zweck ihres Tuns ausführlich erläutert, und bemerkenswert an seiner Rede ist ein einziger Satz, weil er wie im Zeitraffer alle vergangenen und künftigen Etappen in der politischen Biographie jenes Marxismus durcheilt, der nicht die Massen ergreift, sondern die Lehrstühle erobert. Altvater, zitiert nach der 'taz' vom 4.2.84:

»Der in in einer Republik, in einer politischen Kultur, in der von den Verantwortlichen nach einer immerhin vergleichsweise ernsthaften Diskussion über Krieg und Frieden, unmittelbar nachdem man sich der lästigen Mühe zu diskutieren und zu argumentieren hat per Abstimmung entheben können, in die Sumpfgefilde des Koofmichs aus dem Milieu von großkapitalistischem Establishment und schwulen Etablissements ein(ge)rückt (wird) und (man) sich dort offenbar einrichtet, weil man sich dort eher wie zu Hause fühlt als in den von der Friedensbewegung aufgeworfenen Fragen - in einer solchen politischen Kultur schreibt es die Verantwortung - ja die Verantwortungsethik - vor, den Widerstand gegen die Stationierung deutlich zu machen.«

Man muß nicht musikalisch sein, um die drei Zungen herauszuhören, mit denen Altvater spricht. Die erste ist die des Agitators oder Stammtischbruders, der aus seinem Herzen keine Mördergrube macht. Ein Stakkato an Vorwürfen und Beschimpfungen prasselt auf die verkommenen 'Sumpfgefilde des Koofmichs' herab. Wem die Käuflichkeit der Welt ein besonderer Dorn im Auge ist, wer sie als sittliche Verwahrlosung bejammert, der hat freilich, wie die Erfahrung lehrt, meistens ein Angebot in der Tasche. Auch Altvater hält die Hand verstohlen zur Versöhnung ausgestreckt, indem er terminologisch die Machthaber zu 'Verantwortlichen' befördert. 'Trag Du das mal, während ich solange die Verantwortung trage', lautet ein unter Bauarbeitern beliebter Kalauer.

Die Stimmlage wechselt, wo in der dramatisch eskalierenden Aufzählung aus der Verantwortung die Verantwortungsethik wird. Der Höhepunkt ist der Umschwung. Das steigernde, verschärfende 'ja' als suggestive Rhetorik, die in krassem Gegensatz zu den matten Inhalten steht, klingt vertraut: Die tonlose, von der steten Sorge ums deutsche Interesse erschöpfte Stimme des SPD-Spitzenkandidaten Vogel, wie er im Wahlkampf den Fernsehzuschauern sagt: »Ich bitte Sie, mich zu beauftragen, ja mich zu verpflichten, mein Bestes zu geben.«

Die Tonlage wechselt abermals, wo Altvater auffordert, Widerstand nicht zu machen, sondern ihn *deutlich zu* machen - ein Satz, den man nur sächseln kann. Genscheremos!

Wolfgang Pohrt

Tournee

1968 gingen zwölf kubanische Schauspieler in die Berge. Ausgerechnet in der Sierra del Escambray, wo das Land besonders unterentwickelt war, wollte die Truppe Theater spielen. Aus der gemeinsamen Arbeit mit den Bauern entstanden neue Themen, Formen und Stücke. Im März ist Grupo Escambray zum erstenmal in der Bundesrepublik mit »Ramona« - einer Machismo-Geschichte.

Konkret 03/84, S. 92

Erich Kuby

Die Russen siegen, aber sie weinen nicht

Da hatten wir also auf den beiden Hauptsendern wieder einmal Olympiade satt, und normalerweise ist der Augen- und Ohrenkonsum der diesbezüglichen Berichterstattung eine nicht weniger läppische Beschäftigung als, sagen wir, die Lektüre der Kritik einer Tristan-Inszenierung. Es ist nämlich immer das gleiche.

In Sarajewo war es nun aber doch ein bißchen anders. Der wichtigste, wenn auch zeichnerisch unbegabteste Karikaturist der »Süddeutschen Zeitung« zeigte ein älteres Ehepaar vor dem Fernsehschirm, auf dem nichts als Schneetreiben zu sehen war. »Hast den deutschen oder den österreichischen Sender drin?« fragt die Frau den Mann.

Schneefall plus Stürme ergab Schneestürme. Aber es war doch nicht nur dieser herbe Wintereinbruch, der das ganze Unternehmen dem westdeutschen Zuschauer so fernrückte, als fände es auf dem Mond statt. Damals die Winterspiele in Amerika - wo mindestens so viel schiefging wie in Jugoslawien! - fanden wenigstens auf sicherem NATO-Boden statt, da befremdete nichts. Aber dieses Sarajewo - nicht einmal ein Sommerziel deutscher Touristen, die nur an der Adria massenhaft einfallen -; plötzlich war Jugoslawien doch ein mehr oder weniger kommunistisches Land; dementsprechend die Berichterstattung, soweit sie etwas »Milieu« und »Atmosphäre« einfangen wollte.

Die Goldmedaille für westliche Arroganz verdiente sich das ZDF, indem es ein paar bildhübsche, hierfür ausgesuchte, sicherlich bezahlte einheimische Mädchen in der winterlichen Stadt Kapriolen vor der Kamera aufführen ließ. Ei potz, es gibt hübsche Mädchen in Jugoslawien - wer hätte das gedacht! Herr Valerien, der Dampfplauderer war sichtlich beeindruckt. Man sollte es nicht glauben, diese Mädchen hüpften auf dem Straßenschnee fröhlich wie die Ziegen, obwohl doch ... ach, Jurij Andropow tot war! Vielleicht kein unmittelbarer Anlaß für Staatstrauer in Jugoslawien, aber für die Sowjetmenschen?

»Als am frühen Freitagabend die beiden russischen Langläufer zur Siegerehrung antraten, schauten die Leute schon, ob die beiden womöglich schwarze Armbinden umgestreift haben. Doch die Russen... lächeln so strahlend, als ob außer ihrem Doppelsieg heute nichts gewesen wäre.«

Die nächsten 48 Zeilen dieses Berichtes eines Reporters der »Süddeutschen Zeitung« namens Rainer Stephan bringen dem deutschen Leser nahe, daß diese Sowjets einfach weitergemacht haben. Die meisten von ihnen haben sogar eine kurze Trauerfeier der Delegation »mit mehr. oder weniger unbewegten Mienen« verlassen. Unglaublich.

Ich stelle mir vor, in dieser ersten Olympia-Woche hätte Helmut Kohl das Zeitliche gesegnet. Was wäre da los gewesen! Nationalheld Peter Angerer, bereits kurz Peter genannt, hätte vor Kummer seine Goldmedaille ins Klo geworfen, die vormalige Nationalheldin Rosi, in Sarajewo propagandistisch tätig als Fernsehersatz für Siege, hätte ihren Kopf heulend in den Kissen vergraben und »Helmut, ach Helmut« gestöhnt. Selbstverständlich wäre die deutsche Mannschaft sofort, in schwarzen Cr□pe gewickelt, abgeflogen, obwohl sie damals in München ebenso selbstverständlich weitergemacht hat. Wenn damals der Vogel und nicht die Israelis ... nicht auszudenken!

Sogar der »Personenkult«, von dem diese Sowjetmenschen offenbar nichts halten, kommt in jenem »SZ«-Bericht vor: Wie, kein Personenkult in der UdSSR? Wenn Kohl Kohl ißt, ißt er den im Fernsehen. Doppelkohl sozusagen. Andropow aber wurde nicht einmal beim Genuß von echt sowjetischem Kaviar dem Volk gezeigt. Er war »unsichtbar«. Sie mögen tun und lassen, was sie wollen, diese Kreml-Leute, gegen verinnerlichten, schwachsinnigen, idiotischen, hirnrissigen, blödsinnigen Antikommunismus kommen sie nicht an. Der Berichterstatter der »SZ« ist ganz bestimmt kein Neonazi, sondern ein ganz normaler Westdeutscher, der gar nicht weiß, was er da hat.

Sie wußten alle nicht, die ganzen »Medien«, was sie sagen sollten, als die Todesnachricht kam. Deshalb schwätzten sie pausenlosen Unsinn und zerrten Uralt-Experten, die Rußland, wenn überhaupt, gerade noch vor dem Ersten Weltkrieg im Kindergarten erlebt hatten, vor die Kamera, wo sie mit Namen um sich warfen, die nicht *einem* Zuschauer irgend etwas sagten, und über die sie selber auch nichts wußten, als was sie sich ausgedacht hatten. Der Andropow-Nachfolger hätte eben einen Wahlkampf führen müssen wie Reagan, mit gefärbten Haaren, geschminkten Bäckchen, Konfetti und Kreidestimme - aber nein, da ist überhaupt kein Entgegenkommen, nicht die Spur von Verständnis für das, wovon unsere »Medien« sich ernähren müssen.

Konkret 03/84, S. 93

Gabriele Goettle

Fotografien □ ur Ver□ ollst□ ndigung deutscher Familienalb

Im Februar 1941 fotografierte ein 25jähriger Wehrmachtssoldat heimlich im Warschauer Getto. Heute, nach 42 Jahren, werden diese Fotografien veröffentlicht, mit einem Vorwort von Heinrich Böll. Der Fotograf und Autor dieses Buches, Joe J. Heydecker, bekannt auch durch sein Buch über den Nürnberger Prozeß - das 1958 bei Kiepenheuer & Witsch erschien -, gibt auf 34 seinen Fotos vorangestellten Textseiten Auskunft über sich und seinen Aufenthalt in Warschau. Er beschreibt, wie er eher zufällig, auf der Suche nach einer alten Bekannten, ins Getto geriet. An einem Februarabend überstieg er heimlich die Mauer und irrte lange durch die schlecht erleuchteten Straßen. Er schildert die Panik, die seine deutsche Uniform auslöste und den Versuch - als er endlich das gesuchte Haus gefunden hat -, den Hausmeister von seiner Ungefährlichkeit zu überzeugen. Dieses Zusammentreffen mit seiner alten Bekannten machte ihm zugleich die Bedingungen deutlich, unter. denen die im Getto internierten Juden zu leben hatten. Er sah diese Frau wieder in einem Raum, den sich 20 Frauen und Kinder notdürftig aufteilten. In dem es an Betten, Stühlen, Koch- und Waschgelegenheiten fehlte, der ungeheizt war und wegen zugenagelter Fenster nicht zu lüften. Was er in diesem Zimmer hörte und was ihm von den anderen Frauen bestätigt wurde, brachte ihn um die Ruhe dessen, der draußen steht und nicht zuständig ist. Er schreibt dazu: »Ich ging mit der Überzeugung, daß es allen diesen unglücklichen Menschen bestimmt war, bewußt und vorbedacht bestimmt war, getötet zu werden.«

Ende Februar 1941 entschloß sich Heydecker, im Getto zu fotografieren, um das Gesehene unwiderleglich festzuhalten. Seine Schilderung dieser beiden Tage, an denen er - einmal allein und einmal in Begleitung von drei Kameraden - fotografierend und wie von einem anderen Stern kommend durch die Straßen ging, zeigt aber zugleich auch die Grenzen dieses Unternehmens und die eines deutschen Soldaten. Heydecker fotografierte zwar nicht als zynischer Voyeur, der in der Pose des Siegers die Merkwürdigkeiten der Unterworfenen im Bild festhält, er fotografierte aus Empörung. Das unterscheidet ihn von den Tausenden, deren Reaktionen auf die Gewaltmaßnahmen zwischen Schaulust, Schadenfreude, Verachtung und Gleichgültigkeit changierte. Aber je näher er mit der Kamera an den Tatort heranging, um so mehr entfernte er sich zugleich davon. Bei der Arbeit als professioneller Fotograf setzt sich ihm seine Identität wieder zusammen. In seinen eigenen Worten klingt das so: »Ab und zu blieb ich stehen und fotografierte Straßenszenen, elende Kinder, einen bemerkenswerten Kopf, ein armes Gesicht. Es gab Schwierigkeiten. Ich habe - Jahre später - in Holland Pischer, auf Ceylon Priester, in Bolivien Indianer fotografiert, ich trat auf sie zu, bat freundlich um Erlaubnis: kein Problem.« Der spezifische Blick aufs Motiv verwischt hier den Unterschied zwischen einem holländischen Fischer, der souverän seine Arbeit verrichtet, und dem Besitzer des »bemerkenswerten Kopfes«, der jenseits jeder Souveränität zwangsweise dahinvegetiert. Heydecker ist einerseits hingerissen vom »Anblick einiger alter Männer«, von denen er sagt, sie seien trotz ihrer Erniedrigung »noch von prachtvoller Würde« gewesen, andererseits aber ist ihm durchaus bewußt, an dieser Erniedrigung mitgewirkt zu haben. Insofern muß sein Versuch, am Ort der Gewalttat deren Zeugen solidarisch zu fotografieren, mißlingen. Denn, wie sollten die Fotografierten sich dieses Interesse erklären, wie konnten die von den Deutschen so gründlich Enteigneten es anders schaffen, als daß ihnen der Zustand ihrer Verelendung als etwas ihnen Eigentliches - typisch Jüdisches - untergeschoben werden sollte. Sie konnten sich das Fotografiertwerden nur als neuerlichen Akt der Enteignung zu unheilvollen Zwecken deuten. Sie hatten dem nichts entgegenzusetzen als Furcht, Befremdung und verlegenes Stillhalten.

Die Fotografien zeigen Menschen an einem kalten Wintertag in den Straßen des Warschauer Gettos. Wenige sind noch gut gekleidet und genährt. Manche, in abgetragener Kleidung, bieten in einem Korb Brote und Bejgele zum Verkauf an. Ein Mann besitzt noch einen Kinderwagen voll Bücher, ein anderer bietet hölzerne Schemel zum Kauf an. Viele haben offensichtlich überhaupt nichts mehr anzubieten. Erwachsene und Kinder kauern, notdürftig in zerschlissene Mäntel und Lumpen gehüllt, auf Straßen und Treppen, ihre blanke Existenz ist abhängig vom Almosen derer, die kaum selbst noch etwas haben. Die Stigmatisierung und der Zwang zu einem elenden und absurden Leben sind auf einem der Bilder geradezu versinnbildlicht: ein etwa 11jähriges Mädchen bietet die vorgeschriebenen weißen Armbinden mit dem blauen Davidstern auf Stoff und Papier zum Verkauf an. Sie ist behängt mit diesen Binden und trägt mehrere davon an jedem Ärmel ihres Mantels.

Diese Fotografien, sind Momentaufnahmen in denen sich bis heute vor allem eins dokumentiert: die Angst vor dem Fotografen und der Gewalt, die seine deutsche Uniform repräsentiert. Deshalb ist auch jeder Blick, den heute ein Deutscher auf diese Fotografien richtet, in seiner vorgegebenen Perspektive festgelegt; auf das konservierte Verhältnis der Betrachteten zum Betrachter.

Die letzte Seite des Buches zeigt eine menschenleere Ruinenlandschaft, es sind die Überreste des Warschauer Gettos. In diesem größten Durchgangslager innerhalb einer europäischen Hauptstadt -wurde vor aller Augen in drei Jahren fast eine

halbe Million Menschen zusammengetrieben, um abzuwarten, bis die Vernichtungsmaschinerie den erforderlichen technischen Stand erreicht hatte. Millionen von Deutschen haben an diesem Vernichtungswerk direkt oder indirekt mitgewirkt: Soldaten, Arbeiter, Angestellte, Beamte, Juristen, Künstler, Schriftsteller, Ärzte, Techniker und Architekten. Viele fanden nach dem Krieg wieder Amt und Würden; einer wurde Bundespräsident.

Nun ist zu fragen, welchen Ort gibt es eigentlich heute, 42 Jahre später, noch für diese Fotografien? Man muß sich ja nur einmal die Fotoalben deutscher Familien anschauen; da sind Urgroßeltern, die Großeltern, irgendwann hat eine Frau ein Kind im Arm, ein paar Seiten weiter ist das Kind schon ein Knabe im Matrosenanzug, wenig später lächelt derselbe Knabe uns in HJ-Uniform an. Dazwischen Familienidyllen im Grünen, und schon stehen Vater und Sohn in SS- oder Wehrmachtsuniform abmarschbereit neben der mild lächelnden Mutter. Vielleicht gibt es noch einige Bilder von Sohn oder Vater im Krieg, ansonsten geht es weiter mit den 50ern; Sommerkleider, ein Hund, ein kleines Auto und unveränderte Mienen. Der Krieg, die Uniformen und der Auftrag scheinen etwas rein Äußerliches gewesen zu sein. Es gibt keine Verbindung zwischen privater und kollektiver Geschichte, zwischen Person und Funktion. Deshalb gibt es für die Fotografien der Todeskandidaten im Warschauer Getto in der familieninternen Erinnerung keinen Platz. Und gibt es für dieses Buch denn irgendeinen Ort in einer gesellschaftlichen Öffentlichkeit, in der die HIAG - ein Verein zur traditionspflege der Waffen-SS - rechtens ist, in der ein Minister verkündet, der Pazifismus habe Auschwitz ermöglicht und in der zum Beispiel ein Vorsitzender des Ausschusses für Wissenschaft und Kunst in Niedersachsen seine Zustimmung zur NATO-Nachrüstung mit folgenden Worten begründet: »Von den zwei totalitären Systemen, die wir Deutschen erlebt haben, ist das kommunistische das inhumanste. Es hat zig Millionen Menschen umgebracht, tut es wahrscheinlich heute noch auf bestialische Weise, Da ist das nationalsozialistische, das den Mord fabrikatorisch vollzogen hat, vielleicht humaner - denn es ging in Sekunden.« Dieser Mann ist nebenbei noch Mitglied des Kuratoriums der Landeszentrale für politische Bildung in Niedersachsen. Angesichts solcher Fakten bleibt die Frage; wohin mit dem Buch? Im Deutschen Taschenbuch Verlag hat man sich darüber offensichtlich auch den Kopf zerbrochen. 1981 erschien das Buch in Brasilien unter dem Titel: »Wo ist dein Bruder Abel. Fotodokumente aus dem Warschauer Getto.« Die Lösung nun, die dtv gefunden hat mit dem Titel: »Das Warschauer Getto. Fotodokumente eines deutschen Soldaten aus dem Jahr 1941 « wischt die Frage nach Kain diskret unter den Tisch. Dokumentiert ist jetzt jüdisches Schicksal und nicht deutsche Geschichte.

Aber wie wenig Platz es für dieses Buch auch immer gibt, es ist ein wichtiges Buch und dazu geeignet, ihn sich zu verschaffen. Die Fotografien entziehen sich dem arglos konsumieren den Blick, denn sie irritieren als unversöhnlicher Widerspruch die wiedergutgemachte Selbstgerechtigkeit.

Joe. J. Heydecker: Das Warschauer Getto, Fotodokumente eines deutschen Soldaten aus dem Jahr 194 . Erschienen im Deutschen Taschenbuch Verlag, München (Herbst 83)

Konkret 03/84, S. 96

Eike Geisel

Die Reise nach Jerusalem als Pilgerfahrt nach Deutschland

Über Israel-Reiseführer und die Kunst, in der Fremde daheim zu sein

Wie zur Strafe für die Fortdauer von Invasion und Besetzung wird Israel fortdauernd von Touristen überlaufen. Das Hauptkontingent dieser sanften Invasion stellen gleichermaßen Amerikaner wie Deutsche. Während die amerikanischen Touristen, je nach Herkunft, Bekenntnis oder Interessenlage, in diesem kleinen Land eine Art Nationalpark, ein jüdisches Disneyland sehen oder mit der gelassenen Zufriedenheit des großzügigen Geldgebers die Verwendung ihrer abzugsfähigen Schenkungen betrachten, während also die amerikanischen Besucher nach Israel kommen wie der reiche Onkel zur armen Verwandtschaft, strömen die Deutschen seit je unterschiedslos dorthin, um sich zu bereichern. Für sie ist Israel schon immer das Land gewesen, wo Milch und Honig fließen - zumindest auf eine spirituelle Weise. Wer nicht nur unter der Sonne Italiens oder Spaniens braun werden, sondern seine wunde Seele mit Balsam pflegen wollte, der fuhr nach Israel.

Vor bald zwanzig Jahren schon die deutsche Linke, um sich am vermeintlichen Sozialismus der Kibbuzim und an der kollektiven Kindererziehung zu begeistern. Den geringfügigen Umstand, daß jene, mit denen sie abends über die »Ursprüngliche Akkumulation« oder die »Kolonialfrage« diskutierten, tagsüber kolonisierten und akkumulierten, übersahen sie einfach. Diesen Sehfehler haben die Linken Israel nie verziehen.

Nur wenige Jahre später schwappte eine ganz andere Begeisterungswelle an die Strände von Herzlya und Tel Aviv. Die übergroße Mehrheit der Deutschen hatte ihr Herz für den Muskeljuden entdeckt, für den Aufbauhelden und den Blitzkrieger. Die Juden, so schien es den Deutschen, die nun scharenweise nach Israel fuhren, hatten die Lehren der Vernichtung begriffen und sich zu eifrigen Vertretern der Interessen ihrer ehemaligen Peiniger gemausert.

Wie wechselvoll die Politik Israels auch war, die Deutschen reisten mit dem immergleichen Enthusiasmus dorthin, mit einer hartnäckigen Begeisterung, deren trübe Quellen unter der orientalischen Sonne rein und blau wurden wie der dazugehörige Himmel. Eine Israelreise geriet zum Kuraufenthalt, woraus die Deutschen von ihrer Vergangenheit geheilt zurückkehrten; die kurze Geschichte Israels wurde zum belebenden Elexier, nach welchem die Zuhausegebliebenen gierig griffen. Seit der Ölkrise ist Israel ein Dauerbrenner in deutschen Gemütern.

Die Vorgeschichte der israelischen Staatsgründung wird nach Einwanderungswellen berechnet. Ähnlich kann man das touristische Interesse der Deutschen an diesem Land unterteilen. Zu den beiden eingangs erwähnten Neigungen zählt seit einigen Jahren das gesteigerte Interesse der Alternativen an Israel, die mit ihrer besonderen Empörung über den Libanonkrieg die Wiedergutwerdung der Deutschen zum Abschluß gebracht haben. 50 Jahre nach Hitler ist klar, daß niemand besser sein soll als die Deutschen, schon gar nicht die Juden. In einem »Grünen Kalender« von 1983 kann es deshalb auch zum Karfreitag heißen: »Abgesehen davon, daß sie Jesus ans Kreuz nageln ließen, haben sie seit Jahrhunderten Streit mit den Arabern. Viele fragen sich, wann diese kriminelle Vereinigung Israel ausstirbt.«

Wie entlastend und im Prozeß dieser Selbstwiedergutmachung aufbauend eine Reise nach Israel wirken kann, das erfährt man aus einem alternativen Reiseführer, den zwei Hochschullehrer vor einiger Zeit verfaßt haben. »Reise-Handbuch Israel und besetzte Gebiete« lautet der Titel des alternativ, also dürftig aufgemachten Breviers. Es kommt aus einem Verlag, der die armselige Völkerwanderung der Krise, die Anders-Reisen-Touristen, mit Informationen versorgt, wie man am billigsten den von westlichem Militär und Kapital geschlagenen Pfaden durch die südlichen Zonen nachfolgt.

»Globetrotter schreiben für Globetrotter« heißt die Buchreihe, und einer der beiden Autoren, Manfred Wöbcke, teilt dem Leser mit, Schreiben sei sein »Hobby«. Mit anderen Worten, der Autor setzt auch beim Leser den Analphabeten voraus und präsentiert einen Text, der sich ausnimmt wie ein heimgewerkertes Hochbett. Ausgebildet hingegen scheinen seine Vorurteile und das Bemühen zu sein, möglichst kein Klischee auszulassen und keine Gelegenheit zu versäumen, die Deutschen durch antijüdische Häme zu rehabilitieren. Seine Ausführungen über die biblische Geschichte, die jüdische Theologie, die hebräische Sprache oder den Zionismus sind allein von der Lust am Hobby, also von Ignoranz, durchtränkt.

Gepaart mit der üblichen akribischen Auflistung von billigen Eß- und Schlafgelegenheiten besorgt der Reiseführer die Einstimmung auf einen alternativen Geschichtstrip, worin Israel wirklich zum Gelobten Land, nämlich zur seelischen Wiederaufbereitungsanlage wird. Über den Propheten Elias heißt es dort, er habe die Baalspriester auf dem Karmel »abgeschlachtet«; von den modernen Schlachthöfen der Deutschen ist hingegen nur dezent und in einem Halbsatz als den »Ereignissen der Hitler-Ära« die Rede. Die Israelis werden als wilde Chauvinisten portraitiert, deren Sicherheitsbeamte auf dem Flughafen aufpassen »wie Bluthunde«. Wahrscheinlich trinken sie nach Dienstschluß das Blut christlicher Kinder. Schließlich warnen die Autoren davor, daß man fast überall Gefahr -n. Mit laufe, betrogen zu werde anderen Worten: Vorsicht Falle, Achtung Ausländer. Zu Hause stehen die vorgeblichen Abenteurer brav bei jeder Kontrolle an und kaufen ohne Widerrede den letzten Ramsch, aber im Orient lauert der tückische, levantinische Händler, der hinterhältige Gastwirt.

Doch die Autoren sind nicht nur kluge Ökonomen, sondern auch kundige Physiognomen: »Man erkennt die Drusen leicht an ihren langen Schnauzbärten ... «, schreiben sie, und wir begreifen, die alternative Reise führt mitten ins»Abenteuer Bunderepublik«.

Leicht geschönt und redaktionell verbessert hat Manfred Wöbcke seinen Part in einem kürzlich bei dtv-Merian erschienenen Israel-Reiseführer wieder herausgebracht. Aber trotz nun entzifferbarer Stadtpläne und des Verzichts auf üble Karikaturen entsteht hier, im Verein mit anderen Autoren und aktualisiert durch den Libanon -Krieg, die nämlich neudeutsche Mischung aus Reisebericht und Ranküne. Derselbe Unfug über die Juden, deren Leben - so der Text - sich seit dem Mittelalter kaum geändert habe; dieselbe Bestialisierung der Gesellschaft, die neben »Bluthunden« nun noch andere »rücksichtslose Raubtiere« aufweist (so der Deutschlandfunk-Korrespondent Philip über die israelischen Autofahrer); dieselbe Gehässigkeit über eine hier unbekannte Tugend der Israelis: die Gastfreundschaft. Die indoktrinieren einen angeblich erst, bevor sie den Gast kärglich mit Tee und Keksen bewirten.

Seit Beirut macht der neue Antisemitismus aus seinem Herzen keine Mördergrube mehr, und dtv gebührt das Verdienst, ihn über die Klasse der Rucksacktouristen hinaus salonfähig gemacht zu haben. Eine letzte Kostprobe: Der Imam der Moschee von Akko freue sich durchaus - so die Autoren Wöbcke und Heck - »über ein Gespräch mit nichtjüdischen Touristen«. Wer ist in dieser judenreinen Unterhaltung der Antisemit? Vielleicht der Imam, auf jeden Fall aber die beiden Autoren.

Sein Seelenheil hat in Israel auch jemand gefunden, der Schreiben nicht als Hobby betreibt, sondern von Berufs wegen: die Stern-Korrespondentin Wibke Bruhns. Kaum hatte sich seinerzeit Lea Fleischmann aus der Bundesrepublik mit dem Buch »Dies ist nicht mein Land« Richtung Jerusalem verabschiedet, da meldete sich von dort wie der Igel im Märchen Wibke Bruhns mit »Mein Jerusalem«. Was der Verlag Gruner & Jahr als »aufregenden Erlebnisbericht in Wort und Bild« angekündigt hat, ist aber bloß die Nabelschau einer journalistischen Midlife-crisis, ein Text, den trotz der vielen Fotos von Amos Schliack nur noch eine Vertonung im Stil der neuen deutschen Welle retten kann.

Die Nabelschau ist durchaus wörtlich zu verstehen, denn die Autorin, der hanseatischen Etikette ledig, lädt den Leser zum Sonnenbad auf ihre Terrasse und dort zur Besichtigung ihrer Bauchfalte ein. Ähnlich geschmackvoll ist ihr eifernder Lokalpatriotismus, der aus Jerusalem einen exotischen Hamburger Fischmarkt macht, worin sie wie die weiße Frau und die orthodoxen Juden wie Schwarze, wie neckische King Kongs, erscheinen. In der Sprechweise der alternativen Schickeria plaudert sie vom »neuen Eßvergnügen« und natürlich von der »Betroffenheit«: »Der Gedanke an Sadat liegt mir wie ein Stein auf dem Herzen«.

Hätte sie Jerusalem vergessen, ihre rechte Hand wäre nicht - wie es bei frommen Juden heißt - verdorrt, sie hätte nur nicht diesen Strauß von Stilblüten gepflückt, der das Buch zu einer bunter Mischung aus angestrengten Hölderlin-Parodien und dem Small-talk von Cocktailpartys macht. »Die Zypressen stehen wie schwarze Spieße«, lautet der lyrische Auftakt des Potpourris, das mit einem Akkord der neuen Subjektivität endet: »Die Rosen blühen. Löwenmäulchen hängen mit hundert Blüten von den Kästen. Jeder sorgt sich um Polen.«

Subjektivität, so belehrt uns der Bericht von Wibke Bruhns, setzt nicht das Subjekt, sondern die Kreatur voraus. Diese kennt den Sprechakt nur als Körpersprache, als Geräusch, als Vibration der Stimmbänder. Deshalb schreit bei ihr der Landwirt nach Regen, sie selbst einen faschistischen Siedler an, und nachts schreien immer die Esel.

In Jerusalem sei sie zu Hause, schreibt sie. Das darf man ihr ruhig glauben, denn in Wahrheit war sie von Hamburg nie weg.

Von einer ähnlichen HeimatVerbundenheit zeugt das Reisebuch von Olav Münzberg, der gleich acht Reisen in verschiedenen Länder (eine davon nach Israel) unternehmen mußte, um als Spätheimkehrer den neuen Patriotismus zu besingen: »Manches Schiff/vergißt seinen Hafen... Wer sein Land vergaß/lernt es wieder«. Angesichts solcher Poesie und solcher Prosa (über das Tote Meer): »Hier ist das Schwimmen seiner ‚neuen Erfahrung und damit Definition nach überhaupt kein aktiver Vorgang« löst sich ein bundesdeutsches Geheimnis in Luft auf: die Abneigung der linken Intelligenz gegen den Kanzler. Sie können ihn nicht leiden, weil er ihnen zu ähnlich, weil er einer von ihnen ist.

Kohl wird - wie bei seinem jüngsten Israel-Besuch - nicht müde zu behaupten, er sei der Erbe von Adenauer. Olav Münzberg hat ähnliche Ambitionen, aber er bringt es nur zu einer schwatzhaften Parodie auf Freddy Quinn. Das dickleibige Protokoll einer deutschen Selbstfindung ist nach dem Muster »Schreiben als Therapie« verfaßt: am Ende löst sich nicht der Wahn auf, sondern dieser kommt erst recht zum Ausbruch in der gedruckten Versicherung, man sei nun Schriftsteller.

Die Rückkehr des verlorenen Sohns beschreibt Münzberg so: »Zuflucht und Halt liegen wieder bei den kleinen Dingen, Kehrseite der Enttäuschung durch die Verhältnisse und Menschen. Dieser Reisende ist zwischen dreißig und vierzig, privilegiert durch ein Studium und die Möglichkeit des Wissens.« Besser kann man kaum irgendwo nachlesen, wie recht die Protestbewegung gegen ihre eigenen Protagonisten hatte. Sein Buch trägt den Titel »Ich schließe die Tür und fange zu leben an«. Da möchte man nicht mit im Zimmer sein müssen. Das könnte im vierten Stock passieren, und dann schließt er

von innen ab und wirft den Schlüssel zum Fenster hinaus.

Christoph C. Gack/Manfred Wöbcke, Reisehandbuch Israel und besetzte Gebiete. Buchvertrieb Schettler, Hattdorf 1980 (Reihe: Globetrotter schreiben für Globetrotter), 324 S. 26 Mark

Peter Philipp/Gerhard Heck/Manfred Wöbcke, Israel, dtv-Merian-Reiseführer, München 1983, 327 S. 22,80 Mark

Wibke Bruhns, Mein Jerusalem. Fotos von Amos Schliack. Sternbuch, Hamburg 1982, 249 S. 65 Mark

Olav Münzberg, Ich schließe die Tür und fange an zu leben. Acht Reisen in verschiedene Länder. Verlag Ästhetik und Kommunikation, Berlin 1983, 412 S. 28 Mark

Konkret 03/84, S. 98

Georg Fülberth

Bücher
Falsche Fuffziger

Manfred Rommel: Abschied vom Schlaraffenland. Gedanken über Politik und Kultur/Deutsche Verlags-Anstalt 1981, 267 S., 32 Mark
Walter Wallmann: Der Preis des Fortschritts. Beiträge zur politischen Kultur/Deutsche Verlags-Anstalt 1983, 288 S., 32 Mark
Richard von Weizsäcker: Die deutsche Geschichte geht weiter/Wolf Jobst Siedler Verlag 1983, 288 S., 36 Mark

Der Weg vom Kanzler Schmidt zum Oppositionsführer Vogel hat eine kommunale Vorgeschichte. 1974 folgte Manfred Rommel (CDU) in Stuttgart auf den parteilosen Oberbürgermeister Klett. 1977 brach in Frankfurt/Main eine mehr als dreißigjährige sozialdemokratische Serie ab: Wahlmann (CDU) kam. In München verlor die Sozialdemokratie das kommunale Spitzenamt an die CSU. 1981 schließlich wurde Richard von Weizsäcker Regierender Bürgermeister von Westberlin.

Irgendwann nach der »Wende« von 1982 mag's wieder andersrum gehen. Schon schwadroniert Johannes Rau von einer Erneuerung der SPD in Städten und Gemeinden.

Das alles ist leicht erklärlich und hat etwas mit Konjunkturen, langfristigen Trends und den verschiedenartigen Funktionen des Staatsapparates zu tun. Wenn in Bonn Krisen verwaltet und Kriegsfälle vorbereitet werden, gibt es in der Provinz viel Müll wegzuräumen. Da trifft es sich gut, wenn der Abfallverwerter in einer anderen Partei ist als die Figur an der Spitze. Die vom Trend begünstigten haben allerdings ein Interesse daran, Belege für ihre Tüchtigkeit zu sammeln: So haben Rommel, Walter Wallmann und von Weizsäcker ihre Reden und Aufsätze als Bücher herausgegeben.

Unter ihnen wird der Stuttgarter Oberbürgermeister als eine Art Volksschriftsteller geschätzt. In der Tat erlaubt er den Verehrern Heinrich Lübkes, ihn mit Karl Valentin zu verwechseln. Besonders beliebt dürften diejenigen seiner Späße sein, die etwas mit der Verdauung, Bettnässen, Hunden und Landbriefträgern zu tun haben. Im Kontrastprogramm gibt es Zitate von Marx, Trotzki und Brecht, vor allem dann, wenn sie in Witzen verwendet werden können.

Im Mittelpunkt des Rommelschen Denkens steht der Mensch. Eine ziemlich kaputte Abart kommt als »der moderne Mensch« vor. Der Mensch ist ruhig, konservativ, keineswegs ohne Fehler, hat uralte, sich wenig verändernde Bedürfnisse und neigt zur Sparsamkeit. Der »moderne Mensch« ist neurotisch, organisiert sich in Gruppen, vor allem Gewerkschaften und Bürgerinitiativen, welche den Staat unter Druck setzen, und heizt die Inflation an. Dem Menschen angemessen ist eine solide Finanzplanung: ihre kontinuierliche und vorsichtige, konjunkturfreie und geschichtsfremde Fortschreibung weist sprunghafte Forderungen ab. Deshalb heißt die gegenwärtige Parole: Gürtel enger schnallen und das Buch »Abschied vom Schlaraffenland«. Im übrigen ist die Welt hinter dem Killesberg zu Ende, wodurch es dem Menschen möglich wird, das Überhandnehmen von Verwaltungsvorschriften als letztlich einziges Weltübel zu erkennen. Gott und Adam Riese setzen den Rahmen, über Weiteres - das im Buch konsequenterweise auch nicht vorkommt, Vater Erwin erscheint als Briefmarkensammler - braucht sich der Bürger keine Gedanken zu machen, so daß er CDU wählt.

Präsentiert sich Rommel als grantelnder Spießer, greift Wallmann nach Höherem. Wir kennen ihn lange: 1969 erklärte er öffentlich, das faschistische Gerichtsurteil, welches 1937 Wolfgang Abendroth für vier Jahre ins Zuchthaus brachte, sei in Ordnung gewesen. Der Vorsitz im Guillaume-Untersuchungsausschuß des Bundestages war die Rolle seines Lebens. Da verschlug ihn ein überraschender Wahlausgang auf den Oberbürgermeisterstuhl der Stadt Frankfurt, die aus irgendwelchen Gründen einen »linken« und »liberalen« Ruf hat. 1983 wollte er Ministerpräsident Im seit Jahrzehnten sozialdemokratisch regierten Hessen werden und brauchte dafür ein zivileres Image. Aber auch eine etwaige Bonner Zukunft will Wallmann nicht ganz vergessen. Dies macht ein Einerseits-Andererseits nötig.

Einerseits: bekennt er sich zur »Nachrüstung« und verlangt ein außenpolitisches Konzept, um die »Gefahren aus dem Niedergang des Sowjetischen Imperiums« zu »managen«. Andererseits hängt er Jürgen Habermas den Theodor-W.-Adorno-Preis um. Dabei klärt Wallmann sein Verhältnis zur Kritischen Theorie: »Sie, Herr Professor Habermas, vertreten die Kühnheit des Denkens; ich stehe als Politiker hier für die Vorsicht des Handelns«.

Der Frankfurter Oberbürgermeister warf also 1983 mit dem Buch nach der Ministerpräsidenten-Position, was schiefging. Das wußte Richard von Weizsäcker noch nicht, als er im selben Jahr seine Sammlung »Die deutsche Geschichte geht weiter« veröffentlichte. Die Zielstrebigkeit, mit welcher er ins Bundespräsidenten-Amt drängt, befremdete zeitweilig diejenigen, welche ihn als distinguierten Herrn loben. Doch zeigt das Buch selbst, daß nicht Karrierismus ihn leitet, sondern Berufung nach seinen Laufbahnen in« Militär, Wirtschaft, Kirche, Partei und Westberlin sieht er sich in erster Linie als ideologischer Führer, der als nationaler Weihepriester seine spezifischen Fähigkeiten optimal zu entfalten hofft.

Die theoretische Grundausstattung, welche er hierfür mitbringt, ist so schlecht, daß sie wegen ihres Verzichts auf Denkalternativen fast schon suggestiv wirkt: ein einliniger Wirtschaftsliberalismus, gepaart mit dem dazu völlig

paßgerechten Konservatismus in Fragen des Staates, der nicht durch pluralistischen Verbandseinfluß am Funktionieren gehindert werden darf. Weizsäcker signalisiert zärtliche Zuneigung für die Alternativbewegung da, wo er bei ihr ein Zusammenspiel von Liberalismus und Subsidiaritätsprinzip vermutet. Hier wittert er den »Übergang zur Selbstverantwortung und Mitverantwortung«. Das erste Druckerzeugnis, welches er zitiert, ist die »taz«. Historisch Kurzsichtige werden gar seine Bindung an den 20. Juli 1944 als »links« einstufen, zumal er die größere Sympathie dem Kreisauer Kreis entgegenbringt und darüber spekuliert, ob dieser nicht allmählich auch ein ausgewogenes Verhältnis zum Westen und zum Osten angestrebt hätte. Die Rüstung mit Cruise missiles und Pershing II billigt er ausdrücklich, das Durchboxen überläßt er anderen.

Da ' bei fehlt der harte Schlag mit dem Handrücken plus Siegelring keineswegs. Etwa so: »Setzen Sie durch, daß der einstmals gemeinsame Ministerpräsidentenerlaß bald effektiv und einheitlich zur Anwendung kommt! Es gilt doch zu verhindern, daß in irgendeinem Bundesland unsere Kinder durch radikale Lehrer zur Intoleranz erzogen werden können«. Auch fürchtet er »die Herrschaft des Kollektivs über den Menschen, etwa an einigen Fachbereichen hessischer Universitäten«.

Der hat's nun allerdings nötig. Als Adjutant in der Hitler-Armee, Wirtschaftsmanager und Parlamentarier hat er stramme Kollektive entweder geführt oder sich ihnen angepaßt. Bei der Abstimmung über den Warschauer Vertrag 1972 beugte er sich dem Fraktionszwang, wofür er einen Titel erhielt: »Ein hochgebildeter, hochkultivierter, hochintelligenter Waschlappen« (Baring, Machtwechsel).

Rommel, Wallmann und von Weizsäcker gelten auch aufgrund ihrer Bücher als liberale Typen. Liberal sind sie wirklich, nämlich Propagandisten der Freien und der Sozialen Marktwirtschaft. Auch werden sie als Intellektuelle etikettiert, weil sie anders schreiben als Helmut Kohl und anders heißen als Ignaz Kiechle. Auf dem Gebiet der Wirtschaftstheorie sind sie schwächer als Adam Smith 1776, als Praktiker weniger wirksam als Ludwig Erhard 1948. Dennoch scheinen sie ihren Lesern viel Neues zu sagen, weil die Geschichte in der Bundesrepublik zwar als Hofwissenschaft gehandelt wird, in ihrer Substanz aber eine Geheimdisziplin geblieben ist.

Aber es wäre ungerecht, die drei Giganten nur vor der Folie ihrer eigenen Partei zu sehen. Originell und klug erschienen sie vor allem im Umfeld der Ära Schmidt mit deren umfassender Einfallslosigkeit und schwitzenden Sterilität. Stilistisch sind ihre Texte deutlich besser als das unmäßig flache Buch »Die Amtskette«, mit dem H.J. Vogel in den siebziger Jahren über seine Münchner Oberbürgermeister-Zeit berichtete. Die Entstehungszeit der meisten dieser CDU-Beiträge umgibt sie mit der Aura des Oppositionellen, welches das noch schlimmere Nachfolgende legitimieren soll. So sind auch sie Resultate der sozialliberalen Koalition, deren Ödnis sie zusätzlich beleuchten.

Konkret 03/84, S. 100

Wolfgang Pohrt

Bücher
Das Kursbuch ist ein Enkelbuch

Nr. 74: Zumutung an die Grünen / Rotbuch Verlag 1983, 9 Mark

Was für die politische Praxis der gewaltfreie Widerstand ist, ist für die Theorie die streitfreie Diskussion. Wer fürs erstere Paradox eine Orientierungshilfe sucht, wird sie leicht in Vorbildern aus der deutschen Geschichte finden, etwa in der »inneren Emigration«, einer ebenso willensstarken wie friedfertigen Kampfform. Wer hingegen wissen will, wie man diskutieren kann, ohne sich streiten zu müssen, sollte regelmäßig das »Kursbuch« lesen.

Das Konstruktionsproblem bei der streitfreien Diskussion besteht darin, auf zwei entgegengesetzte Meinungen nicht verzichten zu können und gleichzeitig ihren Zusammenprall verhindern zu müssen. Chefingenieur Karl Markus Michel hat für die kniffelige Aufgabe in jahrelanger Entwicklungsarbeit nun eine verblüffend einfache Zweistufenlösung gefunden. Besten Schutz davor, daß die Kontroverse zwischen zwei Meinungen in Kratzbürstigkeit ausarten könnte, bietet zunächst die Methode, beide Meinungen von einer Person oder einem Personenkreis vertreten zu lassen. Streit und Polemik werden so zum Gewissenskonflikt veredelt, der dem deutschen Besinnungsaufsatz Schwere, Tiefe und jenen Glanz schenkt, den im neuen Band manch kostbarer Untertitel wie »Scherzo funebre« oder »Eine Revue« abstrahlt.

Auch der vernachlässigbar geringen Gefahr, daß aus dem inneren Dialog eine heiße Debatte werde, hat Sicherheitsfanatiker Michel sich nicht aussetzen wollen, und er hat deshalb auch den inneren Dialog vor Überhitzung geschützt, durch ein Kühlsystem, welches mit dem Faktor Zeit arbeitet. Die Jährchen, die jeweils verstreichen, bevor das Kursbuch mit einer neuen Meinung an die Öffentlichkeit tritt, bilden eine zuverlässige Pufferzone oder Abkühlpause.

Wenn Zeitgenossen den Diskussionscharakter der Publikation deshalb aus den Augen verlieren, so liegt das ausschließlich an ihrem verengten Blickfeld, denn das Kursbuch ist für die Ewigkeit gemacht, nicht für die Gegenwart. Aus kosmischer Sicht besehen, aus dem Jahre 2450 zurückgeschaut, wenn zehn Jahre, die fünfhundert zurückliegen, für den Betrachter als Zeitraum keine Rolle mehr spielen und zu einer Sekunde geschrumpft sind, dann könnte die Kursbuchlektüre spannend werden.

Ein Rat: Das neue Kursbuch »Zumutungen an die Grünen« (welches genau das Phänomen kritisiert, welches es ein paar Jahre vorher propagierte) gut verpacken, draufschreiben »nicht öffnen vor dem Jahr 3000« und das Paket als Erbstück beim Notar deponieren.

Die Enkel werden es Ihnen danken.

Konkret 03/84, S. 100

Matthias Altenburg

Bücher
Sterben vor dem Tod

Ludwig Fels: Betonmärchen, Luchterhand Verlag 1983 / (SL 489), 112 S., 9.80 Mark

Ein Teil der ernstzunehmenden Literatur dieses Landes führt eine Existenz im bürgerlichen Untergrund. Ganz unromantisch, ohne RAF- und Samisdat-Ambiente. Nicht einmal das Feuilleton kann viel dafür und scheinbar nichts dagegen. Wer kennt schon die Bücher von Piwitt, von Guntram Vesper und Gerd Fuchs? Derweil hört die akademische Linke BAP und liest Hemingway. Abends, in den Kneipen, gibt sie sich den Kopfschuß.

Und wer kennt schon Ludwig Fels? Als 1975 sein »Sünden der Armut« erschien, da hatten wir unser Schmuddelkinderbuch. Dasselbe Licht, die Kneipen, der Dreck, der Regen, die Geilheit. Aus der Siedlung, so dachten wir, sei das geschrieben. Wer sonst als wir Stadtrandkinder hätte verstehen sollen, was da stand.

Die feineren Nasen rochen schon damals das Quäntchen Unheilsgewißheit heraus, raschelten Beifall, wenn von Vergeblichkeit die Rede war, merkten, da steht sich ein Rebell im Wege. Wär doch gelacht, wenn der nicht stolpert.

Fels machte weiter und bekam Preise. Man fand Namen für seine Sprache: anarchistisch, aggressiv, expressionistisch; was er da fabriziere, sei Erlebnisrealismus. Alles Kappes. Damit wird Literatur auf den Begriff, die Welt auf die Größe einer Briefmarke gebracht. So wird verquatscht, was vormals genau war. Aber natürlich, wem Thomas Mann DIE SPRACHE ist, dem ist Fels aggressiv. Wer nichts erlebt, braucht Realismus. Paradiesvögel für die Schmierfinken!

Und jetzt »Betonmärchen«, siebenundsiebzig kurze Prosastücke. Die Überschriften: »Der Tote« und »Rundreise ums Grab«, »Trauerbericht« und »Mein liebstes Ende«. Vier Titel, die für alle stehen. Das liest sich wie ein Abschiedsbrief. Immer gehts gleich ins Volle, an die Existenz. Kaum ein Text, in dem nicht gesiecht, gestorben, verendet, verreckt wird. Die Botschaft des Ganzen. Es gibt ein Sterben vor dem Tod; sterben, that's life. Aber das hier ist nicht das freundliche Schwarz von Thomas Bernhards Geschichten, wo man, wie beim Serienkrimi, doch immer weiß: der Autor kommt grad nochmal durch, um im Frühjahrsprospekt von Suhrkamp wieder dabei zu sein. Fels Tode sind keine Kopfgeburten: »Es war ein Fehler, zu glauben, der Tod fange im Kopf an, nur weil sich dort die Gedanken an ihn aufhalten: Er beginnt in den Eingeweiden, wühlt zwischen den Rippen und hängt Gedärm ans Herz.« Daß die kleinsten Genüsse der größten Anstrengung bedürfen, wir hatten es kapiert. In den »Betonmärchen« ist jede mögliche Lebensweise zur Todesart geworden.

Es ist arg kalt geworden, wir wissen es. Und doch ist die Welt nicht so, wie Fels sie wahrnimmt, wie er sie beschreibt. Was sollten wir auch anfangen mit schriftlichen Duplikaten der Wirklichkeit. Aber er registriert die täglichen Verwüstungen ohne Distanz; erzählendes Ich und Autor sind identisch. Soviel ist klar: Neben uns verzweifelt ein Genosse. Merken wir nichts mehr? Oder können wir die Grunde für unsere Hoffnung, daß eine Zukunft möglich sei, schon keinem mehr glaubhaft machen?

Agonie heißt Todeskampf, also immerhin Kampf.. »Man kommt nur hoch, wenn man sich ins Gesicht seiner Feinde krallt. « Wir sollten uns den Satz merken, und wir sollten tun, was er sagt. Du auch, Ludwig Fels.

Konkret 03/84, S. 102

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Hundertzehn Jahre nach dem Kommunistischen Manifest hat die deutsche Sozialdemokratie das Programm der Arbeiterbewegung in Godesberg der neuen Zeit angepaßt. Dreißig Jahre später hat die Partei feststellen müssen, daß es - nein, nicht das Kommunistische Manifest, das wird erst in hundert Jahren aktuell - veraltet ist. Eine »Grundwertekommission« unter Anleitung von Erhard Eppler, Richard Loewenthal und Heinz Rapp sollte den Godesberger Slum sanieren. Was dabei entstanden ist, hat keiner so tief begriffen wie der Setzer der »Frankfurter Allgemeinen«:

Die Diskussion über ein neues Grundsatzprogramm werde nicht das Bild einer zerstrittenen oder gar gespaltenen Partei bieten. Herkömmliche Bezeichnungen wie »links« oder »rechts« seien überholt oder korrigiert worden, weil die Kommission »nee Tatbeus nätu ednu eedn ... «

Man vergleiche die bewußtseinserweiternde Wortgewalt dieses Zitats mit der verblödenden Vorlage, worin die Kommission »neue Tatbestände und neue Bewußtseinsinhalte im Lichte sozialdemokratischer Tradition reflektierte«, bis sie nicht mehr wußte, wo rechts und links ist.

Warum schreien nur immer *die* Leute nach Elite-Schulen, die schon vom Stoff der landesüblichen Sexta überfordert sind? Man höre nur den »Welt«Redakteur Peter Philipps:

Elite bekommt wieder Konjunktur. Notfalls auch nur als Pappkamerad... Jeder soll seine Chance zum Abitur haben, aber keiner ein Anspruch darauf. Der Deutsche Philologen Verband hat jetzt mit einem Memorandum in die Elite-Diskussion eingegriffen. Sie haben die Pappkameraden in die Ecke gestellt... Wir können uns keine Pappkameraden-Schlachten mehr leisten.

Die Deutsche Philologen Verband haben aller Grund, statt mit Memoranden zu nerven, ihr Papierkameraden Nachhilfe erteilen, damit ihm einen nützlichen Glied der Elite wird.

Theo, Häuptling der Zulu-Metaphern, hat wieder furchtbare Beute gemacht:

Ein Verteidigungsminister schickt einen der drei höchsten deutschen Generäle sang- und klanglos in die Wüste. Als dann die Doppelgänger-Theorie ins Kraut schoß, war Wörners politische Zukunft vorübergehend keinen Pfifferling mehr wert. Solange Blut im Wasser ist, fühlen sich die Haie angezogen. Ein Kabinett Kohl mit waidwundem Wirtschaftsminister und angeschlagenem Verteidigungsminister lädt geradezu ein zu Querschüssen. Aber auch dann, wenn der Ritt über den Bodensee gelingt, wenn die nachgebesserte Beweislage unterfüttert, was im Dezember nur das dünne Resultat teils extralegaler, teils schludriger Recherche war, dann

reckte die Magd den Arm in die Höh': Herrgott, so rittet ihr über den See! Das schwäbische Meer aber war eine Wüste wo die Pfifferlinge quer ins Kraut schossen und die Haie trafen. Theo aber sinkt nicht vom Gaul, sondern fragt:

Wie läßt sich der MAD, der so vielen Ministern schon zum Stolperbrett geworden ist, an die Kandare nehmen?

Nach dieser Wiedervereinigung von Pferd und Hindernis galoppiert Theo als dreifacher Oxer direkt in Pulvermanns Grab:

In Hitlers Drittem Reich war es möglich, die anrüchige Affäre Fritsch binnen fünf Wochen so zu bereinigen, daß die Ehre des angeschuldigten Generalobersten wiederhergestellt war. Was 1938 möglich war, sollte doch 1984 nicht unmöglich sein.

Voilà. Ich hatte ihn gewarnt, er werde eines Tages vor lauter angestrengter Suche um den falschen Ausdruck ein richtiges Wort finden. Es wird, dafür sorge ich, neben dem seines (was sage ich? unseres) Landsmannes Filbinger, in die Geschichte eingehen.

In puncto Superlative kann es mit der Waschmittelreklame nur die Laudatio aufnehmen:

Die deutsch-englische Freundschaft ist sein Lebenswerk geworden.

Haben Sie schon gehört? Churchill ist tot! Ach was:

Herbert Sulzbach, ehemaliger Senior der Deutschen Botschaft in London, wird am 8. Februar seinen 90. Geburtstag feiern. Der frühere Botschafter Karl Günther von Hase sagte einmal.»Ich kenne niemanden, der sich ein Leben lang so

konsequent für ein friedliches Europa eingesetzt hat wie Sulzbach. «

Das soll ein Superlativ ein? Da kann ich besser: Ich kenne nicht einmal Sulzbach.

In der Reihe »Hier dichtet der Funktionär« liest heute Jonny Müllner, 1. Bevollmächtigter der IG Metall Hamburg:

Mit der Existenzvernichtung beginnt eine menschliche Tragödie, für die die Gesellschaft bis heute keine humane Alternative gefunden hat.

Stilrichtung: sozialdemokratischer Expressionismus der rosa Epoche. Wo einst die menschliche Tragödie mit der Vernichtung der Existenz endete, wird heute die Gesellschaft auf die Suche nach einer humanen Alternative geschickt. Wir wär's mit ausstopfen und bevollmächtigen?

Es ist leider nicht zu bestreiten, daß die sprachliche Hysterie, die aus jedem Kündigungsschreiben einen Mordanschlag, aus jedem prügelnden Bullen einen KZ-Wächter und aus jeder Belästigung Psycho-Terror macht, auf linkem Mist gewachsen ist. Die Gewöhnung des Publikums an diesen ununterbrochenen Schrillton hat den Heiner Geißler ermöglicht und nun auch den Grafen Lambsdorff ermutigt:

Ich hätte auch von journalistischen Todesschwadronen sprechen können, die von Hamburg aus auf die Reise geschickt werden, um politisch mißliebige Personen ihrer Glaubwürdigkeit zu berauben.

Solange die Räuber nicht das Geld nehmen, das er von Flick so reichlich nicht bekommen hat, wird er mit dem »Spiegel«Herausgeber Rudolf d'Aubuisson leben können. Wenn der Graf jetzt noch dafür sorgen könnten, daß seine salvadorianischen Freunde ihren Landsleuten nichts Schlimmeres antun als ihm von den Todesschwadronen droht - mit monatlich achttausend Mark in Pension geschickt zu werden -, sei ihm alles vergeben.

Revo in Hamburg,. Der Senat hat die Alkoholsteuer erhöht und die betroffenen Redakteure der »Hamburger Morgenpost« stehen schwankend auf zum letzten Gefecht:

Von dieser Senatsentscheidung sind breite Schichten der Bevölkerung betroffen. Der zahlende Kunde ist verärgert, trinkt sein Bier lieber zuhause,

bis er zu den extrabreiten Schichten der Bevölkerung gezählt werden kann.

Andropow ist tot - und vor dem tränenden Auge des »Bild«-Redakteurs verwischt sich der ersehnte Treffer:

Am Grabe Andropows treffen sich heute die Mächtigen der Welt. Schade, daß immer erst einer sterben muß, bevor sich so viele Mächtige aus Ost und West treffen.

Jammerschade, aber wenn's nun mal nicht zu ändern ist, darf man doch hoffen, daß die Mächtigen aus Ost und West sich sehr bald in Washington, Bonn, London, Paris, ach, und den Craxi hab ich noch vergessen: in Rom treffen werden.

Schlußsatz einer »Presseerklärung« Petra Karin Kelly:

Frau Kelly bedauert sehr die Entscheidung der Fraktion von gestern abend, hinsichtlich der Absage der geplanten Pressekonferenz, da so das notwendige Maß an Transparenz der grünen Diskussions- und Entscheidungsprozesse nicht zum Ausdruck kommt.

So, das notwendige Maß an Transparenz der Prozesse kommt nicht zum Ausdruck? Typisch Petra - ap das überflüssige Maß an Austritt von Transpiration hinsichtlich der Lektüre ihrer Presseerklärungen denkt sie sehr nicht.